



Das Buschgespenst

Karl May

Das Buschgespenst

Karl May

Karl May

Erzählung

Der vorliegende Roman ist ein in sich abgeschlossener Teil der von Karl May im Jahre 1884 veröffentlichten Erzählung »Der verlorene Sohn« und spielt etwa im Jahre 1867. Über die Entstehungsgeschichte, den Werdegang und die Geschehnisse dieses Werks findet man Näheres in Bd. 34 »Ich«, sowie in der Broschüre von Dr. E. A. Schmid, »Die Lieferungsromane Karl Mays«. Im Sinn unserer dort niedergelegten Ausführungen wurde der Roman sorgfältig durchgefeilt und tunlichst von Fremdkörpern, Weitschweifigkeiten und Unstimmigkeiten befreit. Bei dieser mehrjährigen und mühevollen Tätigkeit haben uns die Herren Franz Kandolf (München) und Johannes Nixdorf (Breslau) in dankenswerter Weise unterstützt.

Radebeul, Herbst 1935.
Die Herausgeber.

Das Buschgespenst

Erzählung

von

Karl May

Bearbeitet von

Dr. E. A. Schmid und Otto Eicke

81. bis 104. Tausend



Karl-May-Verlag
Radebeul 1

1. Im Land der Armut

Es war Samstagmittag vor Fastnacht.

Draußen, hart am Waldrand und fast eine halbe Wegstunde vom Dorf Hohenthal entfernt, erhob sich auf steiler Halde eine finstere, rußgeschwärzte Gebäudemasse, in deren Mitte eine rauchende Esse zum Himmel ragte: das Kohlenbergwerk ›Gottes Segen‹.

Eine Glocke läutete – die Schicht war zu Ende. Im Förderhaus wurde der Personenaufzug mit der Maschine gekoppelt, und bald entstieg dem schwarzen Schlund eine Schar kohlenstaubbedeckter Männer, die seit Mitternacht tief unter der Erde gearbeitet hatten, um an der Oberwelt ihr Leben fristen zu können. Andre fuhren an ihrer Stelle ein.

In den ärmlichen Dörfern des sächsischen Erzgebirges wohnen gläubige Leute. Die

Männer der Feierschicht sammelten sich um den Steiger und falteten die Hände. Er sprach ein kurzes Dankgebet, daß Gott sie während der letzten zwölf Stunden gnädig beschützt hatte, und dann stimmten die rauhen Kehlen ein Kirchenlied an;

»Was Gott tut, das ist wohlgetan –
so wollen wir stets schließen.
Ist gleich bei uns kein Kanaan,
wo Milch und Honig fließen,
so wird von Gott doch unser Brot
zur G'nüge dem bescheret,
der ihm traut und ihn ehret.«

Als das letzte Wort verklungen war,
begaben sich die Leute zum Zahlmeister,
um sich den Wochenlohn zu holen.

Nur einzeln durfte man in das Zimmer des Beamten kommen. Er war ein wortkarger, menschenfeindlicher Mann, der jedem Eintretenden das Geld schweigend hinschob und ihn dann mit einem barschen Wink verabschiedete. Darum fiel es auf, daß er heute die Knappen nach dem

Lohnempfang aufforderte, vor dem Haus,
zu warten.

Es war bitterkalt; der Schnee lag über einen
Meter hoch und fiel noch immer in dichten
Flocken. Die Leute zitterten; ihre dünne
Kleidung gewährte nicht genügend Schutz
gegen den Frost.

Doch der Zahlmeister ließ sich Zeit; erst
nach einer geraumen Weile trat er heraus.

»Ich habe euch im Auftrag des Herrn Baron
von Wildstein zu eröffnen«, sagte er ohne
jede Einleitung, »daß er von jetzt ab für
Schicht und Mann zehn Pfennig weniger
zahlt. Es ist Winter; die Nachfrage nach
Kohlen ist zwar stark, aber der Schnee, der
die Straßen ungangbar macht, erschwert
den Absatz, und die Betriebskosten werden
immer größer. Das ists, was ich euch
bekanntgeben soll.«

Die Leute blickten einander bestürzt an. Ein
Flüstern und Murren ging durch die Reihen;
endlich raffte sich einer – es schien der

älteste der Knappen zu sein – zu einer Erwiderung auf.

»Herr Zahlmeister«, begann er zögernd,
»das ist eine schlimme Nachricht! – Wissen Sie noch, wieviel ich heut erhalten habe?«

»Ja; sechs Mark!«

»Sechs Mark für eine ganze Woche! Sechs Mark für eine zweiundsiebzigstündige Arbeitszeit unter der Erde! Sechs Mark für sechs zwölfstündige Schichten in steter Lebensgefahr!«

»Ist dir's nicht genug, so such dir andre Arbeit!«

»Das kann ich nicht. Sie wissen das auch, Herr Zahlmeister. Es gibt hier nur Weber und Bergleute. Zum Weben sind meine Augen zu schwach, und dieses Bergwerk ist das einzige in der Gegend. Ich muß bleiben.«

»So beschwer dich nicht!«

»Ich beschwere mich nicht; aber ich denke an die acht Köpfe, die von meinen sechs Mark leben wollen. Herr, wir hungern schon längst – wir hungern und frieren. Was soll aus uns werden?«

»Das geht mich nichts an. Ich erfülle nur meine Pflicht. Ich soll den Entschluß des Herrn Baron mitteilen, und ich habe es hiermit getan. Wer nicht einverstanden ist, der braucht ja nicht wiederzukommen. Ich finde Arbeitskräfte genug.«

Bei diesen Worten drehte er sich um und verschwand wieder im Haus.

Bedrückt wandten sich die Männer ab und wateten in Gruppen durch den Schnee heimwärts.

Nach einer halben Stunde lagen die niedrigen, verschneiten Giebel des Dorfs vor ihnen, lauter ärmliche Hütten. Nur zwei hoben sich von den übrigen ab – das Pfarrhaus und noch ein andres, das auch nichts weit von der Kirche lag und über

dessen Tür in goldnen Buchstaben auf einer
Marmortafel der Spruch prangte:

»Der Herr behüte dieses Haus
und die da gehen ein und aus!«

Und an der Tür stand auf einem
Porzellanschild: ›Seidelmann & Sohn‹.

Als draußen auf dem Schacht das
Schichtzeichen erklingen war, hatte auch
hier im Dorf Hohenthal der Küster die
Mittagsglocke in Bewegung gesetzt. Das
war so alter Brauch: mittags zwölf Uhr
wurde mit der kleinen Glocke geläutet. In
dieses Geläut mischte sich das taktmäßige
Geklapper der Webstühle, das seit dem
frühesten Morgen schon aus den
Wohnungen der Weber in das
Schneegestöber hinausdrang.

Die Tür eines Häuschens öffnete sich. Ein
Mädchen, in jeder Hand eine Wasserkanne,
wollte heraustreten, fuhr aber rasch wieder
zurück, als ein scharfer Windstoß ihm eine
ganze Wolke Schnee entgientrieb.

Im gleichen Augenblick sprang ein junger Bursche aus dem Nachbarhaus herbei.

»Grüß Gott, Engelchen!« rief er. »Du willst an den Brunnen?«

»Ja, Eduard.«

»Bei diesem Schneegestöber ist das nichts für dich. – Gib mir die Kannen!«

Er nahm ihr die Gefäße aus den Händen und eilte fort, um für sie das Wasser zu holen. Sie zog sich wieder hinter die Tür zurück, hielt sie aber ein wenig geöffnet, um Eduard nachzublicken.

Er hatte sie Engelchen genannt, eine Verdeutschung von Angelika, was ja die Engelhafte bedeutet. Angelika war etwa achtzehn Jahre alt, ein hübsches, frisches Mädchen. Ihre Kleidung war einfach und sauber. Der rote Flanellrock reichte ihr bis zur Hälfte der Waden; die Winterjacke war vorn ein wenig geöffnet. Das Gesicht blühte unter dem vollen Haar.

Eduard kam mit den gefüllten Kannen zurück. Sie schob die Tür weit auf.

»Komm herein, Eduard! Draußen kannst du heut die Kannen nicht absetzen!«

Er schlüpfte ins Haus und rieb sich pustend die Hände.

»Ein schlimmes Wetter«, meinte er. »Wenn es so fortmacht, werden wir bald nicht mehr über die Straße gehn können.«

»Und doch kommst du herüber, um mir Wasser zu holen? – Ich danke dir.«

Sie bot ihm die Rechte, die er herzlich drückte.

»Oh, Nachbarn müssen einander aushelfen!«

»Aber du hast deswegen deine Arbeit unterbrochen.«

»Nur wenige Minuten. Das hole ich schnell ein.«

»Und hast's doch so notwendig.«

»Woher weißt du das, Engelchen?«

»Meinst du, ich hätte nicht gehört, daß du die Nacht durchgearbeitet hast?«

Er nickte, und dabei nahm sein hübsches, offnes Gesicht einen trüben Ausdruck an.

»Es mußte eben sein, Engelchen; ich muß ja heut in der Dämmerung fertig werden. Du weißt, daß mein Vater infolge seiner schweren Erkältung innerhalb vierzehn Tagen nur ein Stück vollenden konnte, und deshalb hatte ich drei zu weben.«

»Du machst dich krank. Du darfst den Fleiß nicht übertreiben. – Sag, warum mußt du denn eigentlich so viel bringen, Eduard?«

»Weil wir viel Geld brauchen. Seidelmann hat dem Vater das Darlehn gekündigt.«

»Herrgott, ist's möglich?« rief sie erschrocken. »Der reiche Seidelmann braucht's doch gar nicht!«

»Gewiß. – Aber was hilft uns das? Er sagt, er habe jetzt im Geschäft sehr viel verloren und müsse alle außenstehenden Gelder einziehn.«

»Das glaube ich nicht. Vielleicht hat er einen andern Grund.«

Eine jähe Röte überzog Eduards Gesicht.

»Das ist freilich möglich«, antwortete er sichtlich zurückhaltend. »Und den Grund glaube ich zu kennen.«

»Nun?« forschte sie gespannt.

»Jetzt nicht, ein andermal! Du wirst mit dem Essen zu tun haben.«

»O nein, das ist schon vorbei! Es gab des Vaters Leibgericht, grüne Klöße und Rauchfleisch. Was habt ihr denn heut?«

Eduard errötete noch tiefer als vorhin; um es nicht merken zu lassen, wandte er sich zur Seite.

»Ich weiß es wirklich nicht, Engelchen. Wenn ich in so eiliger Arbeit stecke, nehme ich mir nicht die Zeit, darauf zu achten, was Mutter kocht. Ich werde es ja sowieso gleich erfahren. Leb wohl, Engelchen!«

»Leb wohl! Kommst du am Abend zu uns?«

»Ja, ich komme.«

Er sprang wieder hinaus ins
Schneegestöber.

Das Häuschen, in das er eilte, war noch kleiner als das von Angelikas Eltern. Der Flur bestand aus festgeschlagenem Lehm; rechts war ein Abstellraum und ein Ziegenstall, links die Wohnstube. Sie besaß nur zwei Fenster, und vor jedem stand ein Webstuhl. Grad als Eduard in die Stube trat, hörte er die Mutter sagen: »Komm, Vater, steig aus dem Stuhl! Wir wollen essen!«

Langsam und schwerfällig folgte der Weber dem Wink. Er ging gebeugt, und sein Haar

war, wie auch das der Mutter, vor der Zeit
ergraut. Armut und Sorgen hatten das getan.

Auf den Ruf der Mutter regte es sich auch
in den Ecken und Winkeln der Stube. Fünf
Kinder, außer Eduard, eilten dem
blankgescheuerten Tisch zu, während die
Mutter eine Schüssel Kartoffeln
herbeibrachte.

Der Vater faltete die Hände.

»Wir wollen beten!«

Alle neigten andächtig die Köpfe.

»Du schenkst uns, Gott, so väterlich
jetzt Speis' und Trank, wir preisen dich;
denn alles, was uns stärkt und nährt,
wird uns durch deine Hand beschert.
Sieh, deine Gaben nehmen wir
mit Freuden, Vater, hin von dir!
O laß uns den Genuß gedeihn
und dir dafür auch dankbar sein!«

Jetzt erst setzte sich der Mann. Das war das Zeichen zum Beginn der Mahlzeit. Die Kinder langten gierig zu, als ständen lauter Leckerbissen auf dem Tisch, und es gab doch nur eine Schüssel Kartoffeln in der Schale und dazu nichts als Salz, das die Mutter braun geröstet hatte, um ihm einen besondern Geschmack zu verleihn.

Da öffnete sich die Stubentür, und ein altes, dürres Männchen trat ein.

»Guten Tag, Gevatter Hauser!« grüßte der Besucher, der sich bemühte, einen Hustenanfall zu unterdrücken. »Ihr seid beim Essen? Da will ich nicht stören. Ich komme ein andermal wieder.«

»Bleib nur!« wehrte Hauser ab. »Nimm dir dort den Schemel! Uns störst du nicht.«

Der Alte hockte sich neben den Ofen und befühlte die Kacheln.

»O weh!« murmelte er. »Kein Feuer mehr!«

»Der Gevatter will sich wärmen«, sagte der Weber zu seiner Frau. »Leg noch einmal an, Mutter

Frau Hauser zog ein bekümmertes Gesicht.

»Die Kohlen sind alle, Vater.«

»So nimm Holz!«

»Ist auch keins mehr da. Es reichte grad noch, die Kartoffeln zu kochen.«

»Und wieviel Geld hast du noch?«

»Zehn Pfennige!«

»So laß nachher Kohlen holen dafür! – Hast du schon gegessen, Gevatter?«

Der Alte schüttelte den Kopf und blickte verlangend auf die Schüssel, die sich zusehends leerte.

»Heut noch nicht. Ich war – hm, ich war bei Herrn Seidelmann und wollte ihn fragen, ob – hm, na ja – aber der gibt nichts.«

»So komm her und greif zu!«

Das Männchen ließ sich das nicht zweimal sagen. Anstatt sechzehn, waren nun achtzehn Hände bestrebt, den Inhalt der Schüssel verschwinden zu lassen.

Als die letzte Kartoffel verzehrt war, erhob sich Vater Hauser.

»Wir wollen beten!«

Alle falteten die Hände.

»Wir danken dir, Herr Jesus Christ, daß du unser Gast gewesen bist!«

Und daran fügte der Weber die Strophe:

»Nun, wir sind auch diesmal satt,
da uns Gott vergnügt gespeiset
und vergnügt getränkt hat.
Seine Güte sei gepreiset!
Er wird ferner unserm Leben
Speis' und Trank und Notdurft geben.«

Er löste die gefalteten Hände. Da streckte der Gast dem Weber die hagere Rechte entgegen.

»Hab Dank, Gevatter! Du weißt nicht, was du an mir getan hast. Vorhin habe ich gesagt, ich hätte heut noch nichts gegessen. Nun aber will ich dir gestehn, daß schon seit vorgestern abend kein Bissen über meine Lippen gekommen ist«.

»Guter Gott!« rief Häuser. »Mutter, schneid ihm noch ein Stück Brot ab!«

Die Frau hustete verlegen.

»Auch das Brot ist alle, Vater.«

»Haben wir wirklich gar nichts mehr?«

»Nicht ein Krümelchen!«

Hauser warf ihr einen Blick zu, und sie verstand ihn sofort. Sie nahm ein Tuch um und verließ die Stube. Nach einer kleinen Weile kam sie wieder. Sie war zum Bäcker gelaufen und hatte die für Kohlen

bestimmten zehn Pfennige für ein Stück Brot ausgegeben.

Der Alte war so gerührt daß ihm Tränen in die Augen traten.

»Vergelt's euch Gott! Aber nehmen kann ich's nicht. Eure Kleinen brauchen es ebenso notwendig wie ich.«

»Nimm und iß!« gebot Hauser. »Eduard geht nachher mit den vier Stücken, die heut fertig werden, zum Seidelmann. Da bekommen wir Geld und können das Nötigste kaufen. Du aber hast keine Aussicht, etwas zu verdienen.«

»Ja, ja, das ist wahr«, nickte der Alte, indem er zögernd zugriff. »Früher war es anders. Da war ich der einzige Bader der Umgegend. Jetzt sind noch andre da, und meine Hand ist zittrig geworden, so daß ich das Messer nicht mehr führen kann. Die Zeiten werden halt immer schlechter und die Menschen mit ihnen. Wißt ihr schon, was in letzter Nacht geschehn ist?«

»Was denn?«

»Als der Förster heut früh trotz allem Wetter durch den Wald geht, bleibt sein Hund plötzlich bei einer Schneewehe stehn und ist nicht fortzubringen, und als der Förster nachforscht, entdeckt er eine Leiche.«

»Ach du lieber Himmel! Erfroren?«

»Nein – ermordet!«

Die Hausers standen entsetzt und wußten kein Wort zu sagen. Eduard fand zuerst die Sprache wieder.

»Wer ist's denn? Einer von hier?«

»Der Grenzoffizier, der Leutnant! Eine Kugel ist ihm durch den Kopf gegangen.«

»So sind's die Pascher gewesen!«

»Das Buschgespenst selber hats getan.«

»Woher weiß man das?«

»Der Tote hatte einen Zettel in der Tasche:
›So wird es einem jeden ergehen, der die
Pascher belästigt. – Das Buschgespenst.««

»Das ist entsetzlich!« stöhnte Frau Hauser.

»Ja«, nickte der Alte. »Das ists auch. Am
Morgen ist einer der Grenzaufseher in der
Schenke gewesen und hat erzählt, daß in
der vergangenen Nacht ein Zug von mehr als
dreißig Schmugglern über die Grenze
geschlichen ist. Die Beamten haben sie nur
von ferne gesehen, aber nicht fassen
können.««

»Nicht fassen können? Die Grenzer haben
doch ihre Gewehre.««

Der Alte tat einen tiefen Seufzer.

»Was helfen Gewehre gegen Menschen, die
das Buschgespenst beschützt?««

Da mischte sich Hauser wieder in das
Gespräch.

»Das ist nicht christlich gedacht, Gevatter. Alles in der Welt geht seinen natürlichen Gang, und der Herrgott sorgt dafür, daß immer das Gute den Sieg behält. Er wird auch hier keine Ausnahme dulden. – Wer ist denn deiner Meinung nach das Buschgespenst?«

»Der leibhaftige Gottseibeius muß es sein!« schauderte der Alte. »Ich kann's bezeugen, denn ich habe das Gespenst mit eignen Augen gesehn. Der Himmel bewahre jeden vor einer solchen Begegnung! Den Tod hätte ich haben können davon.«

Den Hausers kroch ein Frösteln durch die Glieder. Scheu und ungläubig starrten sie den Sprecher an. Die Kinder drängten sich ängstlich zusammen. Vater und Mutter tauschten einen bedeutsamen Blick, als wollten sie sagen: Es hat also doch seine Richtigkeit, was die Leute im Dorf über das Buschgespenst schwatzen! Der Gevatter ist ein zuverlässiger Mann; was er bezeugt, muß gelten.

Sie waren so befangen, daß keiner eine Frage tat, obwohl ihnen das Verlangen, Genaueres zu hören, aus den Augen leuchtete.

Nur Eduard überwand das Gruseln so weit, daß er sich sachlich nach dem Nächstliegenden erkundigte, wobei er es freilich nicht hindern konnte, daß ihm die Stimme ein wenig zitterte.

»Warum hat denn der Gevatter noch nie davon erzählt, daß er das Buschgespenst gesehen hat?« fragte er.

»Hast leicht fragen, mein Sohn«, seufzte der Alte, »hast leicht fragen! Meinst wohl gar, der Gevatter hätte sich das jetzt nur so ausgedacht? Nein, nein, red mir nicht dazwischen! Es braucht keine Entschuldigung. Ich will dir die Frage beantworten. Zuvor aber muß das Kleinzeug da aus der Stube!« Er wies auf Eduards jüngere Geschwister. »Wenn ich schon rede, darf es nur vor Leuten sein, auf die ich mich verlassen kann.«

Die fünf Kinder wurden in die Kammer geschickt. Sie gingen gehorsam, ohne Widerrede. Nebenan aber drückten sie sich am Türspalt die Nasen platt und schoben einander abwechselnd beiseite, so sehr brannten sie darauf, etwas von der Schilderung zu erlauschen, die der Gevatter von seinem Erlebnis mit dem Buschgespenst gab. Ihre Bemühungen waren freilich umsonst, denn der Alte sprach leise, mit vorsichtig gedämpfter Stimme. Nur sein trockenes Husten, das er vergebens zu bekämpfen versuchte, und ab und zu die staunenden, ängstlichen und beschwörenden Zwischenrufe der Eltern und Eduards drangen bis in die Kammer zu den Kleinen.

»Das Buschgespenst selber hat mir Schweigen geboten«, begann der Alte, sobald sich die Tür hinter den fünf Kindern geschlossen hatte. Dabei sah er sich scheu um, als rechnete er mit der Möglichkeit, das unheimliche Wesen, gegen dessen Warnung er soeben handelte, könne plötzlich als

Rächer hinter ihm erscheinen. Dann sprach er weiter: »Und es hat mir gedroht ...«

»Um Gottes willen, Gevatter!« stammelte die Frau. »Ich mag nichts hören!«

Eduard aber und der Vater winkten ihr zu schweigen. »Erzähl weiter!« mahnte Hauser den Alten. »Wie ist das alles geschehn, wann und wo?«

»Vor vier Wochen etwa war's«, berichtete der Gast, »da überraschte mich die Dunkelheit beim Holzsuchen im Wald. Ich hatte mich zu oft auf meine Kiepe setzen müssen, um auszuruhen, denn mein Magen knurrte, und die Beine zitterten, mir vor Schwäche. Endlich hatte ich meine Last aufgehuckt und stapfte durch die Schwedenschlucht, um den Weg zum Dorf abzukürzen.«

»Aha«, brummte Hauser, »durch die Schwedenschlucht!« Dort ists von jeher nicht geheuer.«

»Daran dachte ich auch«, nickte der Alte,
»während ich Schritt für Schritt im hohen
Schnee tat. Rechts über der Böschung stand
der Mond. Er machte ein seltsames Gesicht,
wie mir schien, gar nicht so freundlich wie
sonst. Links ragten die dichten Büsche, ihr
kennt sie ja. Der Wind raschelte drin. Das
war, als wisperten da hundert
Geisterstimmchen. Plötzlich strich etwas
Schwarzes dicht an meinem Kopf vorbei.
Für gewöhnlich hätte ich wohl gedacht: ein
Uhu! Aber an jenem Abend war alles um
mich so unheimlich, das schielende
Mondgesicht, das Wispern und nun das
Rauschen hart vor mir und der dunkle
Schatten, eben alles so, daß mir vor
Schreck der Stock aus der Hand fiel, auf
den ich mich stützte.«

Der Sprecher machte eine Pause. Die
Erregung versetzte ihm den Atem. Die
Hausers schwiegen, gebannt von
fiebrhafter Spannung. Es war so still in
dem Zimmer, daß man die Kinder nebenan
am Türspalt hörte. Dann fuhr der Alte fort:

»Ich bücke mich, den Stock aufzuheben.
Wie ich mich wieder aufrichte – ja, was soll
ich sagen? – rein erstarrt bin ich, kein Glied
habe ich gerührt und keinen Laut von mir
gegeben. Rechts oben am kahlen Hang
steht eine weiße Gestalt, vom Mondlicht
hell beschienen. Die Gestalt hebt
gebieterisch den Arm, und dann klingt eine
Stimme, so hohl, so unheimlich, als käme
sie aus einem Grab: ›Was tust du hier,
armseliges Menschlein?‹ – Was ich
geantwortet und getan habe, weiß ich nicht.
Ich bin wie von Sinnen gewesen vor
Schreck. Fast glaube ich, ich habe dem
Unheimlichen das mühsam gesammelte
Holz schenken wollen samt der Kiepe und
auch die letzten drei Pfennige in meiner
Tasche dazu. Er aber hat mir zugerufen:
›Ich mag deinen Kram nicht. Ich bin das
allmächtige Buschgespenst. Scher dich
heim, und wehe dir, wenn du im Dorf von
unsrer Begegnung erzählst! Ich erscheine
dir um Mitternacht und drehe dir den Hals
um!‹ – Ihr könnt euch denken, Hauserleute,
daß ich da ums Leben gelaufen bin. Halb
tot bin ich heimgekommen und habe gegen

keinen Menschen von der Sache
gesprochen.«

»Und jetzt hast du's doch gewagt. Warum?«
forschte Hauser.

»Weil ich sonst erstickt wäre. Irgend
jemand mußte ich mein Herz ausschütten.«

»Wohl, wohl, Gevatter. Und du kannst
sicher sein, daß die Hausers nicht
schwätzen.«

»Das weiß ich, und mir ist jetzt wirklich
wohler. Ihr aber habt gehört, wer das
Buschgespenst ist: der Leibhaftige in
Menschengestalt! Der Himmel, behüte uns
vor seinem Treiben! – Und nun will ich
endlich gehn. Ihr habt zu arbeiten. Da ist
jede Minute kostbar. Nochmals tausend
Dank für alles!«

Er drückte allen die Hand. Hauser
begleitete ihn nach alter Sitte bis zur
Haustür. Grad als sie dort standen, klingelte

ein zweispänniger Schlitten vorüber, worin ein pelzvermummter Mann saß.

»Ein Fremder«, meinte der Alte.

Hauser aber belehrte ihn eines andern.

»Nicht doch! Hast du ihn denn nicht erkannt? Ja freilich, deine Augen werden schlecht. Es war doch der Rentner Seidelmann, der Bruder des hiesigen Kaufmanns.«

»Der Brüderlichkeitsapostel? O weh! Das bedeutet nichts Gutes. Wenn der in den Ort kommt, gibt es allemal ein Unglück. – Schlimme Zeiten, schlimme Zeiten, Gevatter! Leb wohl!«

*

Als Angelika Hofmann die Wasserkannen zur Mutter in die Küche getragen hatte und in die Stube trat, stand ihr Vater am Tisch und überprüfte ein soeben vollendetes Stück Webarbeit. Auch diese Stube war

klein, hatte aber ein behäbigeres Aussehn als die der Hausers. Bei Hausers hatten die Eltern sechs hungrige Mäuler zu stopfen; hier war Angelika das einzige Kind.

Der Vater warf ihr einen mürrischen Blick zu.

»Wo warst du?«

»Ich habe Wasser geholt.«

»Du selber?«

Sie machte sich verlegen am Fenster zu schaffen. So konnte sie dem Vater den Rücken zukehren.

»Nun, wirds?« fragte er scharf. »Antwort!«

»Der Eduard ist für mich gegangen«, gestand sie leise.

»Der Eduard und immer der Eduard!« brummte er. »Dieser Habenichts!«

»Wir sind auch nicht reich.«

»Um so mehr Grund, nach Reichtum zu trachten!«

Angelika warf dem Vater einen erstaunten Blick zu.

»Wir und Reichtum?« fragte sie. »Das kann wohl vor dem Jüngsten Tag nicht zusammenkommen.«

»Red nicht so dumm!« murrte Hofmann.
»Du bist jung und hübsch. Da ists gar nicht so ausgeschlossen, daß ein wohlhabender Bursche ein Auge auf dich wirft.«

Sie wandte sich verschämt ab. Aber der Alte war zäh; er trat dicht an sie heran.

»Nun, wie stehts damit?« drängte er. »Alle laufen sie dir nach und ...«

»Ich mag keinen!« stieß sie hastig hervor.

»Keinen? Sieh einmal an! Das soll wohl heißen: keinen außer den Eduard?« Aus des Vaters Worten klang gehässiger Spott. Dann wurde er wieder herrisch und grob.

»Antwort will ich! Oder ist er etwa nicht dein Schatz?«

»Nein!« wehrte sie sich.

Der Vater aber lachte kurz auf.

»Mir machst du das nicht weis. Oder meinst du, ich wüßte nicht, was hinter meinem Rücken geschieht?«

»Nichts, gar nichts geschieht!«

»So? Hat er noch nicht von Liebe und dergleichen zu dir gesprochen?«

»Kein Wort!«

Weil Angelika das gar so klar und bestimmt versicherte, lenkte der Alte ein wenig ein.

»Ich habe ja nichts gegen ihn – ist ja ein ganz netter Junge – aber drüben bei ihm ist die Armut zu Haus. Ihr paßt nicht zueinander. Ich fürchtete schon, ihr wäret im stillen einig miteinander. Um so besser, wenn's nicht an dem ist; denn mein Ja hätte

ich nie dazu gegeben. Jetzt weißt du, woran du bist, und kannst dich danach richten.«

Er legte sein Arbeitsstück zusammen, zog den Rock an und ging, um das Gewebe bei Seidelmann abzuliefern.

Eine Viertelstunde später trat er im Haus der Seidelmanns durch eine Tür, an der das Wort ›Kontor‹ zu lesen war. Ein junger Mensch stand da mit verdrießlicher Miene an einem Pult und schrieb. Es war Fritz Seidelmann, der Sohn des Kaufmanns Martin Seidelmann. Er war nur mittelgroß, aber kräftig gebaut, hatte jedoch in seinem Äußern etwas Stutzerhaftes, und dementsprechend war auch sein Auftreten. Sein Gesicht, das im Augenblick nicht gerade die beste Laune anzeigte, hellte sich auf, als er den Weber Hofmann erblickte.

»Aha, Sie sind es!« antwortete er auf den bescheidenen Gruß Hofmanns. »Wieder ein ganzes Stück fertiggebracht in dieser Woche?«

»Ja, ein ganzes. Es hat mir aber große Mühe gemacht. Das Garn war ungewöhnlich schlecht.«

»Oho! Das glauben Sie ja selber nicht«, spreizte sich Fritz Seidelmann. »Sie wissen doch, daß ich für Sie immer das beste aussuche.«

Hofmann machte ein pfiffig-ungläubiges Gesicht.

»Sie zweifeln daran?« fuhr der junge Seidelmann fort. »Das ist nicht recht von Ihnen, denn ich bevorzuge Sie ständig. Ich zahle Ihnen mehr als jedem andern. Für solche Arbeit gebe ich, wenn sie fehlerfrei ist, acht Mark; Ihnen habe ich immer zehn gegeben.«

»Ja, Herr Seidelmann«, wagte der Weber einzuwenden, »ich bin aber auch Ihr bester Lieferer.«

Fritz Seidelmann lachte spöttisch.

»Was bilden Sie sich ein, Hofmann! Sie arbeiten durchaus nicht so gut. Im Gegenteil, keiner bringt mir so fehlerhafte Stücke wie Sie. Wissen Sie, wer mein bester Arbeiter ist? Der Eduard Hauser! Er hat nie einen Fehler im Gewebe und schafft doppelt so viel wie Sie. Wenn ich ihm trotzdem nicht gerade grün bin, so hat das seine Gründe. – Na, zeigen Sie die Ware mal her!«

Er sah die Arbeit oberflächlich durch.

»Hm!« mäkelte er. »Hier ist ein Fadenbruch! Haben Sie das nicht selber gemerkt?«

»Freilich, aber es läßt sich doch nicht mehr ändern.«

»Das wird Abzug geben.«

»Wegen eines Fadenbruchs?«

»Natürlich! Zwei Mark weniger diesmal!«

Der Weber fuhr zusammen. Zwei Mark waren für seine Verhältnisse ein bedeutender Betrag.

»Zwei Mark?« stotterte er. »Das werden Sie mir doch nicht antun!«

»Warum nicht? Ihre Arbeit ist wirklich nicht mehr wert. – Aber – hm – vielleicht läßt sich über die Sache reden, vorausgesetzt daß Sie vernünftig sind.«

Hofmann machte ein erstauntes Gesicht und sah den jungen Seidelmann fragend an.

»Vernünftig? Wüßte nicht, daß Sie mich jemals von der unvernünftigen Seite kennengelernt hätten. – Darf man sich erkundigen, was das heißen soll?«

Im Ton seiner Worte schwang jetzt die Pfiffigkeit mit, die sich vorher schon einmal in seinen Zügen ausgeprägt hatte. Der junge Seidelmann aber, der sonst den Webern gegenüber so gern den Herrn herauskehrte, übersah das Gebaren Hofmanns, lehnte sich

nachlässig mit dem Rücken an sein Pult und nickte wie wohlwollend vor sich hin.

»Ich will Ihnen sogleich erklären, worum es sich handelt. Sie kennen doch das ›Kasino‹ in der Kreisstadt?«

»Hm! Ich weiß nur, daß eine Gesellschaft junger Herren, die alle mehr Geld haben als wir Weber, diesen Namen führt. Sie gehören ja wohl auch dazu, Herr Seidelmann.«

»So ist es. Und nun hören Sie! Ich habe die Herren dieses Klubs für nächsten Dienstag hierher gebeten. Wir wollen uns ein bißchen die Zeit vertreiben. Es soll im Gasthof einen kleinen Maskenball geben. Dazu brauchen wir natürlich Tänzerinnen, und ich habe da an Ihre Tochter gedacht.«

Fritz Seidelmann machte absichtlich eine Pause. Er wollte die Wirkung seiner Worte auf Hofmann beobachten. Wie er den Vater des schönen Mädchens kannte, war dieser blind vernarrt in sein Kind und hoffärtig

und eitel obendrein. Also würde er vermutlich stolz sein auf das Anerbieten, das ihm hier gemacht wurde.

Und richtig, in Hofmanns Zügen spiegelte sich zunächst Erstaunen, dann Freude. Er lächelte geschmeichelt. Seidelmann dachte: eigentlich sieht er jetzt furchtbar dumm aus. Aber das war dem Sohn des Kaufmanns nur recht. Mit dieser Dummheit rechnete er ja bei der Verfolgung seiner Ziele.

»Das Engelchen – wollen Sie – einladen? –
Ins ›Kasino‹?«

Seidelmann zog bedeutsam die Brauen hoch.

»Allerdings will ich das, und ich hoffe, daß Sie die Ehre zu schätzen wissen: Sie müssen bedenken, daß meine Freunde ihre Damen von auswärts mitbringen, alles achtbare junge Mädchen. Ihre Tochter wird sich da in der besten Gesellschaft befinden und –«

»Aber ich bitte Sie, Herr Seidelmann«, unterbrach ihn der eitle Vater, »wie können Sie so reden! Das Engelchen wird außer sich sein vor Freude, wenn ich ihr die Einladung bringe.«

»Hoffentlich. Es ist ja auch wirklich eine Auszeichnung für sie, um die sie der ganze Ort beneiden wird. Und ich habe schon an alles gedacht. Ich werde Ihrer Tochter ein Kostüm als Italienerin schicken. Sie sollen keine Unkosten dabei haben. Es war mir nur darum zu tun, mich Ihrer Einwilligung zu versichern, mein lieber Hofmann. Und die Hauptfrage bleibt natürlich, ob Angelika auch wirklich bereit ist, zu kommen.«

»Na, das ist doch selbstverständlich!« versicherte Hofmann.

»Meinen Sie? Junge Mädchen haben manchmal ihren Kopf für sich, besonders wenn sie hübsch sind und die Burschen ihnen überall den Hof machen. Ihre Tochter hat doch sicher schon einen Auserwählten?«

»Kein Gedanke!«

»Na, soviel ich weiß, läuft ihr Eduard Hauser nach.«

»Mag er laufen, der Betteljunge! Der und mein Engelchen, das wäre etwas! Ich würde das nie dulden.«

»Da haben Sie vollständig recht. Ein so hübsches Mädchen kann einen andern haben als diesen Habenichts. Doch zurück zu unsrer Sache! Ich kann mich also darauf verlassen, daß das Engelchen am Dienstag als meine Dame auf den Maskenball kommt?«

»Ich bürge dafür.«

»Und nun die Hauptsache: das Mädchen darf nicht wissen, von wem die Einladung stammt.«

»Ah so!«

»Nun klar! Es ist ja ein Maskenfest, wo einer den andern nicht erkennen soll.«

»Ich verstehe«, nickte der Weber arglos.

»Und Sie halten Wort? Nichts verraten?«

»Ich verspreche es Ihnen, Herr
Seidelmann«

»Gut. Und nun will ich auch einmal
nachsichtig sein und den Fadenbruch
übersehn. Hier – zehn Mark!«

Hofmann strich demütig das Geld ein und
ging, glücklich darüber, daß seine Tochter
auserwählt war, von dem Sohn des
wohlhabenden Unternehmers zum Ball
geladen zu werden.

Er dachte an den Neid der andern Mädchen
im Ort. Er stellte bei sich fest, daß Fritz
Seidelmann in Angelika offenbar ganz
vernarrt sein müsse. Und schließlich verlor
er sich in Zukunftsträume. Seine
Grübeleien endeten in dem Gedanken:
Engelchen soll nur gescheit sein – dann
feiern wir bald eine reiche Hochzeit!

Seidelmann dagegen blickte dem Weber mit einem überlegenen Lächeln nach. Und in der Hoffnung auf den Kasinoabend rieb er sich vergnügt die Hände.

In diesem Augenblick klingelte draußen der Schlitten heran, den Hauser und der alte Bader gesehen hatten; er hielt vor Seidelmanns Grundstück.

Fritz war aufmerksam geworden und trat ans Fenster. Zu seinem Erstaunen gewahrte er in dem Schlitten den Bruder seines Vaters.

Donnerwetter, der Onkel! ging es ihm durch den Sinn. Er kommt unangemeldet. Da ist sicherlich irgend etwas Wichtiges geschehn oder im Werk!

Er eilte hinaus, den Oheim zu begrüßen, der sich inzwischen schon aus den Decken und Pelzen geschält und den Schlitten verlassen hatte.

»Willkommen, Onkel!« rief der junge Seidelmann. »Das ist eine angenehme Überraschung!«

Der Onkel schloß den Neffen feierlich in seine Anne. Er benahm sich dabei wie etwa der Heldenvater an einem Schmierentheater. Überhaupt schien an diesem Mann alles gemacht und gekünstelt, sein Gang, seine Haltung, sein Augenaufschlag, auch seine Art zu sprechen.

»Wo ist dein Vater, mein lieber Fritz?«

Das klang, als sagte der Rentner August Seidelmann den Satz einer wohleinstudierten Rolle her. Und sein Neffe verstand es meisterlich, sich auf die Art des Besuchers einzustellen. Die Antwort paßte ganz zu der Frage.

»In seinem Zimmer, lieber Onkel.«

Während der Kutscher den Lohn für die Fahrt umständlich einsteckte, traten Onkel

und Neffe ins Haus und stiegen die Treppe hinauf in die Wohnung der Seidelmanns. Dort kam ihnen der Hausherr schon entgegen. Es gab abermals eine Begrüßung mit viel schönen Redensarten, aber eine wirkliche Herzlichkeit, wie sie unter Verwandten herrschen soll, war dabei nicht zu spüren. Höchstens die Hausfrau, die für einige Minuten im Flur erschien, um den Schwager ebenfalls zu empfangen, bildete dabei eine Ausnahme. Aber sie gab in diesem Heim offenbar nicht den Ton an. Ihr Wesen war unbeholfen und verschüchtert, und niemand kehrte sich daran, als sie sich wieder zurückzog.

Als die drei Männer dann im Arbeitszimmer des Kaufmanns beisammensaßen, boten sie schon eher das Bild behaglich versammelter Familienglieder. Die Brüder Seidelmann sahen einander fast zum Verwechseln ähnlich, und der Sohn und Neffe paßte nach Gesichtsschnitt, Haltung und Gestalt genau zu ihnen. Nur daß Martin und Fritz Seidelmann im Blick ihrer Augen mehr

Tatkraft und Entschlossenheit verrieten, der Rentner August mehr Pfiffigkeit und Verschlagenheit. Sie hatten es sich jeder auf seine Art bequem gemacht. Der Onkel zog seine Schnupftabakdose, nahm eine Prise und erkundigte sich, wie es denn in letzter Zeit gegangen sei.

»Man hört in der Stadt nichts Gutes aus dem Gebirge«, fügte er hinzu. »Die Zeitungen schreiben, die Menschheit sei hier oben am Verhungern. Ihr beide seht mir noch gar nicht danach aus.«

Er belachte seine Worte grob und breit. Der Kaufmann aber schmunzelte.

»Das Wort vom Verhungern gilt nur mit Unterschied, mein Lieber. Der Tüchtige setzt sich immer durch, auch wenn die Zeiten einmal hart sind.«

In den Zügen des Rentners ging plötzlich eine seltsame Veränderung vor. Er zog die Brauen hoch und machte ein mißbilligendes Gesicht.

»Wir wollen mit solchen Dingen nicht scherzen, lieber Bruder! Dieser Winter ist für viele Menschen wirklich schlimm, und man soll nicht nur an sich selbst denken, sondern auch an die andern, die vom Glück weniger begünstigt sind.«

»Oho!« warf Martin Seidelmann ein.
»Willst du uns vielleicht wieder einmal Moral predigen? Ich bitte dich sehr, verschone uns mit deinen Redensarten von Brüderlichkeit und allgemeiner Menschlichkeit!«

»Nicht doch! Ich denke ganz im Gegenteil daran, meine Ideen hier einmal in die Öffentlichkeit zu tragen. Du weißt, mein Herz ist voll Milde und Erbarmen. Die Not, die hier herrschen soll, hat mich so erschüttert, daß ich eine Sammlung zum Besten der hungernden Gebirgsbewohner veranstaltet habe. Ich werde hier einen Vortrag über meine Weltanschauung halten. Der Reinertrag wird meiner Sammlung zufließen. Bis jetzt habe ich schon zweitausend Mark beisammen, um sie unter

die zu verteilen, die einer solchen Gabe am würdigsten sind.«

Fritz, der sich in einer Ecke des Zimmers niedergelassen hatte, grinste nur. Der Kaufmann aber lachte gerade heraus.

»Der Witz ist gut, August. Der Würdigste bist natürlich du selber. Oder meinst du etwa, daß mein Sohn und ich auch dazugehören?«

August Seidelmann vermied es, auf die recht eindeutigen Anspielungen seines Bruders einzugehn. Er hielt sich nur an dessen letzte Frage.

»Hm«, brummte er, »würdig oder nicht, nötig scheint ihr es jedenfalls nicht zu haben. Ich lese heute plötzlich an deiner Tür die Inschrift ›Seidelmann & Sohn‹. Das sieht ja ganz so aus, als wärest du mit einemal ein großer Geschäftsmann geworden.«

»Ist auch der Fall. Ich bin jetzt das, was man in unsrer Gegend einen Verleger nennt.«

»Verleger? Wie ist das gemeint?«

»Das will ich dir erklären. Es gibt doch bekanntlich große Fabrikanten, deren Geschäft so bedeutend ist, daß sie weder Zeit noch Lust haben, sich mit Heimarbeitern abzugeben. Sie verkehren mit den Hauswebern nur durch Mittelspersonen. Das sind die Verleger.«

»Verstehe. Und ein solcher Mittelsmann bist du?«

»Ja. Die örtlichen Verhältnisse haben mich dazu bestimmt. Es gibt hier Weber in Menge, und die Leute finden in dieser Gegend keine Arbeit. Da habe ich mich nun mit mehreren Fabrikanten in Verbindung gesetzt, die mir das Garn und die Muster senden und mir für das Stück einen bestimmten Arbeitslohn zahlen. Ich vergebe die Arbeit an die Hausweber und behalte

dafür von dem Lohn eine Kleinigkeit für mich.«

»Und wieviel beträgt diese Kleinigkeit?«

»Je nachdem! Bekomme ich für ein Stück zwanzig Mark, so erhält der Arbeiter acht, höchstens zehn.«

»Hm, ein glattes Geschäft!« meinte August Seidelmann, der Menschenfreund.

»Gewiß. Außerdem ist für mich auch noch ein anderer Verdienst dabei. Bekomme ich für das Stück vierzig Pfund Garn zum Verarbeiten, so erhält der Weber nur fünfunddreißig. Davon muß er das Stück liefern. Reicht ihm das Garn nicht aus, so ist er gezwungen, das Fehlende bei mir zu kaufen.«

Hier wurde die Schilderung des Kaufmanns, die jedem anständigen Menschen die Röte der Empörung ins Gesicht treiben mußte, durch die Meldung unterbrochen, die Mittagsmahlzeit sei

aufgetragen. Die drei begaben sich also ins Eßzimmer und setzten sich zu Tisch. Dabei spannen sie die vorher begonnene Unterhaltung fort, und der angebliche Menschenfreund August Seidelmann hätte nun Gelegenheit gehabt, seinem eignen Bruder, der sich hier als ein Ausbeuter der Armut offenbarte, derb ins Gewissen zu reden. Aber er dachte nicht daran. Er gab sich vielmehr ganz dem Genuß der leckeren Gerichte hin, kaute mit vollen Backen, trank dazwischen ab und zu einen Schluck Wein und brummte nur bisweilen etwas vor sich hin, was nicht recht zu verstehn, dem Tonfall nach aber keinesfalls ein Wort des Tadels oder der Entrüstung war.

Die Seidelmanns nahmen sich mit dem Essen reichlich Zeit. Unten aber im Kontor warteten indessen die Hausweber, die nach Hofmann gekommen waren, den Ertrag einer Arbeitswoche abzuliefern und den geringen Lohn für ihren Fleiß zu erheben.

Unter ihnen war auch Eduard Hauser. Er hatte seine vier Stück Kleiderstoff gebracht

und wartete mit brennender Ungeduld auf sein Geld, denn die Seinen zu Haus hatten weder Feuerung noch Lebensmittel.

Endlich erschien Fritz Seidelmann. Er fertigte zuerst die andern ab und ließ Eduard Hauser bis zuletzt auf die Abrechnung warten, obgleich er ihm als einem der ersten die vier Stücke Stoff abgenommen hatte. Schließlich waren alle andern abgelohnt, und nun ließ sich Fritz herbei, auch die Stücke Eduard Hausers zu prüfen. Seine Stirn zog sich dabei in tiefe Falten.

»Was ist denn das? Ich glaube gar, hier ist ein Fadebruch!«

Eduard horchte auf.

»Ein Fadenbruch? So etwas ist bei mir noch nie vorgekommen.«

»Und doch ist einer da, und was für einer!«

»Unmöglich, Herr Seidelmann!«

Fritz Seidelmann warf dem jungen Weber einen strengen Blick zu.

»Denken Sie etwa«, sagte er mit erhobener Stimme, »ich hätte keine Augen? Und warum sollte das so unmöglich sein?«

»Weil ich die Stücke vorher genau durchgesehn habe.«

»So schauen Sie her! – Hier!«

Er hielt Eduard den Fehler, der in der Tat vorhanden war, aber von Hofmann stammte, vor die Augen. Eduard nahm den Stoff in die Hand und prüfte ihn sorgfältig.

»Herr Seidelmann«, sagte er dann ruhig und bestimmt, »dieses Stück ist nicht von mir.«

»Wieso? Was soll das heißen?«

»Ich kenne meine Arbeit und auch die meines Vaters.«

»Wollen Sie damit etwa sagen, man hätte Ihnen diese vier Stücke hier im Kontor vertauscht?«

»Böswillig gewiß nicht, Herr Seidelmann, aber Sie müssen versehentlich die Arbeit eines andern, die vielleicht neben der meinen lag, in die Hand genommen haben.«

»Ausgeschlossen! Ich irre mich nicht.«

»Dann weiß ich einfach nicht, was ich denken soll.«

»So will ich Ihre Gedanken sogleich ein wenig munter machen. Wissen Sie, welchen Wert ein solches Stück hat?«

»Wohl über sechzig Mark.«

»Zweiundsiebzig Mark! Und Sie haben es verdorben! Sie müssen Schadenersatz leisten! Das Stück werde ich nicht los. Hier haben Sie's zurück – es ist Ihr Eigentum! Und dafür bezahlen Sie mir jetzt zweiundsiebzig Mark!«

Eduard Hauser war es, als hätte er einen Keulenschlag erhalten.

»O Gott!« stammelte er. »Ich habe ja nicht einmal zweiundsiebzig Pfennige!«

»Das wird sich finden. Zunächst aber will ich die drei andern Stücke durchsehn.«

Fritz Seidelmann suchte und forschte, fand aber keinen Fehler. Da nahm er den Fadenzähler, ein Vergrößerungsglas, zur Hand, um Kette und Einschuß zu prüfen.

»Ah!« sagte, er dann. »Das ist nicht übel! Wieviel Schuß haben Sie auf den Zoll zu liefern?«

»Fünfzig.«

»Und ich zähle hier nur fünfundvierzig. Nein, mein Lieber, das ist kein Kleiderstoff, das ist ein Lappen, ein Lumpen! Wer soll solches Zeug kaufen? Durch derartig minderwertige Arbeit wird der Ruf unsres Hauses verdorben. Ich kann Ihnen keinen

Auftrag mehr geben.. – Und nun sagen Sie, können Sie zweiundsiebzig Mark bezahlen?«

Eduard war keiner Antwort fähig. Er sah den Kaufmannssohn an wie ein Irrer.

»Ich weiß Bescheid«, erklärte Fritz Seidelmann. »Die Sache ist erledigt, und ich will den Schaden auf mich nehmen, nur um den Ärger loszuwerden. Sie erhalten aber natürlich keinen Arbeitslohn, und Arbeit gibt es für Sie auch nicht wieder.«

»Herr Seidelmann!« stöhnte Eduard Hauser. »Wollen Sie uns unglücklich machen?«

»Was geht mich Ihre Familie an? Jeder ist seines Glückes Schmied. Arbeiten Sie besser! Basta! – Guten Tag!«

Er legte die Webstücke beiseite, wandte sich ab und ging hinaus.

Für Eduard war das alles wie ein böser Traum. Er stand mitten in dem Raum und wußte nicht, ob ihn nicht ein Spuk narrete. Endlich raffte er sich auf; hier gab es nur noch ein Mittel: er mußte mit Seidelmann, dem Vater, sprechen.

Schweren Herzens begab er sich nach dessen Privatkontor und atmete schon auf, als er wenigstens vorgelassen wurde. Dann aber minderte sich seine Zuversicht rasch wieder da er in dem Zimmer den Kaufmann, Fritz Seidelmann und den Onkel versammelt fand.

»Was wünschen Sie?« fragte Martin Seidelmann streng.

»Ich wollte Sie bitten, sich doch gütigst die
—«

»Ah, die vier Stücke Kleiderstoff ansehen?« unterbrach ihn der Kaufmann rasch. »Das ist nicht nötig. Mein Sohn hat mich von dem Vorgefallenen unterrichtet. Sein Urteil

ist für mich maßgebend, also für Sie erst recht. Sie kommen noch sehr gut weg.«

»Aber, Herr Seidelmann, ich weiß von keinem Fadenbruch, und sämtliche Webstücke haben fünfzig Schuß. Ihr Sohn muß sich verzählt haben. Ich gestehe, daß wir ohne einen Pfennig sind und in dieser Kälte weder Feuerung noch Lebensmittel besitzen!«

»Was geht das mich an? Hätten Sie besser geliefert! Mein Sohn wird schon recht haben. Sie haben in letzter Zeit zuviel fertiggemacht. Bei solcher Überstürzung muß ja die Arbeit liederlich ausfallen.«

»Herr Seidelmann, ich habe Tag und Nacht gearbeitet, weil Sie uns die hundertzwanzig Mark gekündigt haben!«

»Ach was! Es bleibt bei der Bestimmung meines Sohnes. Sie erhalten Von mir keine Arbeit mehr. Und wenn bis Ende des nächsten Monats die gekündigte Summe

nicht gezahlt wird, nehme ich Ihrem Vater die Bude weg!«

»Mein Gott, das wäre entsetzlich!«

Da erhob sich der Onkel und wies mit ausgestreckter Hand nach der Tür.

»Gehn Sie! Ich kann derartige Auftritte nicht mit ansehen! Gehn Sie!«

Eduard taumelte hinaus. Er spürte etwas wie Ekel. Es war ihm wüst im Kopf, und sein Herz hämmerte in heftigen Schlägen. Unterwegs übermannte ihn die Schwäche; er setzte sich in den tiefen Schnee, legte das Gesicht in die Hände und weinte wie ein Kind.

So hätte er sitzenbleiben mögen die ganze Nacht. Vielleicht wäre die Froststarre über ihn gekommen und er wäre eingeschlafen auf Nimmererwachen. Aber er dachte an die Seinigen, an die Eltern und Geschwister. So riß er sich hoch und stapfte weiter nach Haus.

Dort löste seine Nachricht Jammer und Entsetzen aus. Die Mutter rang die Hände, und die Brüder und Schwestern weinten. Der Vater hatte Eduards Bericht wortlos angehört; nun atmete er schwer, als wollte ihm die Sorge die Luft abschnüren, und strich sich wie ein Erwachender mit der Hand über die Stirn. Er war tatsächlich aus einem schönen Traum gerissen worden, und dieser Traum hatte in der Erwartung bestanden, Eduard werde für ehrliche Arbeit auch Geld heimbringen.

»Ich gehe zum Nachbar Hofmann«, sagte er mit unsicherer Stimme. »Er wird mir wenigstens einige Kohlen borgen. Dann kann uns Mutter die Kartoffeln kochen, die noch übrig sind.«

Hauser nahm den Korb und ging.

Eduard sah ihm nach und überlegte, daß dieser Gang wohl wenig Zweck hätte. Der Nachbar hatte ja selber nichts übrig, und wenn er dem Vater etwas gab, so war es ein Körbchen Kohlen. Wie lange konnte das

vorhalten? Nein, hier mußte noch anders vorgesorgt werden.

Er setzte die Mütze wieder auf, holte sich die Handsäge aus dem Abstellraum und schritt zum Dorf hinaus, dem Wald zu.

Er gab sich zunächst keine Rechenschaft darüber, ob sein Beginnen berechtigt war oder nicht. Viele arme Leute gingen in den Wald, um ganze Körbe voll Leseholz heimzutragen. Aber das geschah im Sommer. Jetzt konnte man unter dem Schnee nicht suchen, jetzt gab es höchstens dürres Unterholz zu brechen. Andre wieder schlichen sich des Nachts hinaus, holten sich ganze Stämme herein und spalteten sich ihr Winterholz daraus. Es gab überall im Forst abgestorbene Bäume und Bäumchen, deren Holz zum Verfeuern trocken genug war.

Eduard wußte im Wald eine dürre Fichte. Sie war nicht schwer zu finden, und willenlos, noch ganz unter dem Eindruck

des Geschehenen, stapfte er durch den Schnee seinem Ziel zu.

Die Fichte stand am Rand einer kleinen Lichtung nicht weitab vom Weg. Vor dem dünnen Baum machte Eduard halt, hob wie prüfend die Säge und kniete im Schnee nieder, um das Werkzeug anzusetzen. Dabei schweifte sein Blick zufällig noch einmal über den jenseitigen Buschrand. Er konnte die Bäume und Sträucher da drüben nur undeutlich erkennen, denn der unablässig rieselnde Schnee schob sich wie ein Schleier davor.

Da plötzlich ließ Eduard die Säge sinken. Ein Schrecken lief ihm durch alle Glieder. Wie gebannt starrte er über die Lichtung hinweg.

Bewegte sich da hinter den Stämmen, die der antreibende Schnee in schlanke weiße Säulen verwandelt hatte, nicht eine gespenstische Gestalt?

Dem Burschen schlug das Herz bis in den Hals. Sein erster Gedanke war: das ist das Buschgespenst! Es belauscht und belauert dich und will dich auf unrechter Tat ertappen!

Und jetzt erst wurde es ihm erschreckend klar, daß er im Begriff gestanden hatte, einen Forstdiebstahl zu begehn. Jetzt erst erkannte er, daß ihn Not und Sorge und Verwirrung beinahe in Schuld gebracht hätten.

Langsam, schwerfällig richtete er sich auf. Dabei äugte er noch immer ängstlich hinüber in das Halbdunkel des Waldes. Er strengte seine Augen mächtig an. Von der Erscheinung war nichts mehr zu sehn. Was er für ein weißes Gewand gehalten hatte, waren wohl nur die schneebehangenen Zweige kleiner Nadelbäume. So sagte er sich jetzt, da er ruhig über die Dinge nachdachte. Aber das Gruseln lag ihm immer noch in den Gliedern. Das war eine Folge der Erzählung des Alten, dem das

Buschgespenst in der Mondnacht begegnet war.

Endlich wandte sich der Bursche mit einem tiefen Seufzer ab. Nein, nein, dachte er, zum Stehlen soll mich auch die ärgste Not nicht verleiten! Bei ehrlichem Willen muß sich schließlich doch eine Arbeitsmöglichkeit für mich finden. Und als er einmal so weit war, kam ihm auch schon ein Einfall: Ich werde morgen ins Bergwerk gehn und dort nach Arbeit fragen!

Wenn der Mensch im Unglück einen festen Entschluß faßt, so ist ihm schon halb geholfen. Eduard fühlte sich mit einemmal ruhig und zuversichtlich. Er verließ den Ort, wo er beinah zum Dieb geworden wäre.

Der Schnee leuchtete, und ringsum war tiefe Stille. Als Eduard aber einem schmalen Waldpfad folgte, der zum Fahrweg führte, vernahm er Schritte, die

ihm entgegenkamen. Er blieb erschrocken stehn.

Im Geist sah er schon wieder das Buschgespenst vor sich. Seine Gedanken verwirrten sich abermals. Da traf ihn der Klang einer männlichen Stimme.

»Eduard Hauser? Du bists? Was treibst du denn zu dieser Zeit und bei diesem Wetter hier im Wald?«

Es war der Förster Wunderlich, der von der Wildfütterung kam. Er warf einen mißtrauischen Blick auf die Säge in Eduards Hand. Der junge Mensch übersah diesen Blick in seiner Aufregung, aber er stand trotzdem wie ein ertappter Bösewicht vor dem Förster und senkte den Kopf.

»Feuerholz wollte ich holen. Die Eltern und die Geschwister frieren zu Haus. Im letzten Augenblick aber ...«

»Ist denn heut nicht Liefertag gewesen beim Seidelmann? Mir scheint, Eduard

Hauser, du warst im Begriff, eine Dummheit zu begehn. Hätte dir das nicht zugetraut.«

Mit einem tiefen Seufzer holte sich der Gescholtene Kraft und Mut zu einer ausführlichen Beichte. Er erzählte, wie es daheim stand, erzählte, wie es ihm bei Seidelmann gegangen war.

Der Förster war als ein rauher Mann bekannt, aber das war nur äußerlich; im Innern verbarg er ein tiefes Gemüt und ein Herz voll Wohlwollen und Menschenliebe. Er hörte den Bericht Eduards aufmerksam an. Dann knurrte er vor sich hin.

»Ja, ja, so ist es? Diese Seidelmanns haben hier das Heft in der Hand, und das benutzen sie, die armen Hausweber auszubeuten. Ich wollte, Gottes Strafgericht käme einmal über diese Burschen!«

Der Förster ballte die Faust und schüttelte sie in der Richtung des Dorfes.

»Na«, meinte er dann in einem andern Ton,
»ich will nichts gesagt haben – und weh dir,
Hauser, wenn du etwas gehört hast? Die
Seidelmänner haben das Geld, und wo das
Geld ist, da ist auch das Recht. Punktum!«

Eduard Hauser wußte zuerst gar nicht, was
er zu den Reden des Försters sagen sollte;
dann aber blitzte in ihm Verständnis auf.

»Ja, Herr Förster«, wagte er einzuwerfen.
»Deshalb habe ich auch unrecht mit dem
Fadenbruch, obgleich ich genau weiß, das
Stück ist nicht von mir.«

Der Förster wischte sich den Schnee aus
den Augen und betrachtete den jungen
Burschen wohlgefällig.

»Du bist ein braver Kerl und ein tüchtiger
Arbeiter; das steht fest. Wer weiß, welchen
Grund dieser Seidelmann hat, dich ins
Elend zu stürzen! Hast du ihm vielleicht
einmal auf die Hühneraugen getreten?«

Eduard schüttelte nur den Kopf.

»Oder bist du ihm irgendwie im Weg?«

»Wie sollte das sein? Sein Weg ist ja ein ganz anderer als der meine.«

»Das stimmt. Aber einen Grund hat er jedenfalls, dieser Zierbengel, dir eins auszuwischen. Doch das kümmert uns jetzt nicht weiter. Hauptsache ist die Zukunft. Was gedenkst du nun zu tun? Ein Spitzbube wärest du beinah schon geworden – durch diesen Schuft. Ein Glück, daß der Grund und Boden bei dir so gut und fest ist. Da hats nicht so viel Gefahr wie bei andern. Oder willst du etwa unter die Pascher gehn?«

»Lieber verhungere ich.«

»Na, na, das Verhungern ist nicht so leicht!«

»Ich habe mir vorgenommen, mich morgen früh an den Obersteiger zu wenden. Vielleicht gibt er mir Arbeit.«

»Ins Bergwerk willst du, Junge?«

»Es bleibt mir doch nichts andres übrig.«

»Freilich, aber du verstehst nichts von der Sache und wirst nur als ungelernter Arbeiter bezahlt.«

»Immerhin besser, wöchentlich wenig zu verdienen, als monatlich gar nichts.«

»Richtig. Und darum möchte ich mich gern deiner annehmen. Leider aber weiß ich nicht, wie. Im Winter wird im Wald nicht gearbeitet. Da ist nichts zu machen, Hauser, beim besten Willen nicht!«

»Dann Gute Nacht, Herr Förster. Und ich bitte um Entschuldigung ...«

Der Alte sah den Burschen halb verdutzt, halb unwirsch an.

»Entschuldigung? Mensch, du bist wohl nicht recht bei Trost? Denkst du, ich hätte kein Herz hinter den Rippen? Und von wegen ›Gute Nacht, Herr Förster‹, da gibts

nichts! Ich selber bin auch nur ein armer Schlucker, aber für brave Menschen, die noch weniger haben als ich, liegt alleweil ein Stückchen Brot in meinem Schrank.«

Eduard stand mehr beschämt als erfreut da.

»Herr Förster ...«, begann er zögernd.

»Was denn noch?«

»Ich habe nicht betteln wollen und –«

»Halt den Schnabel, Junge!« schnitt ihm der Alte grob die Rede ab. »Was fällt dir ein? Bei mir gibts keine Spinnexereien. Wir armen Teufel müssen zusammenhalten. Punktum! – Und nun komm mit, daß wir nicht noch länger in dem armseligen Wetter herumstehn!«

Er stapfte weiter, und Eduard folgte ihm.

2. Der rätselhafte Besuch

An der Stelle, wo der schmale Waldpfad auf die breite Fahrstraße zum Forsthaus mündete, verhielt der Alte lauschend den Schritt.

»Horch! Hörst du etwas? Da unten kommt ein Schlitten! So spät noch und bei diesem Schneetreiben? Seltsam! Na, Pascher werdens nicht grad sein, denn die fahren für gewöhnlich nicht im Schlitten; oder sie hängen wenigstens keine Schellen an ihre Gäule.«

Sie schritten weiter. Die Straße ging bergan; dennoch wurden die Wanderer von dem Schlitten bald eingeholt. Dicht neben ihnen hielt das Gefährt; der Kutscher grüßte.

»Guten Abend, Leute! Sind Sie hier bekannt?«

»Das will ich meinen!« brummte der Förster, der sich nicht gern mit fremden

Menschen abgab.

»Führt diese Straße zum Forsthaus?«

»Allerdings.«

»Wie weit ists noch?«

»Wollen Sie nur bis zur Försterei?«

»Ja. Dieser Herr will zum Förster
Wunderlich.«

»Zum alten Wunderlich? Der bin ich
selber.«

Jetzt mischte sich der Fahrgast ein. Er schlug den Pelzkragen vorn auseinander, so daß man sein Gesicht mit dem schwarzen Schnurrbart besser sehn konnte. Das sollte wohl die Vorstellung ersetzen, die der Fremde geflissentlich unterließ. »Sie selber sind der Herr Förster? Das trifft sich gut. Wie lange fahren wir noch?«

»Nur fünf Minuten.«

»So steigen Sie bitte mit ein!«

»Danke! Ich kann laufen. Die Straße ist steil und der Schnee tief; ich will die Pferde nicht ...«

»Die sind kräftig, und es handelt sich ja nur um eine kleine Strecke, wie Sie sagen. Kommen Sie!«

Dabei lüftete der Fremde schon die Schlittendecke.

»Na, wie Sie wollen!« meinte der alte Wunderlich. »Ich bin warm angezogen und kann mich hinten auf die Pritsche setzen. Dieser Bursche aber trägt seine Sommerkleider, weil er keine andern hat. Nehmen Sie ihn mit hinein!«

Eduard zögerte; aber der Fremde faßte ihn beim Arm und zog ihn ins Gefährt. Förster Wunderlich stieg hinten auf, und so ging die Fahrt weiter.

Gesprochen wurde dabei kein Wort. Der Wind, der schneidend durch den Wald pfiß und die Schneeflocken vor sich hertrieb, ließ keine Unterhaltung aufkommen. Eduard kuschelte sich in die warmen Decken. Der Fremde, der ihm sorgsam Platz gemacht hatte, kümmerte sich nicht weiter um ihn, und Wunderlich hockte stumm auf seiner Pritsche und sann darüber nach, was dieser außergewöhnliche Besuch wohl zu bedeuten hätte.

Nach fünf Minuten sah man, ein wenig abseits der Straße, das Forsthaus unter hohen, schneebeschwerten Tannen auftauchen. Der Kutscher lenkte auf einen Wink Wunderlichs hinüber; aber noch ehe sie anhielten, öffnete sich die Tür; eine behäbige Frauengestalt erschien, eine Laterne in der Hand.

»Guten Abend, Bärbchen!« rief der Förster.
»Hat dich das Schellengeläut herausgelockt? Du hast wohl nicht gedacht, daß dein Alter heut so vornehm ankutschiert kommt, he?«

Die Frau trat mit einem erstaunten Ruf vollends auf die Stufen heraus.

»Freilich, freilich – aber den Schlitten habe ich erwartet!«

»Du? Was hast denn du mit dieser Kutsche zu schaffen?«

»Kaum warst du fort, da brachte ein Lohnfuhrmann aus der Stadt zwei Koffer und erklärte, der Herr, dem das Gepäck gehört, würde im Schlitten nachkommen.«

Der Alte warf einen Blick auf den Fremden, der soeben hinter Eduard ausgestiegen war.

»Also sind Sie der Besitzer der Koffer?«

»Stimmt. Und Sie sollen alles Weitere sogleich erfahren. Wollen nur erst eilen, daß wir ins Haus kommen!«

Dabei drückte der Fremde dem Kutscher ein Trinkgeld in die Hand, worauf der Mann einen tiefen Bückling machte und

sich vergnügt wieder auf den Schlitten schwang.

»Sie sehn, mein lieber Herr Förster, daß ich die Schiffe hinter mir verbrenne«, lachte der Fremde gutgelaunt. »Ich kann nun nicht zurück und bin in diesem tollen Schneegestöber auf Ihre Gastfreundschaft angewiesen. Wohl oder übel müssen Sie mir jetzt Zutritt gestatten.«

Der Förster, dem die Art des Mannes gefiel, wehrte ab.

»Ist erledigt. Gehn Sie voran!«

Frau Wunderlich leuchtete ihnen durch den dunklen Flur in die Wohnstube, einen niedrigen Raum, dessen Wände mit Holztäfelung verkleidet waren. Die Möbel waren sehr einfach; aber alles glänzte vor Sauberkeit, und der riesige Kachelofen in der Ecke strahlte eine angenehme Wärme aus.

Der Förster bot dem Fremden treuherzig die Hand.

»Willkommen also, Herr! Legen Sie ab und machen Sie es sich bequem! – Mutter, hast du die Suppe fertig? Sie muß heute für zwei Personen mehr langen.«

»Ja, ja, ich gehe schon«, versicherte die Försterin und lief geschäftig hinaus in die Küche.

Der Fremde hatte Pelz und Hut an einen Wandhaken neben der Tür gehängt.

»Bitte, meinetwegen keine Umstände!« widersprach er. »Ich bin nicht hungrig, und ehe ich daran denken kann, meine Beine unter Ihren Tisch zu stecken, muß ich mich Ihnen doch erst vorstellen, damit Sie wissen, wer Ihnen so unvermutet in Ihre gemütliche Häuslichkeit hereinschneit. Gehört dieser junge Mann zum Haus?«

»Nein. Habe ihn unterwegs getroffen und ihn mitgenommen, um hier etwas mit ihm

abzumachen.«

»So besorgen Sie das nur vorher! Ich habe keine Eile.«

»Ist mir recht, denn ich möchte den Eduard nicht warten lassen. Hunger tut weh!«

Der Förster gab Eduard, der bescheiden an der Tür stehengeblieben war, einen Wink, ihm hinaus in die Küche zu folgen. Dort stand Frau Wunderlich am Herd und rührte die dampfende Suppe.

»Hier, Mutter, bringe ich dir einen ganz hungrigen Gast. Gib dem Jungen vor allen Dingen einen Teller Suppe! Bei den Hausers steht es schlimm. – Setz dich da an den Tisch, Eduard! So, hier ist das Brot, hier die Butter und da ein Messer! Kannst ihm auch noch ein Stück Wurst bringen, Bärbchen.«

Eduard setzte sich und langte zu. Die Försterin eilte geschäftig hin und her, den Hungrigen zu versorgen. Inzwischen

erzählte ihr Mann, was er von Eduard gehört hatte. Auch die Begegnung im Wald erwähnte er. Und Frau Bärbchen machte große Augen dazu, in denen sich zunächst das helle Staunen und dann ein tiefes, ehrliches Mitleid spiegelte.

»O je, o je, ist das eine Not! Da muß man helfen, so gut man kann. Ich werde ...«

»Ja«, unterbrach sie der Förster, »du wirst dem Eduard dann ein Brot einpacken und etwas Mehl und so Verschiedenes. Vergiß auch nicht Holz und einen Sack Kohlen! Er mag sich die Sachen auf den Handschlitten laden. Ich will nur erst mal hineingehn und nach dem Fremden sehn. Scheint kein übler Mann zu sein, aber doch ein sonderbarer Heiliger, weil er gar so geheimnisvoll tut mit seinem Namen. Weißt du etwa was Genaueres, Bärbchen?«

»Nicht mehr, als was ich dir schon gesagt habe. Die beiden Koffer wurden vorausgeschickt, und nun ist er selber da.«

»Na, werde ihm also ein wenig auf den Zahn fühlen. Versorge mir den Eduard gut! Er mag sich nachher noch bei mir verabschieden.«

Als Förster Wunderlich wieder ins Wohnzimmer trat, hatte es sich der Fremde auf dem Sofa bequem gemacht, als wäre er hier zu Haus. Er lachte dem Eintretenden vergnügt entgegen und hielt ihm die geöffnete Zigarrentasche hin.

»Bitte, Herr Förster, nehmen Sie eine, damit ich mir auch eine anbrennen kann! Ich habe verteufelten Appetit danach.«

Aber Wunderlich lehnte ab.

»Danke, Herr! Mit diesen Dingen habe ich mich nie befreunden können. Ich bleibe bei meiner Pfeife. Rauchen Sie in Gottes Namen! Sehn Sie hier, ich zünde mir meinen gewohnten Tabak an. So, und nun können wir uns ein wenig miteinander beschäftigen. Der Junge wird inzwischen draußen gefüttert, der arme Teufel. Es geht

ihm wirklich schlecht. Sind schlimme Zustände hier im Gebirge. Sie haben vermutlich gar keine Ahnung davon.«

»Hm«, machte der Fremde. »Ich glaube, ich kenne mich in diesen Dingen aus. Wer ist denn der junge Mensch?«

Damit war das Gespräch abermals bei Eduard Hauser angelangt. Der Förster wiederholte noch einmal genau den Bericht, den er schon seiner Frau in der Küche gegeben hatte. Auf diese Weise kam er selber wieder nicht auf seine Kosten. Er erfuhr immer noch nicht, wer der seltsame Gast seines Hauses nun eigentlich war. Und als er seine Erzählung von den Hausers und ihrer Not zu Ende gebracht hatte, kam Eduard aus der Küche herein, um sich beim Förster zu bedanken und zu verabschieden.

Aber man ließ ihn so schnell nicht fort. Der Fremde, dessen Mitleid mit der armen Weberfamilie erwacht war, hielt ihn noch eine Weile fest.

»Der Förster hat mir von Ihnen mancherlei erzählt. Sagen Sie, junger Mann, können Sie verschwiegen sein?«

Verwundert über die eigentümliche Frage, blickte Eduard Hauser auf den Fremden.

»Gewiß«, sagte er zögernd.

»So nehmen Sie dies beides! Das eine ist der Betrag Ihrer Darlehnsschuld an Seidelmann, und das andre soll für Sie sein, weil Sie der Versuchung zu stehlen so tapfer widerstanden haben.«

Er griff zweimal in seine Börse und drückte Eduard erst in die Rechte und dann in die Linke einige Goldstücke.

Vor freudigem Schreck vergaß Eduard, die geöffneten Hände zu schließen.

»Schockschwerebrett!« rief der Förster. »Ist das Spaß oder Ernst, Herr?«

»Mein voller Ernst und für mich ein großer Spaß.«

»Können Sie denn so ein Heidengeld mir nichts, dir nichts fortgeben?«

»Ich tue mir keinen Schaden dabei.«

»Zum Kuckuck, Herr, das ist eine Sache! – He, Eduard, was sagst du dazu? Dieser Seidelmann kriegt sein Sündengeld, und für dich bleibt auch noch genug übrig. Sieh, nun wird noch alles gut. Morgen früh rede ich mit dem Obersteiger. Denke, daß er dir schon mir zuliebe Arbeit schaffen wird. – Ja, ja, mein Junge, der alte Herrgott lebt noch!«

Jetzt erst gewann Eduard die Sprache wieder. Eine solche Summe hatte er noch nie in den Händen gehabt.

»Herr«, sagte er mit zitternder Stimme,
»das kann ich nicht annehmen!«

»Lassen Sie mir nur die Freude!« wehrte der Fremde ab. »Ich bin nicht arm und helfe Ihnen gern. Aber ich stelle die Bedingung, daß Sie schweigen. Niemand als Ihr Vater

darf erfahren, von wem Sie das haben;
selbst Ihre Mutter braucht es nicht zu
wissen, denn Frauen sind in bezug auf
Verschwiegenheit nicht immer
zuverlässig.«

Eduard spürte, daß ihm die freudige
Erregung die Tränen in die Augen trieb.
Erst jetzt schloß er die Finger um seinen
Goldschatz. Dabei sah er wie träumend zu
dem Geber auf.

»Und was soll ich meinem Vater antworten,
wenn er mich, nach Ihnen fragt?«

»Sagen Sie ihm, ich sei ein Vetter des
Försters und bleibe einige Tage zu Besuch
hier!«

Der alte Wunderlich machte große Augen,
sagte jedoch nichts. Eduard aber steckte das
Geld sorgfältig ein und erhaschte sich
schüchtern die Hand des Fremden.

»Herr, ich weiß vor Glück nicht, was ich
tun soll. Sie helfen uns aus großer Not. Gott

hat Sie uns wie einen rettenden Engel gesandt. Ich möchte ihn bitten, daß ich Ihnen einmal meinen Dank beweisen kann.«

»Nun, vielleicht ist das möglich. Jetzt aber eilen Sie! Wer Glück bringt, der soll nicht zögern.«

Wie im Traum ging Eduard Hauser mit dem Förster hinaus. Der Fremde hörte an der hellen, verwunderten Stimme der Försterin in der Küche, daß die beiden ihr das Geschehene erzählten. Er setzte sich wieder auf das Sofa und versank in tiefe Gedanken, bis der Förster mit seiner Frau zurückkehrte.

»Weiß Gott«, knurrte der alte Wunderlich, »wirklich wie ein Engel sind Sie gekommen; der Junge hat recht. Sie sind ein braver Mann; aber was Sie da von dem Vetter sagten – hm – das stimmt nun doch nicht. Bärbchen ist ohne alle Verwandtschaft, und auch ich kann in allen Töpfen herumstochern, ohne einen

Menschen aufzugabeln, der mein Vetter wäre.«

Der Fremde strich sich lächelnd den schwarzen Bart.

»Allerdings bin ich nicht mit Ihnen verwandt; ich mußte dem Burschen aber doch etwas antworten. Da hier kein Mensch wissen soll, wer ich bin, habe ich mich einfach für Ihren Vetter ausgegeben. Ich hoffe, das wird mich bei den Leuten im Ort am besten ausweisen und mir überflüssige Fragerei ersparen.«

»Das wohl; aber, hm, nehmen Sie mir's nicht übel – wenn ich schon auf diese Weise zu einer Vetternschaft komme, so möchte ich selber wenigstens wissen, wer denn eigentlich mein Gevatter ist!«

»Da haben Sie recht. Ich werde Ihnen gern Rede stehn. Ist dieser Eduard Hauser bereits fort?«

»Ja. Er trabt wie ein Weihnachtsmann die Straße hinab.«

»Was für Leute haben Sie sonst noch im Haus?«

»Den Försterburschen und einen alten Waldhüter.«

»Wo stecken sie?«

»Sie schlafen schon, weil sie früh beizeiten hinaus müssen.«

»So sind wir hier ungestört?«

»Das klingt ja außerordentlich geheimnisvoll. Aber Sie können unbesorgt sein. Der Bursche schläft wie ein Ratz; ihn brächten jetzt keine zehn Pferde aus den Federn. Und der Alte stört uns erst recht nicht. Der schläft zwar nicht mehr so fest, aber es fällt ihm im ganzen Leben nicht ein, uns zu belauschen. Ist eine treue und ehrliche Haut.«

»Also kann ich frei reden. Sie wundern sich natürlich, wie ein völlig fremder Mensch mit zwei Koffern um diese Zeit seinen Einzug bei Ihnen halten kann, und so will ich zu meiner Entschuldigung sagen, daß ich von einem Mann geschickt werde, der ein guter Freund von Ihnen zu sein behauptet.«

»Ein Freund? Hm! Bin in meinem Leben mit dem Wort Freund nicht sehr freigebig gewesen. Die Menschheit ist nicht wert. Mein liebster Freund ist mir mein altes Bärbchen hier. 's gibt wohl, auch noch einige, die mir gewogen sind – aber Freunde? Da habe ich wirklich nur einen einzigen, den ich so nenne. 's ist der alte Meyer, der früher Förster in Wildstein war.«

»Jetzt wohnt er in Dresden, in der Elbstraße.«

»Stimmt! Sie wissen wirklich Bescheid.«

»Ja. Er sagte mir, daß Sie mich nicht von der Tür weisen würden.«

»Das hat er gesagt, der alte Meyer? Ja, dann darf ich ihn auch nicht Lügen strafen. Also nochmals willkommen, Herr! – Hast du die Koffer ins Stübchen schaffen lassen, Bärbchen, und auch alles hübsch vorgerichtet?«

»Natürlich!«

»Nun, so lauf geschwind und sieh nach, ob es noch etwas Eßbares im Haus gibt oder ob uns der Eduard alles davongeschleppt hat! Sie müssen nämlich wissen, daß mein Bärbchen das Letzte hingibt, wenn sie jemand helfen kann.«

Frau Wunderlich wollte sich entfernen; der Fremde aber hielt sie zurück.

»Halt! Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich nicht hungrig bin. Wenn es bei Ihnen mit dem Abendbrot nicht eilt, so möchte ich Ihnen erst sagen, weshalb ich zu Ihnen gekommen bin.«

»Nun, mein Hunger ist noch zu ertragen.
Und da Sie nun einmal geladen haben, so
schießen Sie auch los!«

Die drei saßen jetzt beisammen wie gute
alte Freunde. Wunderlich ließ seine Pfeife
gewaltig qualmen, Frau Bärbchen faltete in
Andacht und Spannung die Hände über der
Schürze; der Fremde tat noch einen Zug an
seiner Zigarre und begann seinen Bericht.

»Ich heiße Arndt; und da ich Gründe habe,
hier als Ihr Vetter zu gelten, so bitte ich Sie,
mich Vetter Arndt zu nennen.«

»Wenn Sie es so wollen – gern. Also, Herr
Vetter, was führt Sie zu uns?«

»Ich komme in einer wichtigen
Angelegenheit. Sie sollen mir entdecken
helfen, wer die geheimnisvolle Person ist,
die man hier das Buschgespenst nennt. Ich
muß Ihnen dabei verraten, daß ich
eigentlich Detektiv bin.«

Der Förster ließ einen leisen Pfiff hören.

»Ah – hm – so, so! Ein Geheimer!«

»Erraten! Und nun sagen Sie: Hat man hier wirklich keine Ahnung, wer das Buschgespenst ist?«

Wunderlich zog die Brauen hoch, erwiderte aber nichts. Das gab seiner Frau Gelegenheit, in das Gespräch einzugreifen. Sie gehörte zu den Leuten, denen ein Gruseln über den Rücken lief, sobald nur der Name des Buschgespenstes erwähnt wurde. So saß sie denn auch jetzt verängstigt da und blickte den Fremden scheu von der Seite an.

»Lieber Herr«, sagte sie schüchtern, »ein Gespenst ist eben ein Gespenst oder meinetwegen ein Geist. Wie soll man da wissen ...«

Im Gesicht des Fremden war ein überlegenes Lächeln aufgetaucht. Das sah Förster Wunderlich, und darum fiel er seiner Frau in die Rede.

»Schwatz nicht, Bärbchen! Mußt nicht denken, daß ein Herr Geheimer an Märchen glaubt! Hab' doch ich selber immer schon erklärt, daß es keine Gespenster gibt. Hinter diesem Geist, der die einfältigen Leute hier an der Grenze zum Fürchten macht, steckt ein Mensch von Fleisch und Blut. Soviel ist klar.«

Vetter Arndt nickte zu dieser Rede beifällig.

»Sie haben recht, Herr Förster. Gespenster gibt es nicht. Wohl aber gibt es Menschen, die an Geistererscheinungen glauben, und andere, die sich solchen Aberglauben zunutze machen. Und solch ein Bursche ist das Buschgespenst. Darum war auch meine Frage berechtigt. Unsereiner hat ja Erfahrungen in derartigen Dingen. Ich wette, daß das Gespenst den Leuten, die es schrecken will, in den verschiedensten Masken erscheint. Können Sie mir darüber etwas sagen?«

»Hm«, brummte der Förster, »das Buschgespenst soll weiß aussehen wie frisch

gefallener Schnee, und groß soll es sein wie ein Riese und soll feurige Augen haben wie rollende Räder. Aber da weiß keiner etwas Genaueres. Das ist sicher alles nur Geschwätz. Das andere aber hat seine Richtigkeit: Es gibt hier einen Unbekannten, der sich als Beschützer der Pascher aufspielt. Der erscheint in kurzer, enganliegender Jacke, mit breitrempeligem Hut und hohen Schaftstiefeln. Um den Leib trägt er einen Gurt mit Messer und Revolver, vor dem Gesicht eine Maske, und über der Schulter hat er ein Gewehr hängen. Dieser Unbekannte behauptet, im Namen des Buschgespenstes zu erscheinen. Er preßt Leute, die in Not sind, zur Pascherei, fördert und beschützt die Schmuggler auf alle Art und spielt denen übel mit, die etwas gegen das Treiben der Pascher unternehmen.«

»Dann wiederhole ich meine Frage von vorhin«, erklärte Arndt. »Hat man denn keine Ahnung, wer dieser Mann ist?«

»Keine. Er kommt, als hätte ihn plötzlich der Wind hergeweht, und verschwindet wieder, als hätte ihn die Erde verschluckt. Glauben Sie mir, Herr Vetter, es ist kein Wunder, daß sich die Dorfbewohner vor ihm fürchten!«

»Also ein gerissener und verwegener Verbrecher, bestimmt kein gewöhnlicher Mann.«

»Nein, gewiß nicht. Es gehört schon ein tüchtiger Kerl dazu, solch eine verzweifelte Bande wie die Schmuggler zu leiten und im Zaum zu halten. Der Unbekannte scheint manchmal allwissend und allgegenwärtig zu sein, ein wahrer Teufel!«

»Lassen Sie den Teufel aus dem Spiel! Bleiben wir bei den Menschen! Ich hörte auf der letzten Haltestelle, daß hier gestern abend wieder ein Verbrechen verübt worden ist.«

»Ein Grenzoffizier ist erschossen worden«, nickte Wunderlich; »jedenfalls von einem

Untergebenen des Paschers.«

»Und man hat keine Spur des Täters gefunden?«

Auf diese Frage wollte Wunderlich von dem Zettel erzählen, der in der Tasche des Toten gesteckt hatte; aber der neue Vetter wehrte ab.

»Weiß schon, weiß. Das ist natürlich nur ein Trick des Verbrechers, womit er sein Treiben verschleiern will. Er versteckt sich gewissermaßen hinter das Gespenst und macht sich die abergläubische Furcht der Grenzbewohner zunutze, wie ich schon sagte. Hier aber meinte ich eine regelrechte Fährte im Schnee. War da nichts zu sehn?«

»Der Wind hat alles verweht«, erklärte Wunderlich. »Wir haben nach Kräften gesucht; ich war selber dabei. Vielleicht ist es möglich, im Frühling noch etwas zu finden, wenn der Schnee fortgetaut ist. Ach, mein lieber Herr, es ist ein wahrer Jammer! Man möchte sich gradezu fürchten, jetzt

hier im Wald zu wohnen. Ich habe mein Leben jedenfalls nur meiner Vorsicht zu verdanken; ich tue meine Pflicht als Förster und menge mich niemals in die Angelegenheiten der Pascher. Das ist allein Sache der Grenzbeamten.«

»Wollen Sie mir damit andeuten, daß ich nicht auf Ihren Beistand rechnen kann? Meine Aufgabe ist es ja, das Geheimnis des Buschgespenstes zu lüften.«

»Hm! So habe ich das nicht gemeint. Hier liegt ein gemeiner Mord vor, und er ist in meinem Wald geschehn – da habe ich als Förster die Pflicht, den Fall aufzuklären. Nur glaube ich, Herr Vetter, es wird für die Geschichte von Vorteil sein, wenn ich mich bei den Nachforschungen nicht grad in den Vordergrund dränge. Sie werden mir darin später recht geben.«

»Mag sein, und ich verlange auch gar nicht mehr von Ihnen, als daß Sie mir heimlich helfen. Es darf ja auch von mir kein Mensch ahnen, weshalb ich hier bin.«

Der Förster nickte bedächtig. Er begann, sich für das Vorhaben des angeblichen Veters zu erwärmen.

»Haben Sie schon einen Plan?« forschte er.
»Auf welche Weise wollen Sie denn die Sache anpacken?«

»Darüber bin ich mir noch nicht klar. Vor allem werde ich mich hier ein wenig umsehn.«

»So wünsche ich Ihnen Glück, Herr Vetter, obwohl ich am Gelingen zweifle.«

»Sie zweifeln von vornherein? Weshalb?«

Der Förster überflog Arndts Gestalt mit einem prüfenden Blick.

»Hm, Sie sind kräftig gebaut und scheinen gewandt und beweglich zu sein. Aber ob Sie den Mühen und Gefahren gewachsen sind, denen Sie hier entgegengehn, das fragt sich noch. Sie müssen bedenken, man hat schon allerlei versucht, dem Buschgespenst

auf die Spur zu kommen und das Treiben der Pascher zu unterbinden, und alles war ohne Erfolg. Sollten Sie da mehr Glück haben?«

Arndt zuckte die Schultern.

»Das wird sich zeigen. Jedenfalls werde ich alles daransetzen, das geheimnisvolle Buschgespenst zu fangen, in dessen Händen die Fäden aller verbrecherischen Machenschaften hier an der Grenze zusammenlaufen. Ich weiß nicht, ob ich mich vor dem Unbekannten, Mann gegen Wann, fürchten müßte; auch kann ich nicht sagen, ob ich ihm, der doch jedenfalls ein gut Teil Verschlagenheit besitzt, an List gewachsen bin. Aber versucht muß es werden. Einen Vorteil habe ich dabei vor ihm voraus.«

»Und der wäre?«

»Ich weiß um seine Schliche, er dagegen hat keine Ahnung von meiner Absicht.«

Hier erlaubte sich der Förster, ein wenig überlegen zu lächeln, und da ihn sein Gast fragend ansah, bekannte er offen seinen Zweifel.

»Vorläufig«, sagte er, »vorläufig, Herr Vetter! Im übrigen, meine ich, wird dieser gerissene Bursche mit der Zeit dahinterkommen, daß ein bestimmter Mann, nämlich Sie, ihm auf der Fährte liegt.«

»Sie sagen: ein bestimmter Mann. Wie nun, wenn ich es fertigbringe, nicht immer als ein und derselbe zu erscheinen? Sie werden wohl wissen, daß eine gewisse Verwandlungskunst zu meinem Handwerk gehört.«

Der Förster lächelte immer noch oder vielmehr schon wieder.

»Habe davon gehört, denke aber, daß man eine Perücke und einen falschen Bart ohne weiteres erkennt.«

»So? Das denken Sie? Wollen einmal
sehn!«

Arndt stand auf und trat an die Ofenbank
auf der ein gefülltes Waschbecken stand.
Während er einen Zipfel seines
Taschentuchs in das Wasser tauchte, fragte
er über die Schulter zurück: »Für wie alt
halten Sie mich?«

»Vierzig ungefähr.«

»Und jetzt?«

Er griff sich an den Kopf, ein Ruck, er
drehte sich um. Sein schwarzes Haar war
plötzlich blond. Der Förster riß die Augen
auf, während seine Frau einen Ruf der
Überraschung ausstieß.

Arndt aber lächelte.

»Nun, hatten Sie bisher gemerkt, daß ich
eine Perücke trug?«

»Nein, wahrhaftig nicht, und ich habe mir
Sie genau angesehen, als ich noch nicht

wußte, woran ich mit Ihnen war.«

»Sehen Sie! Und nun will ich Ihnen noch mehr zeigen.«

Der Fremde nahm auch noch den Bart ab. Dann fuhr er sich mit dem feuchten Taschentuch zwei-, dreimal wie glättend übers Gesicht.

»So. Was sagen Sie nun, Herr Förster?«

»Heiliger Strohsack, das hätte ich allerdings nicht für möglich gehalten! Vorhin sahen Sie aus wie vierzig, dann wie dreißig, und nun erscheinen Sie mir noch jünger. Das ist allerdings ein Kunststück, das Ihnen so leicht keiner nachmacht, Herr Geheimer! Jetzt glaube ich's fast, daß Sie einem Verbrecher, dem Sie auf der Spur sind, dreimal nacheinander vor der Nase herumspazieren können, ohne daß der Betreffende merkt, daß ihm immer nur ein und derselbe vor Augen steht. Meinst du nicht auch, Bärbchen?«

Die brave Försterin nickte nur. Worte fand sie nicht. Sie war ganz Staunen und Bewunderung. Arndt aber erzählte den schlichten Leuten, die in ihrem einsamen Weltwinkel so gut wie gar nicht mit dem lauten Treiben der Welt da draußen in Berührung kamen, von den Schlichen und Kniffen, deren er sich bei der Ausübung seines schweren, gefährvollen Berufs bedienen mußte. Er berichtete von allerlei Verkleidungsstücken, zum Beispiel von einem Rock, den man auch umgewendet tragen konnte, an dem einzelne Teile einzuschlagen waren, der vier Ärmel hatte, den man sogar in einen Mantel zu verwandeln vermochte. Er erzählte, wie man Gang, Stimme und Gebärde verändert, je nachdem man einen schlichten Mann oder einen hohen Herrn, einen Jüngling oder einen Greis darstellen will.

Das alles waren blanke Wunder für die Förstersleute. Ihre Achtung vor dem Vetter Arndt wuchs von Minute zu Minute, und damit wuchs auch die Zuversicht des Försters in das Gelingen der Pläne, die hier

gegen das Buschgespenst geschmiedet wurden.

Wunderlich dachte sich schon gänzlich hinein in die Ereignisse, die nun kommen würden, und begeisterte sich mehr und mehr für die Helferrolle, die er dabei spielen sollte. Im Lauf dieser Erwägungen kam ihm dann noch ein Bedenken, das er dem Vetter Arndt denn auch sogleich vortrug.

»Herr«, meinte er, »jetzt wird mir bald selber bange, ob ich Sie auch immer erkennen werde, wenn ich Ihnen da oder dort einmal in einer Ihrer Masken begegne.«

»Gut, daß Sie daran denken«, nickte der Geheime. »Ich ersehe daraus, daß Sie mir brauchbare Dienste leisten werden. Wir müssen ein Erkennungszeichen ausmachen, und zwar eines, das keinem andern auffallen kann. Wie wäre es mit folgendem Vorschlag: wenn wir uns am Tag von weitem sehn, werde ich mit der rechten

Hand vom linken Ohr zum rechten greifen.«

»Hm. Und des Abends im Dunkeln?«

»In einem solchen Fall werde ich trachten, sofort nahe an Sie heranzukommen. Dann flüstere ich Ihnen zu: ›Der Fremde‹. Sind Sie einverstanden?«

»Natürlich! Das gefällt mir sogar ganz ausgezeichnet. Es ist so recht abenteuerlich und klingt grad wie in einem Roman.«

»Also wären wir einig und hätten nur noch die Hauptsache zu erledigen: Kann ich nach all meinen Darlegungen nunmehr auf unbestimmte Zeit bei Ihnen wohnen?«

»Da braucht es doch keine Frage«, meinte Frau Barbara.

»Versteht sich von selbst«, brummte der Förster. »Sie arbeiten für eine gute Sache, an der ich den lebhaftesten Anteil nehme, und dann – na ja, dann gefallen Sie mir

überhaupt. Ich kann das nicht herausfinden und erklären; aber es ist mir grad, als wären wir schon lange Zeit miteinander bekannt.«

»Ja, so geht es einem zuweilen, lieber Herr Vetter.«

»Und nun immer noch etwas Wichtiges! Wie soll ich Sie bei der Behörde anmelden?«

»Das tue ich selber. Ich werde dafür sorgen, daß mir weder die Polizei noch die Grenzbeamten etwas in den Weg legen. Denn als Geheimer habe ich meine Ausweise. Das lassen Sie also getrost meine Sorge sein! Ich muß Sie nur noch bitten, einen Preis für Wohnung und Essen zu bestimmen.«

»Das fehlte noch! Einer, der kommt, den armen Leuten hier aus dem Elend zu helfen, soll mich bezahlen? Das wäre noch schöner. Sie kriegen, was wir selber haben, und das ist umsonst. Punktum!«

»Gut, abgemacht, und das übrige vorbehalten! Hier meine Hand! Die Frau Muhme mag jetzt sehn, ob sie noch etwas zu essen für uns findet; Sie aber, Herr Vetter, zeigen mir vielleicht inzwischen einmal, wo ich hausen soll, und wo meine Koffer sind.«

Die Försterin lief eilfertig in die Küche. Wunderlich aber erhob sich bedächtig.

»Kommen Sie! Das Fremdenstübchen befindet sich im ersten Stock. Vornehm sind wir nicht eingerichtet; aber ein weiches Bett werden Sie haben, einen Tisch, einen Stuhl, einen Spiegel und sogar einen Stiefelknecht. Den habe ich mir aus einem birkenen Zwiesel geschnitten.«

Er lachte und führte den Gast die Treppe hinauf in einen kleinen behaglichen Raum, wo schon die Koffer standen.

Draußen war inzwischen der Mond aufgegangen, und der Schneefall hatte

aufgehört. Der Förster trat ans Fensterchen und deutete hinüber zum Wald.

»Sehn Sie da drüben die drei Riesentannen? Nahe bei der mittleren hat der ermordete Grenzer gelegen.«

»Also gar nicht weit von hier?«

»Gar nicht. Wollen wir morgen vormittag einmal zusammen hingehn?«

»Ich wollte dieselbe Frage soeben aussprechen. Wir gehn, und Sie haben die Güte, mir an Ort und Stelle alles ausführlich zu berichten. Vielleicht komme ich dabei auf einen Gedanken.« –

Dann war der Mann, der das geheimnisvolle Buschgespenst zur Strecke bringen wollte, allein. Er stand am Fenster des Stübchens – das Licht hatte er ausgelöscht – und starrte sinnend hinaus in die Mondnacht, hinüber zu den drei Tannen, bei denen man den toten Grenzbeamten gefunden hatte.

Er sah, wie sich ein verlorener Mondstrahl
im Geäst der riesigen Bäume fing und sich
in ihrem schweren Schneebehang spiegelte.
Mit leiblichen Augen sah er das. Darüber
hinaus aber malte ihm die Phantasie ein
vollständigeres Bild. Ihm war, als läge der
Ermordete noch drüben im Schnee, und
dann schien eine weißverhüllte Gestalt
neben der Leiche aufzutauchen, lautlos,
gespenstisch. Und plötzlich hob sich die
Rechte des Toten wie eine Schwurhand,
und eine dumpfe Stimme sagte: ›Ich klage
an, dich klage ich an, dich, das
Buschgespenst!‹

Da sank die weiße Gestalt in sich
zusammen, und an ihrer Stelle stand, wie
durch Zauber geschaffen, ein Mann in
Joppe, Filzhut und Schaftstiefeln, vor dem
Gesicht eine Maske, über der Schulter ein
Gewehr.

Und wieder ertönte die Stimme: ›Ich klage
an, dich klage ich an, dich, das
Buschgespenst!‹ Diesmal aber kam noch
ein Nachsatz hinzu, der wie der Hilferuf

eines Ertrinkenden klang: ›Schandtat um Schandtat wird hier verübt. Wo bleibt der Rächer?‹

Dem Mann am Fenster war es, als hallten die letzten Worte schaurig mahnend nach. Da richtete er sich hoch auf.

»Ich bin der Rächer«, sprach er laut und deutlich vor sich hin. »Viel alte Schuld ist hier zu sühnen, Schuld auch, um die nur ich noch weiß. Und ich werde nicht ruhen, bis die Gerechtigkeit den Sieg errungen hat.«

Er wendete sich ab vom Fenster, indessen draußen eine schwarze Wolke über den Mond zog. Ein Nachtvogel strich schweren Fluges an den alten Tannen vorbei und eilte hastig waldeinwärts, als wäre er ein Späher des Buschgespenstes und müßte seinem Herrn und Gebieter die Botschaft zutragen, daß im Forsthaus ein Fremder aufgetaucht sei, der sich unterfing, den Rächer zu spielen.

*

Unterdes hatte Eduard Hauser seinen Heimweg fast beendet. Bei dem Gedanken an die Seinigen schlug ihm das Herz laut vor Freude. Einen Schlitten voll Holz und Kohlen zog er hinter sich her, darauf einen großen Korb voll Eßwaren – das waren Dinge, die ihm vor einer Stunde noch als unerreichbare Schätze erschienen waren.

Die Straße führte fast immer bergab. So stellte er sich auf die Kufen des Schlittens, ließ ihn laufen, was er laufen wollte, und lenkte ihn nur in den Kurven mit dem linken oder dem rechten Fuß.

An der Tür des Häuschens, das die Seidelmanns seinem Vater demnächst wegpfänden wollten, ließ er sein Gefährt einstweilen stehn und eilte in die Wohnstube. Hier saßen die Seinen fröstelnd um den Tisch. Beim Ofen aber kniete das Engelchen. Eduard traute kaum seinen Augen. Es war wirklich Angelika Hofmann, die sich da bemühte, mit einigen Scheiten Holz und einem kleinen Häufchen Kohlen ein Feuer anzufachen.

»Der Eduard kommt!« riefen die Geschwister.

»Gott sei Dank!« seufzte die Mutter; man sah ihr an, welche Angst sie um ihn ausgestanden hatte.

Engelchen sprang von der Diele auf.

»Aber, Eduard, wo warst du denn so lange? Wir alle haben große Sorge um dich gehabt.«

Eduard rieb sich die erstarrten Hände.

»Hu, abscheulich kalt! Zeit, daß ihr Feuer macht! – Hat euch der Nachbar ausgeholfen, Mutter?«

»Ein paar Scheitchen Holz und zwei Schaufeln Kohlen hat er uns geborgt. Mehr könnte er nicht tun, sagte er, weil er mit seinem Vorrat noch bis zum Winterende reichen müsse.«

»Habt ihr Kartoffeln gekocht?« erkundigte sich Eduard weiter.

»Noch nicht. Das Holz wollte nicht brennen.«

»So, so, ihr habt also gehungert.« Eduard war gar nicht wie sonst; er brachte es fertig, zu all dem Elend, das er hier vor Augen hatte, zu schmunzeln. Und nun platzte er auch noch übermütig-froh heraus: »Und ich habe zu Abend gegessen wie ein König!«

»Was denn, was?« drängten sich die Geschwister neugierig um ihn.

»Graupensuppe, eine große Schüssel voll, und Butter und Brot und Wurst dazu!«

»Oooh!« dehnten die Geschwister staunend und ein wenig sehnsüchtig und neidisch dazu.

Vater und Mutter sahen einander fragend an. Jetzt verstanden sie ihren Eduard nicht mehr. Auch das Engelchen machte ein verwundertes Gesicht.

Eduard aber lachte.

»Wartet, ihr sollt auch euer Teil haben!«

Er sprang hinaus und holte erst den Eßkorb herein.

»Hier, Mutter, ist ein gutes Mittel gegen den Hunger!«

Mit diesen Worten war er schon wieder draußen, um das Holz und die Kohlen in den Abstellraum zu schaffen. Nur etwas davon nahm er mit in die Stube, um einmal richtig einzuheizen.

Aber er kam vorerst gar nicht dazu. Gar zu fragend hingen aller Augen an ihm, Augen, in denen neben grenzenlosem Staunen die helle Freude zu lesen stand. Frau Hauser hatte stumm die Hände gefaltet. Engelchen wußte nicht, was das alles bedeuten sollte. Der Vater aber verschaffte sich kurz Gewißheit.

»Nun sag mal, Junge, woher hast du das alles?«

»Vom Förster Wunderlich und seiner Frau.«

»Das begreife ich nicht. Die Wunderlichs sind gute Menschen, das weiß das ganze Dorf. Aber wie kommen sie dazu, dich so zu beschenken?«

»Das will ich euch erzählen. Vorher aber packt nur erst einmal aus und seht richtig nach, was ich alles mitgebracht habe! Da ist Brot und Butter und eine ganze Wurst, auch ein Stück Speck! Und da ist Mehl und Zucker und Kaffee!«

»Kaffee, Kaffee!« jubelten die Geschwister. Die Kleinen hatten früher schon einmal Kaffee zu trinken bekommen. Sie wußten, was für ein Genuß das war.

Es gab ein allgemeines Auspacken und Staunen und Jubeln. Dann mußte die Mutter gleich das Brot anschneiden, um den ärgsten Hunger der Kinder zu stillen. Vater Hauser aber bestand darauf, wissen zu wollen, wie das alles zugegangen war.

Er war ein Mann des nüchternen Verstandes und glaubte nicht recht an Märchen.

So erzählte denn Eduard, was er im Wald erlebt hatte. Er bekannte ganz offen, daß er beinahe zum Holzdieb geworden wäre. Auch davon sprach er, daß er eine Minute lang geglaubt hatte, zwischen den verschneiten Stämmen das Buschgespenst zu sehn. Schließlich kam er zu der Begegnung mit dem Förster.

Nun aber bog er ab. Er verschwieg das Zusammentreffen mit dem Fremden. Der Mann, der ihm die Goldstücke so freigiebig in die Hand gedrückt hatte, sollte sich nicht über ihn ärgern müssen. Der Unbekannte hatte ihn zwar nur ermahnt, den Geber des Geldes nicht zu nennen, ausgenommen seinem Vater gegenüber. Aber Eduard entnahm daraus, daß es geraten sei, von dem Fremden vor der ganzen Familie überhaupt nicht zu sprechen. Also erzählte er nur, daß ihn die Wunderlichs gastlich aufgenommen und überdies auch noch

reich beschenkt hätten, nachdem er ihnen von seiner Not berichtet hatte.

Engelchen war die erste, die sich dazu äußerte.

»Das finde ich sehr anständig von dem Alten«, erklärte sie. »Eine solche Tat hätte ich dem Brummbär eigentlich gar nicht zugetraut. Habe immer gedacht, er könnte nur mit mir freundlich sein, während er andre Leute meist anzuknurren pflegt.«

Vater Hauser aber deutete sich die Freigebigkeit des Försters auf seine Art.

»Jetzt kann ich mir denken, wie alles gekommen ist. Wunderlich hat von dir gehört, wie dir die Seidelmanns mitgespielt haben. Da hat er gedacht: Wartet, euch will ich zeigen, daß die Hausers nicht bloß von eurer Gnade abhängig sind! Er ist nämlich nicht gut zu sprechen auf die Seidelmanns. Das weiß ich, er hat es mir selber einmal gesagt.«

Die kleinen Geschwister kauten bereits an ihren Butterbrotten. Die Mutter machte sich schon daran, Kartoffeln zu waschen und aufs Feuer zu setzen. Engelchen räumte die kostbaren Vorräte in den Schrank. Eduard aber saß am Tisch und strahlte einen um den andern der Reihe nach an.

Da war es ihm, als hätte er aus dem Mund der Mutter plötzlich einen leisen Seufzer vernommen. Das machte ihn stutzig. Was hatte denn die Mutter zu seufzen, wenn ihnen plötzlich das Glück ins Haus geschneit war? Er fragte sie offen darum, und sie gab ihm ebenso rückhaltlos Bescheid.

»Sieh, Eduard, du hast uns gewiß eine große Freude bereitet, und ich bin dem lieben Herrgott von Herzen dankbar, daß er uns so unvermutet aus der ärgsten Not geholfen hat. Aber die Sorgen sind wir darum noch lange nicht los. Was soll denn weiterhin werden? Wie lange werden die Vorräte reichen? Es kommt ja nichts hinzu, wenn wir keinen Verdienst mehr haben.

Und dann ist die Schuld fällig. Wie sollen wir denn die zurückzahlen? Eines Tages werden wir wieder nichts zu essen und obendrein nicht einmal mehr ein Dach über dem Kopf haben.«

Die Rede der Frau wischte mit einemmal die heitere Stimmung wieder aus, die über den Menschen in dem kleinen Raum gelegen hatte. Finster drohend stand abermals die Sorge auf der Schwelle. Aber Eduard scheuchte sie von neuem mit einem raschen Wort hinweg, eigentlich mehr mit einer raschen Geste.

Er griff in die Tasche, in der die Goldstücke des Fremden steckten, und zählte die blanken runden Dinger eins nach dem andern lächelnd auf den Tisch.

»Da und da und da und da!« Es wurde eine ganze Reihe. »Langt das nun? Oder ist es nicht mehr, als wir brauchen, um Seidelmann zu bezahlen? Seht, das bleibt noch übrig, und der Förster hat mir auch noch versprochen, sich im Bergwerk beim

Obersteiger für mich zu verwenden, daß ich dort Arbeit bekomme. Wollt ihr noch mehr?«

Jetzt freilich jubelte die Mutter auf in einem Glücksgefühl, wie es die schlichte Frau in ihrem ganzen Leben kaum je gekannt hatte. Das Engelchen erstarrte fast vor ehrfürchtigem Staunen. Nur Vater Häuser runzelte bedächtig die Stirn.

»Junge«, sagte er mit ernster Betonung
»jetzt kommt mir aber die Geschichte ein wenig sonderbar vor. Das Geld kannst du nicht auch von Wunderlich haben.«

»Hab' ich auch nicht.«

»Sondern?«

»Das muß ich dir unter vier Augen erzählen, Vater.«

Die Augen des alten Webers tauchten tief in die des Sohnes. Es war eine stumme Frage

und eine stumme Antwort. Dann nickte der Vater.

»Ich mißtraue dir nicht, Junge. Aber das mußt du zugeben, das Gold liegt nicht auf der Straße. Also komm mit mir hinaus in die Kammer und sage mir, was du zu sagen hast!«

Eduard folgte dem Vater, nachdem er ihm das Geld in die Hand gedrückt hatte. Drüben berichtete er von dem Fremden, der im Schlitten gekommen und im Forsthaus abgestiegen war. Er wußte nicht viel über diesen Mann zu erzählen, nur eben, daß sich der Unbekannte als Vetter des Försters vorgestellt habe und so wunderbar hilfsbereit gewesen sei. Häuser schüttelte ein über das andere Mal den Kopf, fand aber keinen Grund, dem Sohn nicht zu glauben. So gingen die beiden schließlich wieder hinüber in die Stube, wo ihnen Blicke voll Spannung entgegensahen.

»Es ist gut«, erklärte Hauser, »Eduard hat mir alles berichtet. Wir können das Geld

getrost nehmen. Die Sache ist rechtlich und einwandfrei. Die Goldstücke sind das Geschenk eines edelmütigen Freundes der Armen. Und nun kommt! Wollen uns gemeinsam an den Tisch setzen und endlich einmal alle Sorge und Not vergessen!«

Das Feuer knisterte im Ofen, und das Wasser begann im Topf zu singen. Nach und nach würde es warm in dem niedrigen Raum, und auch die Menschen wurden warm und lebendig. Um so merkwürdiger mutete es an, daß grad Engelchen, die doch überhaupt keine Sorgen hatte, so einsilbig dabeisaß.

Eduard hatte das bald bemerkt, und als sie heimging, begleitete er sie, um das geliehene Holz und die zwei Schaufeln Kohlen gleich wieder zurückzugeben. Dabei forschte er nach dem Grund ihrer Schweigsamkeit.

»Hat dich jemand von uns gekränkt, Engelchen?«

»Nein, Eduard, gewiß nicht.«

»Du wurdest ernst, während wir fröhlich waren.«

»Nur weil ich an den Vater dachte, der so unfreundlich gegen den deinigen war. Er hätte ihm die kleine Gefälligkeit am liebsten abgeschlagen.«

»Und warum?«

Sie kannte den Grund, mochte ihn aber nicht nennen. Auch war ja die Ursache ihrer Schweigsamkeit eine ganz andre. Sie hatte an das Vergnügen gedacht, zu dem sie aufgefordert worden war. Das Paket mit dem Maskenanzug und der Einladungskarte des ›Kasinos‹ war bereits bei ihr abgegeben worden. Sie hatte sich im Geist in den Ballsaal versetzt – und wie sehr stach dieses Bild gegen die ärmliche Stube der Hausers ab! Hatte der Vater nicht letzten Endes recht mit seinen Vorhaltungen? Waren Hausers wirklich die Leute, mit

denen sie verkehren durfte – sie, die sogar vom ›Kasino‹ eine Einladung bekam?

»Kennst du den Grund?« drängte Eduard.

»Nein«, antwortete sie zögernd. Es war das erstemal, daß sie den Nachbarssohn belog. Eduard suchte inzwischen von sich aus nach einer Erklärung.

»Vielleicht sind wir deinem Vater nicht gut genug?« meinte er.

»Was du gleich denkst!« beugte sie schnell vor. »Möglich, daß er nur darum so kurz gegen deinen Vater war, weil er grad viel im Kopf hatte.«

»Hat er etwa von den Seidelmanns ein schwieriges Muster erhalten? Ich will ihm gern helfen die Fäden auszurechnen.«

Das hatte Eduard schon oft getan; er war ein geschickterer Weber als Hofmann. Aber Engelchen wehrte ab.

»Die Sache betrifft gar nicht ihn, sondern mich.«

»Dich? Wieso?«

Angelika reckte das kleine Näschen ein wenig stolz und hochmütig in die Luft.

»Ich habe ein Paket bekommen.«

»Und das geht deinem Vater im Kopf herum? Das verstehe ich nicht. Sprich doch deutlicher! Du bist so sonderbar. Was war denn in dem Paket?«

Angelika war im Grund ihres Wesens ein braves, gutes Mädchen, aber sie hatte eine Charakterschwäche, die sie wohl von ihrem Vater ererbt hatte: das war die Eitelkeit. Die Einladung des Unbekannten, der ein Mitglied des ›Kasinos‹, also ein wohlhabender, vornehmer Mann sein mußte, hatte ihr mächtig geschmeichelt. Darüber konnte sie sogar bis zu gewissem Grad ihre Zuneigung zu Eduard Hauser vergessen. Deshalb brachte sie es jetzt

fertig, ein wenig mit ihm zu spielen, indem sie ihm die Neuigkeit, über die er sich gewiß nicht freute, so nach und nach mitteilte.

»Es hat eben eine ganz besondere Bewandtnis mit diesem Paket«, zierte sie sich. »Rate einmal, was darin war!«

»Wie soll ich das wissen? Vermutlich ein Geschenk.«

»Ja und nein. Das Paket enthielt ein Maskenkostüm ...«

»Ein ... was?«

»Ein Kleid, wie man es zu einem Maskenball trägt. Weißt du nicht, was das ist?«

Eduard wurde immer verwirrter. Was redete das Engelchen da von einem Maskenball? Er hatte gehört, daß am Fastnachtsdienstag im Gasthof des Orts ein solches Vergnügen stattfinden sollte, veranstaltet vom

»Kasino«. Aber das war eine Sache, die ihn nichts anging. Die Mitglieder des »Kasinos« gehörten den Kreisen der Wohlhabenden an, die sich von den einfachen Webern ängstlich und überheblich abschlossen. Diesen Maskenball konnte das Engelchen also nicht meinen, denn die Hofmanns waren eben auch nur arme Weber.

Bald aber wurde er eines Bessern belehrt. Angelika tischte ihm brockenweise die volle Wahrheit auf. Da glaubte er zunächst, nicht recht gehört zu haben.

»Du willst auf den Kasinoball gehn? Du hast eine Einladung dazu bekommen? Von wem?«

»Das weiß ich nicht.«

»Höre, Engelchen, darauf kann ich mir keinen Reim machen. Ein Mensch, der nicht einmal seinen Namen nennt, fordert dich zu einem Vergnügen auf und schickt dir sogar das Kostüm dazu, und das findest

du alles richtig und in Ordnung? Was sagen denn deine Eltern dazu?«

Gerade diesen Ton hätte der gute Eduard nicht anschlagen dürfen. Angelika war das einzige Kind und der gehätschelte Liebling des alten Hofmann. Darum konnte sie es nicht vertragen, daß jemand sie schulmeisterte – so nannte sie derartige Belehrungen. Sogleich stiegen in ihr Trotz und Verletztsein auf. Sie warf übermütig das hübsche Köpfchen zurück.

»Kannst sie ja selber fragen, was sie dazu sagen! Vielleicht gibt dir Vater die richtige Antwort. Ich finde es unerhört, daß du mich wegen einer Sache tadeln willst, die selbst meine Eltern billigen. Daß du's nur weißt: Vater kennt den Herrn, der mir die Einladung geschickt hat, und ist stolz auf die Auszeichnung, die seiner Tochter widerfahren soll.«

Eduard erschrak heftig vor dieser Strafrede.

»Aber Engelchen!« stammelte er.

»Ach was, du bist ja nur neidisch, daß du nicht auch dabeisein kannst. Wenn du mich wirklich so gern hättest, wie du immer tust, würdest du mir das harmlose Vergnügen gönnen.«

Eduard in seinem Schreck und seiner Verwirrung lenkte ein.

»Ja, ja, ich gönne es dir ja auch. Mir war das nur alles so – so rätselhaft und ungewöhnlich.«

»Ist auch etwas Ungewöhnliches, daß ein Mädchen aus Hohenthal eine Einladung zu einem Kasinoball bekommt.«

»Nun ja – nun eben. Und deshalb – deshalb dachte ich ...«

»Du dachtest, du müßtest mir dreinreden, und das war gar nicht nett von dir. Solltest dich lieber mit mir freuen! Ich war so stolz und wollte dich gerade fragen, ob du dir das Kostüm einmal ansehen willst.«

»Ich will ja sowieso mit zu euch, um das Holz und die Kohlen abzuliefern.«

»Nein, so geht das nicht. Gib mir das Geborgte nur her! Ich nehme es selber mit hinein. Es ist schon spät, und der Vater könnte verdrießlich werden, wenn ich dich mitbringe und mich dir im Maskenanzug vorstelle.«

»Ach so, du willst mir das Kleid gleich an dir vorführen? Das hätte ich freilich gern einmal gesehen.«

Jetzt gefiel Eduard dem Engelchen wieder besser. Daß er neugierig darauf war, zu wissen, wie sie sich in dem schmucken Kleid ausnahm, das schmeichelte ihr. Darum machte sie ihm einen Vorschlag, der ungewöhnlich viel Entgegenkommen bedeutete.

»Ich will dir etwas sagen: geh ruhig nach Haus! Vater wird sich jetzt bald zur Ruhe legen, dann ziehe ich mich um und komme

noch einmal auf einen Husch hinüber zu euch. Mutter wird's erlauben. Also warte!«

»Ja, ja, ich warte.« Eduard wußte nicht, ob er sich über diese Zusage freuen sollte oder nicht. Er wußte überhaupt nichts. »Auf Wiedersehn, Engelchen!«

Er gab ihr die Hand. Sie war eigentümlich kalt. Aber diese Kälte war nicht nur eine Wirkung des winterlichen Frostes; sie kam von innen heraus, von der großen seelischen Erregung, in der sich Eduard befand. Engelchen zuckte zusammen vor dieser Berührung und zog ihre Rechte rasch aus der seinigen. Dann nahm sie ihm hastig den Korb mit dem Holz und den Kohlen ab und verschwand in der Haustür.

Eine Weile stand er und sah ihr nach, bevor er sich zum Gehn wandte. In ihm war eine grenzenlose Leere. Mühsam sammelte er seine Gedanken. Er sann über sich und das Engelchen nach.

Schon als kleine Kinder hatten sie sich gekannt. Er war dem Mädchen ein Freund und ein guter Kamerad gewesen zu aller Zeit. Er hatte nie daran gedacht, sie auch nur einen einzigen Tag entbehren zu müssen; das lag für ihn überhaupt nicht im Bereich der Erwägung. So waren sie aufgewachsen miteinander und nebeneinander. Es war ihm nie eingefallen, sich dabei Rechenschaft über sein Herz zu geben. Bis heute mit einemmal die doppelte Gewißheit niederschmetternd über ihn kam, daß er sie liebte mit jeder Faser seines Herzens, und daß er sie verloren hatte, noch bevor er sich dieser Liebe bewußt geworden war.

So stand er da. Die eisige Kälte der Winternacht umwehte ihn; in seinen Schläfen pochte es; sein Herz hämmerte laut.

»Engelchen«, seufzte er, »ich wollte, ich wäre tot!«

*

Als Engelchen daheim ins Wohnzimmer trat, waren ihre Eltern noch wach. Der Vater begann sogleich wieder von der Einladung zu sprechen und von dem Glück, das ihr daraus erwachsen könne; die Mutter breitete das mit goldnen und silbernen Flittern besetzte Kleid vor ihr aus und gab Ratschläge, wie es hier und da noch zu verschönern wäre.

Angelika war nur halb bei der Sache. Sie dachte an den Unbekannten, der sie als Balldame begehrte. Sicher war er ein vornehmer Herr und dazu ein heimlicher Verehrer von ihr. War das nicht bedeutsam genug, um deshalb die Jugendfreundschaft mit Eduard Hauser beiseitezuschieben? Es lag jetzt vielleicht in ihrer Hand, eine reiche Frau zu werden, sich und die Eltern mit einem Schlag herauszureißen aus der Enge und Bescheidenheit ihres bisherigen Lebens.

Den Weber Hofmann begann schließlich die Einsilbigkeit seiner Tochter und das Geplapper seiner Frau über Spitzen und

Schleifen und Bändchen zu langweilen. Er stand auf, gähnte und dehnte sich.

»Ich geh ins Nest. Ihr könnt ja an dem Putz noch herumbasteln, solange es euch gefällt. Verbrennt nur nicht unnütz die ganze Nacht über das Licht! Morgen ist auch noch ein Tag. Gute Nacht!«

Er trollte sich in die Schlafkammer. Jetzt wurde Engelchen munter. Sobald sie sicher war, daß sich der Vater ausgezogen und niedergelegt hatte, offenbarte sie der Mutter ihr Anliegen.

»Ich möchte das Kleid gern einmal anziehen und auf einen Sprung hinüberhuschen zu den Hausers.«

»Jetzt noch? In der Kälte?«

»Ich nehme mein Tuch um. Ach, laß mich nur! Ich habs den Hausers versprochen. Sie freuen sich darauf. Und ich bin doch auch stolz auf das Kleid und möchte mich

wenigstens jemand im Dorf einmal so zeigen.«

Da gab die Mutter nach, weil sie auch nicht frei war von törichtem Stolz auf die hübsche Tochter. Nach wenigen Minuten stand das Engelchen als Italienerin da. Die Mutter wollte sie von allen Seiten bestaunen, aber es blieb ihr nicht viel Zeit dazu. Engelchen nahm ihr Umschlagetuch aus dem Spind und huschte zur Tür hinaus.

»In einem Viertelstündchen bin ich wieder zurück.«

Dann trat sie drüben bei den Hausers in die Stube, wo Eduard allein auf sie gewartet hatte. Die Geschwister waren längst ins Bett gebracht worden, und auch die alten Hausers hatten sich zur Ruhe gelegt, weil Eduard ihnen sagte, Engelchen würde noch einmal kommen und sich in einem neuen Kleid vorstellen, aber das sei eine Überraschung nur für ihn. Da gönnten sie ihrem großen Jungen die Freude, denn sie spürten, wie es um ihn stand, und meinten,

der Eduard und das Engelchen würden schließlich allen Schwierigkeiten zum Trotz doch einmal ein Paar werden.

Eduard ließ das Mädchen eintreten. Zunächst sah er nur ihr strahlendes Gesicht und das große Umschlagetuch, das ihre Gestalt bis weit hinab verhüllte. Dann aber fiel diese Hülle, und da stand Eduard geblendet und erschrocken zugleich.

Engelchen drehte und wendete sich vor ihm auf den Zehenspitzen, daß das kurze Röckchen flatterte. Sie wartete begierig auf den Ausruf des Entzückens, der ihrer Ansicht nach jetzt unbedingt kommen mußte. Aber Eduard blieb still, befremdlich still, und als sie in seinen Zügen forschte, las sie dort alles andre, nur kein Entzücken.

»Nun, wie gefalle ich dir?« fragte sie ein wenig unsicher.

Da tat der Bursche einen tiefen Seufzer, denn es kostete ihn Mühe, so ehrlich zu sein, wie er hier sein mußte.

»Gar nicht!« bekannte er.

Dem Mädchen stieg eine leise Röte ins Gesicht. Dazu zog sie ein Mäulchen.

»Dann hätte ich mir ja den Weg sparen können. Willst du mir nicht wenigstens sagen, weshalb ich dir nicht gefalle?«

Darauf holte Eduard schwer Atem. Es war nicht so leicht, das in Worte zu kleiden, was er empfand. Er war ein schlichter Dorfbursche und kannte die Frauen und Mädchen nicht anders, als er sie täglich sah, in ihren geschlossenen Blusen und den langen Röcken aus grobem Stoff. Das Maskenkostüm aber, das Angelika trug, ließ Hals und Arme frei, das Mieder war weit ausgeschnitten, und das Röckchen reichte nur gerade bis zu den Knien.

»Ich kann das nicht so sagen«, knurrte er verlegen und verdrossen. »Du wirst schon selber wissen, wie ich's meine. So – so bloß läuft doch kein anständiges Mädchen herum, noch dazu vor fremden Männern.«

Damit hatte er nun freilich etwas Schlimmes angerichtet. Jetzt wußte das Engelchen, das sich verletzt und getroffen fühlte, nichts mehr von Jugendfreundschaft und Kameradschaft dem jungen Menschen gegenüber, der es wagte, ihr in dieser Weise die Wahrheit zu sagen. In ihren Zügen stand plötzlich abweisende Kälte. Mit einer schnippischen Geste fertigte sie ihn ab.

»Da sieht man, daß du nichts von der vornehmen Welt verstehst. Dieses Kleid hier ist die Tracht einer Italienerin. Solche Mieder und solche Röcke sind in Italien Mode. Dort geht jedes Mädchen auf der Straße so. Aber davon hast du natürlich keine Ahnung. Es tut mir leid, daß ich mir deinetwegen überhaupt den Weg hierher gemacht habe.«

»Engelchen«, unterbrach er sie, »sei doch vernünftig und ...«

»Wärst du lieber vernünftig gewesen und hättest mir zum Dank für meinen guten

Willen nicht solche Ungezogenheiten gesagt!«

»Ich war ja nur so sehr erschrocken. Ich – wahrhaftig, ich habe mich richtig geschämt.«

»Schäm dich lieber, so etwas auszusprechen!«

»Ich habe mir vorgestellt, daß du beim Ball vor den fremden Männern so herumläufst. Wenn ich nur daran denke, ist mir's, als müßte ich ersticken. Engelchen, ich bitte dich, ich bitte dich von ganzem Herzen, geh nicht zu dem Vergnügen!«

Dieser Ton, aus dem flehende Angst und aufrichtige Liebe sprachen, hätte zu andrer Stunde gewiß Eindruck auf das Mädchen gemacht, die im Grund ihres Herzens Eduard ebenso liebte wie er sie, nur daß sie sich ihrer Liebe noch nicht bewußt geworden war. Jetzt aber war sie verletzt in ihrer Eitelkeit, war beleidigt und gereizt. Da

ging die Erregung mit ihr durch. Sie stampfte zornig mit dem Fuß auf.

»Laß mich in Ruh mit deinen Redensarten! Es ist genau so, wie ich dir schon gesagt habe. Du gönnst mir das Vergnügen nicht und bist neidisch, daß du nicht dabeisein kannst. Du denkst überhaupt nur an dich. Deshalb soll ich auch zu Haus bleiben, und mir den schönen Abend versagen. Aber das fällt mir gar nicht ein. Außerdem kann ich auch gar nicht anders, der Vater hat es mir gradezu befohlen, der Einladung zu folgen. So, nun weißt du Bescheid. Gute Nacht!«

Die Tür fiel hinter ihr ins Schloß. Eduard wollte noch etwas sagen, aber er brachte kein Wort über die Lippen. Er war körperlich und seelisch wie gelähmt. Lebendig war es nur in seinem Kopf, wo die unsinnigsten Gedanken einen tollen Wirbel vollführten.

Und aus diesem Wirbel heraus wuchs allmählich eine einzige klare Vorstellung: Engelchen weiß nicht, was sie tut. Sie läuft

blind in eine furchtbare Gefahr hinein. Du bist ihr Kamerad gewesen von Jugend an, du mußt sie beschützen, auch gegen ihren Willen!

Dann grübelte er über das Wie, grübelte die ganze Nacht hindurch, ohne daß sich ihm ein gangbarer Weg zeigte. Am andern Morgen war ihm der Kopf schwer und wirr, so daß er sich immer wieder zwingen mußte, an der Freude der Eltern und Geschwister teilzunehmen, von denen so plötzlich die drückendste Not abgefallen war.

»Ich gehe zum Obersteiger und frage dort nach Arbeit«, versicherte er dem Vater. Bei sich dachte er: Und dann muß ich irgend etwas unternehmen für das Engelchen ... irgend etwas!

3. Das arme Weberdorf

Am Sonntagmorgen hielten vor der Tür des Seidelmannschen Hauses zwei Lastwagen, von denen Arbeiter einige Webstühle abluden.

»Was willst du mit dem Zeug?« fragte der Rentner seinen Bruder. »Ist ja alles alt und abgenutzt.«

Martin Seidelmann streichelte wohlgefällig sein Kinn.

»Das verstehst du nicht. Diese Webstühle habe ich aus einer Konkursmasse erstanden; das Stück kostet mich bare acht Mark. Wer hier von mir Arbeit haben will, muß einen Stuhl von mir nehmen, entweder durch Kauf oder auf Miete. Ich gebe das Stück zu vierzig Mark ab; die Miete beträgt fünfzehn Mark das Jahr. Wird der Stuhl beschädigt, so ist der Mieter vertraglich gebunden, ihn auf seine Kosten

wiederherstellen zu lassen oder vierzig Mark dafür zu zahlen.«

Der Rentner machte ein Gesicht, worin alles mögliche zu lesen stand: Staunen, Anerkennung und boshafter Spott zugleich.

»Du verstehst es, mit dem Pfund zu wuchern, das dir verliehen ist«, sagte er.

Zur gleichen Zeit saß der junge Seidelmann im Kontor und schrieb einen Brief an seinen Freund Strauch, um ihm noch einige Anweisungen für Dienstag abend zu geben. Es sollte doch beim Maskenball alles klappen.

Der Brief war nur kurz. Fritz klebte ihn zu, versah ihn mit der Anschrift und klingelte. Ein junger Bursche trat ein, der im Geschäft als Markthelfer tätig war.

»Du läufst jetzt zur Kreisstadt und gibst Kaufmann Strauch diesen Brief! Beeile dich, daß du bald wieder zurück bist!«

Der Markthelfer machte sich sofort auf den Weg. Er war von dem Auftrag nicht sonderlich entzückt, denn er hatte am gleichen Morgen in aller Frühe schon einen beschwerlichen Gang hinauf zur Bergwerksverwaltung tun müssen. Nun sollte er auch noch in die Stadt gehn und rasch wieder zurück sein.

Verdrossen stapfte der junge Mensch durch den Schnee. Da sah er vor sich auf der Straße einen, der offenbar den gleichen Weg hatte. Als der Markthelfer in dem andern den jungen Hauser erkannte, setzte er sich in leichten Trab, um ihn einzuholen. Dann rief er ihn an.

»Heda, Hauser-Eduard, wart doch ein bißchen!«

Eduard war heute schon frühzeitig beim Obersteiger gewesen, hatte sich auf die Empfehlung des alten Wunderlich berufen und nach Arbeit gefragt, doch der Obersteiger hatte ihn trotzdem nicht angenommen. Darum hatte sich Eduard

entschlossen, sein Glück in der Stadt zu versuchen.

Er blieb auf den Anruf stehn. Die beiden jungen Männer begrüßten sich kurz mit einem Händedruck.

»Willst auch in die Stadt?« fragte Eduard.

»Hab einen Brief zu besorgen für den jungen Seidelmann.«

»Und ich will mich drin einmal nach Arbeit umtun.«

Der Markthelfer sah Eduard von der Seite an.

»So, so, nach Arbeit fragen! Noch dazu am Sonntag? Wird schwer halten. Die Zeiten sind schlecht, 's ist nirgends ein Unterkommen zu finden. Das ist auch der Grund, daß ich bei den Seidelmanns aushalte. Sonst könnten sie mir gestohlen bleiben, die Leuteschinder. Weiß der Teufel, warum sie hier so das Heft in der Hand

haben! Alles können sie, und alles bestimmen sie. Dir brauch ich das ja nicht zu erzählen. Dir haben sie ja übel genug mitgespielt. Erst kündigen sie dir die Aufträge, und dann – wie war denn das im Bergwerk? Ich habe heute früh einen Brief hinaufschaffen müssen zur Verwaltung. Da hörte ich vorher im Kontor so einiges. Ich glaube, in dem Brief hat was von dir gestanden. Du würdest vielleicht um Arbeit nachfragen, und man sollte dir keine geben, denn du seist ein unzuverlässiger Mensch. Was sagst du dazu?«.

Jetzt wüßte Eduard Hauser, wem er seinen Mißerfolg beim Obersteiger verdankte.

»So eine Gemeinheit!« sagte er zornig.
»Möchte nur wissen, was sie gegen mich haben!«

Der Markthelfer zuckte die Achseln. Er konnte den Grund der Feindseligkeit seines Brotgebers gegen den armen Weberssohn erst recht nicht erraten, und Eduard kam es

nicht in den Sinn, auf dem Weg über Angelika eine Verbindung zu suchen.

So trotteten die beiden nebeneinander der Stadt zu. Wenn der Wind gar zu eisig pffiff und den Burschen den Atem versetzte, schloß das Gespräch ein. Dann aber lebte es wieder auf. Der Markthelfer sprach davon, daß der Brief, den er zu besorgen hatte, für den Kaufmann Strauch bestimmt sei.

»Den kennst du doch?« meinte er. »Er ist mit Fritz Seidelmann zusammen im ›Kasino‹. Wahrscheinlich handelt es sich um den Maskenball, der am Dienstag stattfinden soll. Ach, haben es die Leute gut! Unsereiner kann sich so was nicht leisten. Möchte nur wissen, wen unser Junior eingeladen hat. Strauch geht natürlich mit seiner Braut hin, mit der Marie Tannert.«

So schwatzte der junge Mensch weiter. Eduard gab ihm nur einsilbige Antworten. Er war nicht recht bei der Sache. Die Erwähnung des Maskenballs wühlte in ihm

wieder alle Sorge um das Engelchen auf. So hörte er nur oberflächlich, was ihm der Markthelfer erzählte, aber er hörte es doch, und er ahnte nicht, daß ihm das später von Nutzen sein sollte.

In der Stadt trennten sich die beiden. Der Markthelfer ging zum Kaufmann Strauch, Eduard aber fragte da und dort nach Arbeit, überall ohne Erfolg. Schließlich wurde er es müde, immer wieder an einer fremden Tür zu klingeln oder zu klopfen, sein Sprüchlein demütig herzusagen und sich mit einem kurzen Nein abfertigen zu lassen. An einer Straßenecke stand er und sann über sich und sein Leben nach.

Und seltsam, so arg ihn auch die Sorge um seine Zukunft und um das Los der Seinen bedrängte, immer wieder schob sich in den Vordergrund die Angst um das Engelchen. Immer wieder suchte er nach einer Möglichkeit, sie in den Gefahren zu beschützen, denen sie seiner Meinung nach auf dem Maskenfest ausgesetzt war.

Da kam ihm ein Gedanke. Erste Voraussetzung dafür, daß er sie überhaupt in seine Obhut nahm, war seine Teilnahme an dem Maskenball. Er mußte selber hingehn. Aber wie sollte er das anfangen? Es handelte sich ja um eine geschlossene Gesellschaft. Erkennen würde man ihn dort zwar nicht, denn er konnte in Verkleidung kommen, mit einer Maske vor dem Gesicht. Aber er würde doch überzählig sein. Was war da zu tun?

Auf diese Frage fand Eduard zunächst keine Antwort. Wohl aber kam er zu dem Entschluß, sich auf alle Fälle am Dienstagabend beim ›Kasino‹ einzudrängen. Mochte daraus werden, was wollte. Und so erkundigte er sich denn nach einem Maskenverleihgeschäft. Er hörte, daß es in der Stadt nur ein einziges gab, und ging hin. Die Geschäftsräume lagen im ersten Stock. Unten im Flur griff er erst noch einmal in die Tasche und zählte sein Geld. So reich war er noch nie gewesen. Von dem, was ihm der Fremde im Forsthaus geschenkt hatte, war noch eine

ganze Menge übrig. Einen ansehnlichen Betrag davon hatte ihm der Vater als Taschengeld belassen. Das durfte er freilich nicht alles vertun. Aber etwas davon zu opfern, um das Engelchen beschützen zu können, dazu war er fest entschlossen. So stieg er die finstere Treppe empor.

Auf sein Klopfen erschien in dem Türspalt ein scharfknochiges Männergesicht mit einer riesigen Brille auf der Nase.

»Was soll's sein?« klang es aus einem breiten, farblosen. Mund.

»Ich möchte einen Maskenanzug leihen.«

»Bitte, kommen Sie herein! Ist zwar Sonntag, aber wenn die Sache eilt, will ich eine Ausnahme machen.«

Die Stube, in die Eduard trat, hing voll alter Kleider, die einen unangenehmen Geruch verbreiteten.

Der Händler musterte ihn.

»Für wen wollen Sie den Anzug?«

»Für mich.«

»Hm. Es wird nicht mehr viel da sein. Die Herrschaften vom ›Kasino‹ haben bereits meinen ganzen Bestand in Anspruch genommen. Wann brauchen Sie denn das Kostüm?«

»Dienstagabend.«

»Ah, auch zum Kasinoball! Schade. Ich habe gestern noch die beiden besten Anzüge dem Kaufmann Strauch und seiner Braut versprochen. Er will als Türke gehn, Fräulein Tannert als Tscherkessin. Das heißt –«, der Mann mit der riesigen Brille grinste verlegen –, »das habe ich Ihnen nur so im Vertrauen gesagt. Eigentlich darf ich ja nichts verraten. Nicht einmal Fräulein Tannert weiß, daß ihr Verlobter den Türkenanzug gewählt hat. Und nun wollen wir mal nachsehn, was für Sie noch da ist. Ich glaube, ich kann Ihnen nur einen Domino bieten.«

Eduard wußte nicht, was das war, aber er wollte sich keine Blöße geben.

»Zeigen Sie ihn mir, bitte!«

»Einen Augenblick!«

Der Mann ging, Eduard blieb allein zurück. Sein Blick irrte zum Fenster hinaus auf einen winkligen Hof. Einer ist überzählig morgen auf dem Ball, dachte er. Muß dieser eine denn gerade ich sein? Wenn es nun ein anderer wäre, und der andre bliebe weg, dann könnte ich an seine Stelle treten.

Vor ihm stand plötzlich ein halbfertiger Plan, so toll, so unausgereift, wie er nur der Herzensangst eines arglosen, einfachen Burschen um ein vergöttertes Mädchen entspringen konnte. Eduard sann dem seltsamen Einfall nach, da kam der Händler zurück. Was er Domino nannte, war ein alter schwarzer Mantel aus dünnem schlechten Zeug mit einer Kapuze.

»Wollen Sie auch eine Larve dazu?« fragte er. »Ich habe da eine seidne, die das ganze Gesicht bedeckt. Zusammen würde das vier Mark kosten.«

»Ja, ja, ist mir recht«, nickte Eduard gedankenlos.

»Wollen Sie die Sachen gleich mitnehmen?«

»Ich hole sie mir lieber übermorgen.«

»Gut. Aber dann müssen Sie heute eine Mark anzahlen. Es ist zu meiner Sicherheit, weil ich die Maske nun nicht weitergeben kann.«

Eduard zahlte und wendete sich zum Gehen. Da hielt ihn der Maskenverleiher noch einmal zurück.

»Ach bitte, Herr? Auf ein Wort! Mir fällt da etwas ein. Sie könnten mir einen Gefallen tun.«

»Und das wäre?«

»Herr Strauch hat mir gestern, als er das Türkenkostüm bestellte, die Nadel gezeigt, die das ›Kasino‹ für das Maskenfest als Ausweis beim Eintritt ausgibt. Er hat das Abzeichen dann versehentlich hier liegen lassen. Würden Sie es ihm wieder zustellen, damit er es nicht erst vermißt?«

Wunderbare Fügung, dachte Eduard und griff ohne Bedenken zu.

»Wird besorgt«, versicherte er und machte sich eilig davon. Er war jetzt voll froher Zuversicht, daß ihm sein Vorhaben in jeder Hinsicht gelingen müsse, und so vollführte er den unüberlegtesten Streich seines Lebens. Im nahegelegenen Wirtshaus ›Zum Goldenen Ochsen‹ trank er ein Glas Bier und ließ sich Tinte, Feder und Papier geben. Nach kurzem Zögern schrieb er folgenden Brief, wobei er sich bemühte, seine Schrift zu verstellen:

»Herrn Kaufmann Strauch!

Wenn Sie den Maskenball des ›Kasinos‹ besuchen, droht Ihnen schwere Gefahr. Stellen Sie sich krank und bleiben Sie zu Haus! Und sagen Sie vor allem keinem Menschen ein Wort davon, auch nicht von dieser Warnung! Selbst Marie Tannert muß glauben, Sie kommen am Dienstag zum Fest! Ich weiß, daß Sie gehorchen.

Das Buschgespenst.«

Diesen Brief versah er mit der Anschrift und steckte ihn in den nächsten Briefkasten.

Hierauf machte er sich auf den Heimweg.

Wie gesagt, der unüberlegteste Streich seines Lebens war dieser Brief. Hätte er am Tag zuvor in seiner Not die dürre Fichte im Wald wirklich abgesägt und mit heimgenommen, es wäre nicht ärger und nicht anfechtbarer gewesen. Nur mit dem Unterschied, daß sich der junge Mensch keines Unrechts bewußt war, als er sich mit Hilfe dieser Zeilen die Möglichkeit zu schaffen suchte, an Stelle des Kaufmanns

Strauch am Dienstagabend unauffällig beim Kasinoball zu weilen, um das Engelchen beschützen zu können. Er wertete in seiner Aufregung nur den Zweck, nicht das Mittel.

Dabei hoffte er felsenfest auf das Gelingen seines Plans und dachte nicht im entferntesten daran, daß sein Versuch fehlschlagen und die übelsten Folgen nach sich ziehn könne. Wie nun, wenn Strauch mit dem Drohbrief zur Polizei ging? Für Eduard lag das einfach nicht im Bereich des Möglichen. Wie er selbst das Buschgespenst abergläubisch fürchtete, so fürchteten es seiner Meinung nach die andern auch. Dabei konnte Kaufmann Strauch keine Ausnahme bilden. Strauch würde, so rechnete Eduard, furchtbar erschrecken, dem Fest fernbleiben und – schweigen.

Das mußte sich ja spätestens am Dienstag zeigen, ob diese Berechnung stimmte oder nicht.

*

Am Morgen des gleichen Tages führte Förster Wunderlich seinen Gast in den Wald und an den Ort, wo die Leiche des Grenzbeamten gelegen hatte. Arndt besah sich alles aufmerksam und ließ seine Augen wiederholt über die drei Tannen und ihre nähere Umgebung schweifen.

»Hat sich denn nicht wenigstens eine Spur gefunden, die bekundete, daß dem Mord ein Kampf vorangegangen ist oder daß die Leiche vielleicht hierhergeschleppt wurde?« fragte er schließlich.

»Keins von beiden.«

»Hm. Sollte der Grenzer meuchlings erschossen worden sein? Dann hätte der Täter im Hinterhalt gelegen, und das ist in diesem Gelände kaum möglich. Hier die drei einzelnen Tannen, drüben die freie Lichtung, links die Blöße und an den beiden andern Seiten der Wald mit den weit auseinanderstehenden Stämmen – wo sollte sich denn da ein Versteck finden?«

»Hinter jedem Baum.«

»Dann müßte der Mörder genau gewußt haben, wann und woher sein Opfer kam. Das ist aber nicht anzunehmen, da hier kein Weg vorüberführt. Wie weit haben denn die Herren vom Gericht die Umgebung abgesucht?«

»Bis hinüber zu den einzelnen Sträuchern dort.«

»So haben sie angenommen, der Mord sei aus dem Hinterhalt verübt worden; ich aber bin anderer Meinung. Sehn Sie – hier hat eine Kugel, die nicht traf, den Stamm einer Tanne gestreift.«

Arndt deutete dabei auf den betreffenden Baum. Der Förster betrachtete die Stelle.

»Wahrhaftig, es stimmt! Das ist uns allen entgangen.«

»Nun weiter! Da hat das Opfer gelegen; hier ist die Kugelspur am Baum. Also muß

der Schütze dort gestanden haben. Gehn wir einmal weiter!«

Der Förster folgte dem voranschreitenden Arndt, der alle Einzelheiten des Geländes genau musterte.

»Was suchen Sie denn?« fragte Wunderlich.

»Nichts Bestimmtes. Kommen Sie nur!«

So gingen sie mehrere hundert Schritte in grader Richtung fort. Plötzlich stutzte Arndt, blieb stehn, bückte sich und hob etwas auf.

»Was haben Sie da?« erkundigte sich der Förster.

»Hier, sehn Sie!«

Arndt hielt ihm ein dreieckiges Stück weiße Leinwand vor die Augen, das sein geübter Blick unter einem dichten Gestrüpp entdeckt hatte. Der Wind mochte es dorthin geweht haben; sonst wäre es wohl längst im Neuschnee begraben worden.

»Ein Fetzen Leinwand!« meinte
Wunderlich enttäuscht. »Was soll das?«

»Ich denke, der Fund ist nicht ohne
Bedeutung. Dieser Leinwandfetzen scheint
von einem größern Stück, einem Tischtuch
oder einem Bettuch abgerissen zu sein. Hier
ist ein Buchstabe eingestickt, ein T! Nun
werden Sie wohl zugeben, daß es nichts
Außergewöhnliches ist, wenn man etwa ein
Taschentuch im Wald findet, aber einen
Fetzen von einem Bettuch – hm! Was
meinen Sie dazu?«

»Gar nichts, Herr Vetter. Ich bin ein
Forstmann, kein Polizist.«

»Können Sie sich wirklich nicht denken,
wozu man jetzt, im Winter und des Nachts,
hier im Wald ein Bettuch gebrauchen
könnte?«

»Keine Ahnung.«

»Nun, ringsum liegt tiefer Schnee. Den
Paschern kommt alles darauf an, unbemerkt

zu bleiben. Dunkle Kleidung sticht vom Schnee ab. Was liegt da näher, als daß sie sich ein Bettuch umhängen, um die Grenzer zu täuschen? Dann sind sie, besonders des Nachts, vom Schnee nicht zu unterscheiden.«

»Schockschwerebrett! – Wenn Sie das so erklären, Herr Vetter, dann leuchtet mir's ein.«

»Ich habe sogar selber ein Bettuch mitgebracht, um mich seiner bei meinen Streifen zu ganz demselben Zweck zu bedienen.«

Die beiden gingen inzwischen einige Schritte weiter. Da ragte ein Stumpf aus dem Schnee, ein abgebrochener Wachholderknorren. Und an dem Stumpf hingen zwei weiße Leinenfädchen.

»Was schließen Sie daraus?« forschte Arndt weiter, dem es offenbar Spaß machte, dem Förster auf den Zahn zu fühlen.

»Daß die bewußte Bettuch-Ecke hier an dem Knorren abgerissen ist.«

»Sehr richtig! Die Sache ist so, wie ich vermutete. Der Pascher wurde ertappt und entfloh, von dem Grenzbeamten verfolgt. Er war in ein Bettuch gehüllt und blieb damit hier hängen. Er riß sich los und eilte weiter. Dabei ging der Fetzen mit dem T verloren und wurde vom Wind unter jenes Gestrüpp dort geweht! Drüben bei den Tannen sah der Flüchtling ein, daß er nicht entkommen würde. Deshalb hielt er an, drehte sich um und schoß seinen Verfolger nieder.«

»Heiliges Kanonenrohr, da ...«

Doch Arndt ließ seinem Vetter keine Zeit, sein Erstaunen noch weiter zu bekräftigen.

»Vor allem müssen nun die Unterbeamten des Ermordeten vernommen werden. Sie können angeben, welchen Tagesbefehl sie von ihm erhalten haben. Sie werden auch wissen, ob er hier vorüberkommen mußte,

um die Posten nachzusehn, ob ihm also der Pascher aufgelauert haben kann, was ich, wie gesagt, nicht annehme, oder ob das Zusammentreffen zufällig war. Jedenfalls haben wir schon zweierlei gewonnen ...«

»Gewonnen?«

»Ja, zwei wichtige Feststellungen. Glauben Sie, daß sich jemand ein fremdes Bettuch borgt, um es in der angegebenen Weise zu gebrauchen?«

»Nein. Es ist des Paschers Eigentum gewesen.«

»Und da der Buchstabe T darauf steht?«

»Beginnt sein Name mit diesem Buchstaben.«

»Sehn Sie, Herr Förster, das ist das erste. Übrigens sind in dem Tuch jedenfalls zwei Buchstaben eingestickt gewesen. Der Anfangsbuchstabe des Vornamens war auch

dabei; der Riß aber ist zwischen den beiden Buchstaben hindurchgegangen.«

»Und was gewinnen wir als zweites?«

»Da muß ich Sie vor allen Dingen fragen: wohin flieht einer, der verfolgt wird?«

»Natürlich dahin, wo er sicher und geborgen zu sein glaubt.«

»Richtig! Er sucht seine Zufluchtsstätte zu erreichen. Der Mörder ist von den Tannen in grader Linie hierher geflohen. In dieser Richtung liegt die Zufluchtsstätte, die er gesucht hat. Wenn wir dieser Linie folgen, müssen wir wenigstens in die Nähe des Orts gelangen, wo er sich hat verbergen wollen.«

»Herr Vetter, Herr Vetter! Sie sind ein verflixt findiger Kopf! Mir würden solche Schlüsse nicht so leicht einfallen.«

»Übungssache. Und nun wollen wir unsre Untersuchung fortsetzen! Kommen Sie!«

Sie folgten der gedachten Linie durch den Wald, dann quer über die Straße, die aus dem Dorf zum Forsthaus führte, und wieder in den Wald hinein. Arndt ging dabei sehr langsam und beobachtete jeden, auch den kleinsten Gegenstand genau. So verstrich über eine Viertelstunde. Sie näherten sich bereits dem Waldsaum, der sich zum Dorf hinzog und gelangten an eine hohe Eiche, die einige hundert Jahre alt sein konnte. Schon war Arndt zwei, drei Schritte daran vorüber, da blieb er plötzlich stehn und musterte aufmerksam den Boden, der wohl einen halben Meter hoch mit Schnee bedeckt war.

»Was gibts?« fragte der alte Wunderlich.

»Bemerken Sie hier die Löcher im Schnee? Das sind Fußtapfen, die sich schon wieder von neuem gefüllt haben. Sie kommen von allen Seiten auf die Eiche zu und gehn nach allen Seiten wieder auseinander. Hier haben sich mehrere Menschen zusammengefunden, ob zugleich oder einzeln, das ist leider nicht zu erkennen.

Was haben sie hier gewollt? Sind es
Pascher gewesen? – Hm! – Bildet die Eiche
etwa den Ort regelmäßiger
Zusammenkünfte? Wollen doch einmal den
alten Stamm untersuchen!«

Beide konnten jedoch trotz allem Suchen
nichts Auffälliges oder Ungewöhnliches an
dem Baum entdecken. Ihre Mühe blieb
ohne Erfolg.

»Lassen wir's genug sein für heut!«
entschied Arndt schließlich. »Wollen aber
diesen Baum auch fernerhin im Auge
behalten. Wir können mit dem, was wir
gefunden haben, leidlich zufrieden sein.«

»Sie meinen, daß wir heimgehn?«

»Jawohl, ich wenigstens. Sie wollen wohl
noch den Obersteiger aufsuchen.«

»Ja. Ich muß dem Eduard Hauser Wort
halten. Werde das gleich jetzt tun. Was
fangen wir mit dem Bettuchfetzen an?«

»Wir übergeben ihn der Polizei. Ich möchte in der Sache jetzt noch nicht genannt werden. Tun Sie so, als hätten Sie den heutigen Ausflug allein unternommen und all diese Beobachtungen gemacht. Schlagen Sie auch vor, die Unterbeamten in der besprochenen Weise zu vernehmen.«

»Schön! Soll ich etwas von der Eiche erwähnen?«

»Lieber nicht! Diese Spur will ich selber verfolgen. Wozu soll ich andern Gelegenheit geben, mir den Brei zu verderben? Hier ist der Leinenzipfel. Nehmen Sie ihn mit!«

So trennten sie sich. Arndt kehrte zur Försterei zurück, wo sich nach einiger Zeit auch Wunderlich wieder einstellte. Er erzählte, daß sein Gang zum Obersteiger nutzlos gewesen sei, und den Polizisten habe er gar nicht angetroffen, bei ihm wolle er sein Heil nach Tisch noch einmal versuchen. Im Bergwerk dagegen sei

endgültig nichts zu machen; Eduard Hauser käme da nicht an.

Darüber war der Vormittag verflossen. Nach dem Mittagessen machte sich der Alte wieder auf den Weg. Arndt hatte sich in sein Stübchen zurückgezogen und saß mit einem Buch am Fenster, da sah er den Förster zurückkommen. Sofort ging er hinunter in die Wohnstube.

Der alte Wunderlich war aufgeregt, das merkte man ihm sogleich an. Er schleuderte die Pelzmütze auf den Tisch, ließ sich in einen Stuhl fallen und stöhnte. Frau Barbara kannte das als ein sicheres Zeichen, daß ihm etwas Ärgerliches widerfahren war.

»Na, Alterchen?« sagte sie. »Was ist dir denn über die Leber gelaufen?«

»Viel, sehr viel!« knurrte er. »Zuerst muß ich euch melden, daß heut nachmittag in der Schenke ein Vortrag stattfindet,

gehalten von dem Herrn Rentner
Seidelmann.«

»Da geh ich hin! Den muß ich hören!« rief
Arndt.

»Wünsche guten Appetit und viel
Vergnügen! Ich bin nicht neugierig genug,
solche Sachen mitzumachen. Kann dieses
Geschwätz von allgemeiner Menschlichkeit
und Brüderlichkeit nicht vertragen, und
wenn ich in der Kneipe sitze, will ich
vollends meine Ruhe haben.«

»Und was hats noch gegeben?« fragte Frau
Barbara.

»Ein Unglück.«

»Schon wieder? Erzähle!«

»Der kleine Beyer ...«

»Der Schreiber bei Seidelmanns?«

»Ja. Das Herz könnte sich einem im Leib
umdrehen! Du weißt doch, wie lange schon

seine Frau bettlägerig ist.«

»Freilich. Der Arzt hat wenig Hoffnung,
daß sie jemals wieder aufkommt.«

»Ja, da hat er recht, aber denk dir, der Beyer
ist tot.«

Frau Barbara faltete vor Schreck die Hände.

»So plötzlich? – O Gott!«

»Gestern abend nach dem Geschäft ist er
ins Städtchen gegangen, um etwas für seine
kranke Frau einzuholen. Auf dem Heimweg
muß er vor Schwäche zusammengebrochen
sein. Im Dunkeln fand ihn niemand, und
heut früh lag er erfroren neben der
Landstraße. Mit einem Schlitten hat man
ihn geholt.«

»Und seine Frau?«

»Ja, ja, die Frau! Jetzt kommt das
Schlimmste! Das Unglück sprach sich rasch
herum, und ehe noch der Schlitten eintraf,
liefen schon die Leute nach Beyers

Wohnung. Nicht etwa in schlechter Absicht! O nein! Trösten wollten sie. Oh, die Menschheit ist ja so gut, so liebevoll, so hilfsbereit! Und da stürzt denn ein halbes Dutzend Klatschbasen zu der Kranken in die Stube und schreit ihr vor, man habe ihren Mann tot aufgefunden, jeden Augenblick könne er gebracht werden.«

»Unerhört!«

»Die arme Frau fährt vom Lager auf und stößt einen entsetzlichen Schrei aus. Sie faßt mit den Händen nach dem Herzen. Das Gesicht wird erst rot, dann weiß – und dann, nun ja, dann ist sie gleichfalls tot.«

Frau Barbara schlug die Hände vor die Augen.

Der Förster sprang vom Stuhl auf und lief mit dröhnenden Schritten in der Stube hin und her. Auch Arndt war von einer heftigen Aufregung erfaßt worden, von einer Erregung, die einem aufmerksamen Beobachter seltsam erscheinen mußte. Er

als Fremder, der eben erst hier im Gebirge angekommen war, stand doch der Angelegenheit vollkommen fern. Aber er verwandte kein Auge von dem Erzähler.

»Sind diese Beyers brave Leute?« erkundigte er sich.

»Sonderbare Frage!« knurrte Wunderlich. »Würde ich denn so in die Wolle geraten, wenn sie es nicht wären?« Arndt überhörte die kleine Grobheit. Er forschte eifrig weiter.

»Sind Kinder da?«

»Vier Stück sogar, vier arme, ausgehungerte Würmer! Ach, ich möchte gleich der ganzen Welt den Kopf abhacken! Und wissen Sie, was man mit den Kindern gemacht hat? Ins Armenhaus hat man sie geschleppt, wo sie nichts lernen als die Bettelei. Sie müssen nämlich wissen, daß es dort noch schlimmer aussieht als bei den Kalmücken oder bei den Hottentotten. Ein Bund Stroh haben sie, worauf sie schlafen.

Essen und Trinken sollen sie auch erhalten – ja, so stehts wenigstens auf dem Papier. Aber wer da nicht verhungern will, der muß hinaus auf die Dörfer und bei den Bauern fechten gehn.«

»So etwas gibts wirklich noch?«

»So etwas gibts noch, Herr Vetter, freilich! Da ist hier im Ort zum Beispiel eine alte Frau, Löffler heißt sie, die hat sich redlich durch die Welt geschlagen, hat ihre Arbeit getan und bei den Seidelmanns lange die Aufwartung gehabt. Eines Tages zerspringt eine Lampe; das brennende Petroleum trifft das Gesicht der Frau und verbrennt ihr auch die Augen. Sie ist blind, kann nichts mehr sehn, nichts mehr verdienen.«

»Und Seidelmanns?«

Der alte Wunderlich lachte laut auf.

»Seidelmanns? Hahaha! Die alte Löffler mußte ins Armenhaus, und nun ist sie über achtzig und tastet sich von einer Tür zur

andern, um 'nen Bissen Brot zu erbetteln.
Bedenken Sie, in solchem Wetter wie grad
jetzt! Eines schönen Morgens wird man sie
auch aus dem Schnee ziehn, tot, erfroren,
und kein Mensch wird ihr eine Träne
nachweinen.«

Arndt war nun ebenfalls aufgesprungen und
maß erregt das Zimmer. Die Worte des
Försters hatten in ihm einen Sturm
entfesselt, dessen Gründe nicht ohne
weiteres ersichtlich waren. Was Arndt jetzt
bewegte, ließ sich nicht nur als allgemein
menschliche Teilnahme deuten.

Aber er äußerte sich nicht darüber, sondern
stieg schließlich wortlos hinauf in sein
Stübchen, Dort nahm er etwas aus dem
Koffer und verließ dann das Haus. Raschen
Schrittes wandte er sich dem Dorf zu,
jedoch nicht die Straße entlang, sondern
durch den Wald.

An einer einsamen Stelle blieb er stehn und
blickte sich vorsichtig um. Da er sich
unbeobachtet fand, zog er die Jacke aus und

wendete sie, ebenso die Mütze. Die vorher dunkle Jacke war jetzt grau, die Pelzmütze hatte sich in eine aus Plüsch verwandelt. Weiter zog er eine Perücke aus der Tasche und einen melierten Vollbart. Als er beides angelegt hatte, sah er aus wie ein Mann in den Fünfzig. So setzte er seinen Weg fort.

Gedanken eigener Art erfüllten ihn.

Wie oft war er hier schon gegangen – vor langen Jahren, wenn er mit den Jugendgespielen durch den Wald tollte! Jeden Fußbreit Boden kannte er hier noch.

Und wie liebte er diesen Wald! Er hätte niederknien mögen auf die heilige Erde der Heimat.

Während er eilig dahinschritt, tauchte die Kindheit vor seinen geistigen Augen aus. Hohenthal, das arme Dorf der Weber und Bergleute, war die Stätte seiner Geburt gewesen. An den Vater konnte er sich nicht mehr erinnern; der war im Bergwerk verunglückt, als der Knabe kaum zwei

Jahre zählte. Aber die Mutter – wie eine strahlende, gütige Fee lebte sie in seiner Erinnerung. Ja, wie eine Fee, obwohl sie das gleiche ärmliche Gewand getragen hatte wie die übrigen Dorfbewohner. Alle zwei Wochen einmal war sie ihm am Sonntagnachmittag auf ein kurzes Stündchen erschienen und hatte ihn in die Arme genommen und ihn geherzt. Dann war sie wieder auf vierzehn Tage verschwunden. Sie diente seit dem frühen Tod ihres Mannes bei dem reichen Seidelmann und unterstützte dessen Frau im Haushalt. Und Frau Seidelmann war eine strenge Herrin, die ihrer Angestellten nur wenig Freiheit gestattete. Nicht einmal ihren Jungen, ihre einzige Freude, durfte sie bei sich behalten; sie mußte ihn zu ihren Eltern tun, zu den alten Beyers. Und der Beyer, der jetzt auf so jämmerliche Art ums Leben gekommen war, der war ihr Bruder.

Der kleine Arndt war sieben Jahre alt gewesen, als der furchtbare Schlag kam, der das Leben seiner Mutter zerstörte. Eines Morgens kam der Polizist und holte sie aus

dem Haus Seidelmanns. Sie sollte gestohlen haben. Sie, seine Mutter, seine Fee, sein Abgott! Ein kostbares Armband war abhanden gekommen, das Seidelmann tags zuvor seiner Frau zum Geschenk gemacht hatte. Und der Verdacht fiel auf die junge Witwe, die zuletzt in dem Zimmer, wo der Schmuck aufbewahrt wurde, gesehen worden war. Freilich förderte die Haussuchung in der Kammer der Angeschuldigten und im Anwesen der alten Beyers nichts zutage. Aber die Anklage wurde trotzdem aufrechterhalten, und die Beschuldigte wurde ins Untersuchungsgefängnis geschleppt.

Fassungslos stand der kleine Franz diesem Ereignis gegenüber. Mit seinen Fäustchen hatte er sich auf den Polizisten geworfen, der die Mutter nach der ergebnislosen Haussuchung bei den Großeltern fesselte. Das Ende war ein Weinkrampf gewesen, und schließlich hatten die Großeltern ihn halb besinnungslos zu Bett gebracht.

Die Mutter hatte die Schande nicht lange überlebt. Die Scham und die Sorge um ihren Liebling zehrten ihre Lebenskraft auf, und noch war die Untersuchung nicht abgeschlossen, da trug man sie hinaus auf den Friedhof.

Da kurz danach auch die Großeltern starben, kam der Kleine ins Armenhaus; das war zur damaligen Zeit etwas Alltägliches. Aber man muß die Zustände in diesen Anstalten der ›Wohltätigkeit‹ gekannt haben, um zu wissen, daß der Junge die Hölle zu ertragen hatte. Beiseitegestoßen und von jedermann mit scheelen Augen angesehen, ohne irgendwelchen Unterricht, so verlebte er die nächsten zwei Jahre.

Dann vollzog sich der große Umschwung in seinem Leben. Ein reiches, nicht mehr junges Gutsbesitzerehepaar kam in die Gegend. Es sah den hübschen, wenn auch verwahrlosten Knaben auf der Straße und fühlte sofort Teilnahme für ihn. Die beiden erkundigten sich nach den häuslichen Verhältnissen des Kindes, und der Vorsteher

der Anstalt glaubte, den beiden reinen Wein einschenken zu müssen. Seine Bemerkungen waren nur im Flüsterton gemacht, aber die scharfen Ohren des kleinen Franz verstanden sie doch.

»Die Mutter hat gestohlen und ist im Gefängnis gestorben.«

Mit blitzenden Augen fuhr der Knabe auf.

»Das ist nicht wahr! Meine Mutter hat keinen Diebstahl begangen! –«

Das übrige verlor sich in heftigem Schluchzen, und weinend lief das Kind davon.

Dieses offenkundige Ehrgefühl des Kleinen gab den Ausschlag. Das Ehepaar nahm ihn mit sich und ließ ihm eine sorgfältige Erziehung angedeihen. Und die braven Leute hatten es nicht zu bereuen. Immer mehr wuchs ihnen der Knabe ans Herz, und schließlich taten sie den letzten Schritt zur

Krönung ihres Liebeswerkes: sie nahmen den Knaben an Kindes Statt an.

Aber auch im Besitz eines neuen makellosen Namens vergaß Franz die Schatten der Vergangenheit nicht. Und tausendmal gelobte er sich, den Namen seiner Eltern wieder ehrlich zu machen und seiner Mutter noch im Grab den guten Ruf wiederzugeben.

Franz war zwanzig Jahre alt, als seine Pflegeeltern rasch hintereinander starben. Er sah sich auf einmal im Besitz eines Vermögens, das ihm wie eine reife Frucht in den Schoß gefallen war. Aber nicht das Geld reizte ihn, ebensowenig die gesellschaftliche Stellung, die er sich nun in der großen Welt gewinnen konnte. Ihn trieb einzig der Gedanke an die Pflicht der toten Mutter gegenüber. Ihr wollte er sein Vermögen und seine Kraft weihen.

Ja, seine eigne Kraft? Nicht einem fremden Anwalt wollte er den Fall übergeben – nein, er selber übernahm es, das Geheimnis des

Irrtums zu lüften, dem seine unglückselige Mutter zum Opfer gefallen sein mußte. Freilich waren dazu erhebliche Vorbereitungen nötig. Eine zu lange Zeit war seit damals verstrichen, und er selber war seiner Heimat und seinen Landsleuten fremd geworden. Auch waren Nachforschungen anzustellen, wozu einem Laien die Voraussetzungen fehlten, nämlich die Kenntnis des Rechts und all der Schliche und Kniffe, über die ein guter Detektiv verfügen muß.

Aber Franz war zäh. Er warf sich mit Feuereifer auf die Aufgabe, sich zum Detektiv heranzubilden. Und es zeigte sich bald, daß er zu diesem Beruf wie geschaffen war. In einigen verzwickten Fällen, in denen die geübte Polizei versagte, gab er ihr wertvolle Fingerzeige, die zur Ermittlung und Festnahme der Verbrecher führten. Dadurch erwarb er sich bei den Polizeibehörden großes Ansehn, worauf er, zumal er nicht zur Zunft gehörte, besonders stolz sein konnte.

Als dann das geheimnisvolle
Buschgespenst von sich reden machte, bot
er der Polizeiverwaltung seine Dienste an.
Zuerst freilich vergebens. Aber als die
Beamten bei der Fahndung nach dem
Unheimlichen versagten, ja, als dieser
rätselhafte Bösewicht sein Unwesen nur um
so ärger trieb, als jetzt sogar ein
Grenzoffizier ermordet wurde, zögerte man
nicht länger, den erfolgreichen Außenseiter
heranzuziehn.

So erhielt Franz endlich die Ermächtigung,
sich an Ort und Stelle zu begeben und nach
freiem Ermessen, wenn auch in
behördlichem Auftrag, zu handeln.

Und nun war er hier in Hohenthal, um dem
Schrecken der ganzen Gegend das
Handwerk zu legen. Aber noch mehr lag
ihm das Andenken an seine Mutter am
Herzen. Würde es ihm gelingen, ihren
Namen von dem Makel des Diebstahls zu
reinigen? Franz war allen Schwierigkeiten
zum Trotz voll Zuversicht. Vor zwei Tagen
war er am Grab der Mutter gewesen und

hatte sich und ihr gelobt, nicht eher zu rasten, bis die Aufgabe gelöst sei.

Arndt war derart mit seinen Gedanken beschäftigt, daß er zuletzt gar nicht mehr auf den Weg geachtet hatte, und so bemerkte er jetzt mit Erstaunen, daß Hohenthal schon vor ihm lag. Er schritt die Hauptgasse hinunter, an deren äußerem Aussehn sich in den letzten achtzehn Jahren kaum etwas geändert hatte, und klopfte am Pfarrhaus an. Als er dann grüßend in die Studierstube des Pfarrers trat, fand er dort einen alten, ehrwürdigen Mann mit mildblickenden Augen und einem Johannesgesicht.

»Was wünschen Sie?« fragte der Geistliche, indem er eine Zeitung beiseitelegte.

»Ich komme mit einer Bitte, Herr Pfarrer.«

»Wer da bittet, dem wird gegeben. Setzen Sie sich und tragen Sie mir Ihr Anliegen vor! Ich glaube, ich habe Sie noch nie

gesehn. Sie scheinen nicht aus unsrer Gegend zu sein.«

»Ich bin allerdings hier fremd, Herr Pfarrer. Ich kam erst jetzt hier an und hörte von dem Unglück, das eine brave Familie betroffen hat.«

»Sie denken an die Beyers? Ja, das ist allerdings ein Herzeleid, eine Heimsuchung. Haben Sie einen Grund, Anteil an Beyers zu nehmen? Ich meine, besonders Anteil, über das Maß hinaus, das uns die allgemeine Nächstenliebe gebietet.«

»Ich fühle hier als Mitmensch«, wich Arndt aus. »Darum möchte ich etwas für die beklagenswerten Kinder tun. Ich hörte, daß sie sich im Armenhaus befinden.«

»Leider! Wer will oder vielmehr wer kann sich ihrer hier in dieser Gegend der armen Leute unentgeltlich annehmen?«

»Vielleicht gibt es eine Familie, die den Kleinen gegen ein Pflegegeld Aufnahme

gewährt. Der Weber Hauser ist Ihnen doch bekannt? An ihn dachte ich. Ihm möchte ich sie am liebsten anvertrauen.«

»Hauser ist ein aufrechter Mann und ein ehrlicher Christ; er ist sehr arm und hat selber Kinder, aber für die Verwaisten wäre kein besserer Pflegevater zu finden als er. Überdies ist er verwandtschaftlich verbunden mit Beyers.«

»Nun, dann bitte ich, Herr Pfarrer, die nötigen Geldmittel von mir anzunehmen. Hier sind hundert Mark zur Beerdigung der Toten und hier zweihundert Mark, von denen Sie nach Bedarf an Hauser zahlen können! Endlich ist hier noch dieses Päckchen! Es enthält weitere fünfhundert Mark, die zur Aufbesserung der hiesigen Armenhausverhältnisse benützt werden sollen. Ich lege alles vertrauensvoll in Ihre Hände.«

Der Pfarrer starrte den Fremden zunächst sprachlos an.

»Herr«, sagte er endlich, »sind Sie denn so reich, daß Sie solche Summen zu verschenken haben?«

»Ich kann das Geld entbehren.«

»Ja, ja, ich glaube Ihnen. Sie müssen meine Frage verzeihn. – Ihr – Ihr Äußeres ...«

»... ist nicht danach, ich weiß. Doch die Sache hat trotzdem ihre Richtigkeit. – Darf ich also hoffen, daß Sie meine Wünsche erfüllen?«

»Gewiß, gewiß! Ich werde die Kinder selber zu Hauser bringen. Und nun sagen Sie mir nur eins, werter Herr: wem verdanke ich diese Gaben?«

»Grade das liegt nicht in meinem Sinn, Herr Pfarrer. Ich möchte ungenannt bleiben. Fragt jemand nach dem Geber, so sagen Sie, das Geld käme von einem Unbekannten. Guten Abend!«

Im nächsten Augenblick war Arndt zur Tür hinaus.

Der Pfarrer stand starr und regungslos.

Da steckte seine Schwester den Kopf zur Tür herein.

»Um Gottes willen, was ist denn mit dir?«

»Etwas ganz Ungewöhnliches ist mir begegnet«, stotterte er.

»Etwas Schlimmes? Was wollte der fremde Mensch bei dir? Ich habe ihn hereingelassen, weil er so höflich fragte.«

»Schon gut, du brauchst nicht zu erschrecken. Der Fremde hat mir etwas sehr Schönes gebracht. Er hatte das Aussehn eines einfachen Arbeiters, aber er muß etwas andres sein, denn er hat mir Geld gegeben, sehr viel Geld!«

»Viel Geld? Für wen denn?«

»Für die Beyers, und für – ach, laß das jetzt! Ich muß ihm nach! Ich muß mich bei ihm bedanken – ich muß ihn näher kennenlernen und ausführlicher mit ihm sprechen! Er soll erfahren, was uns hier nottut! – Ich laufe ihm nach – du wirst nachher das Nötige hören!«

Mit diesen Worten eilte er zur Tür hinaus.

Vor dem Haus blickte er die Gasse hinauf und hinab, konnte aber niemand entdecken. Oder doch, da bog soeben ein schwarzbärtiger Mann um die Ecke und kam grad auf den Pfarrer zu.

»Guten Abend!« grüßte er. »Nicht wahr, heut wird hier im Ort ein Vortrag gehalten? Wo ist das?«

»In der Schenke. Gehn Sie die Gasse hinab, so werden Sie das Gasthaus sehn! Es ist jetzt vier Uhr; um fünf beginnt der Vortrag. – Doch sagen Sie mir: Ist Ihnen nicht eben ein Mann begegnet, der von hier kam?«

»Ich wüßte nicht.«

Der Geistliche ahnte nicht, daß der, den er suchte, vor ihm stand. Während des kurzen Gesprächs des Pfarrers mit der Schwester hatte Arndt Zeit genug gehabt, in einem versteckten Winkel hinter dem Haus die Jacke zu wenden und sowohl die Kopfbedeckung als auch den Bart zu vertauschen.

Nun bedankte er sich höflich für die Auskunft und ging. Er hatte sich den Spaß gemacht, den Pfarrer nach der Schenke zu fragen, obgleich er den Weg dorthin genau kannte.

*

Im Wirtshaus herrschte reges Leben, so daß Arndts Erscheinen kaum beachtet wurde. Am Stammtisch der Gaststube saßen diejenigen von den Dorfbewohnern, die sich vor Beginn des Vortrags noch ein Glas Bier leisten konnten.

Arndt ging in den Saal hinauf. Dort warteten die Ärmern auf die Ankunft des Rentners August Seidelmann. Er sah hier viele Gesichter, die der Hunger, die Sorge und das Elend gezeichnet hatten, junge und alte. Sie alle waren gekommen, weil sie sich entweder Trost, vielleicht gar Hilfe von dieser besondern Stunde versprochen oder weil sie von den Seidelmanns abhängig waren und fürchteten, ihr Wegbleiben könne übel vermerkt werden.

Auf einer kleinen Bühne stand ein Klavier, daneben ein Notenpult, worauf ein Gesangbuch lag. Zu beiden Seiten waren gepolsterte Sessel aufgestellt, für wen, das wußte niemand zu sagen.

Ein Flüstern und Tuscheln war rings im Saal. Niemand wagte, eine laute Unterhaltung zu führen.

Arndt wurde auch hier nicht beachtet. Er gewann unbemerkt eine Ecke und ließ sich dort nieder.

Wohl eine halbe Stunde mußte er noch warten. Der Raum füllte sich immer mehr und mehr. Dann kam ein Zug von mindestens zwölf Personen zur Tür herein; voran der Rentner Seidelmann im Gehrock. Ihm folgten die Inhaber der Firma Seidelmann, Vater und Sohn, sowie die Hausfrau; ferner die Angestellten, und endlich die leitenden Beamten des Bergwerks ›Gottes Segen‹. Ohne Gruß schritten sie auf die Bühne zu und nahmen auf den Polstersesseln Platz.

Der Rentner aber trat hinter das Notenpult, schlug das Gesangbuch auf und machte die Anwesenden darauf aufmerksam, daß ein gemeinsamer Gesang seinem Vortrag vorangehn solle. Er las die Verse, die gesungen werden sollten, einzeln vor; Fritz Seidelmann, sein Neffe, setzte sich ans Klavier und spielte die Begleitung. Erst ließen sich nur einzelne Stimmen hören; bald aber fielen auch andre ein, und endlich erklang das Lied laut und kräftig.

Nun erhob der Rentner Seidelmann seine Stimme zu dem Vortrag. Das Thema lautete: ›Die Zeiten sind schwer – Brüderlichkeit tut not.‹

Man mußte zugeben, daß der Rentner eine gute Rednergabe besaß. Er kannte die Leute, zu denen er sprach; er kannte auch ihre Verhältnisse. Er schilderte das Elend mit beredten und klugen Worten in seiner nackten, erschreckenden Wirklichkeit, aber er hütete sich, dessen wahre Ursachen aufzuzeigen. Er sprach vielmehr von dem Mangel an Brüderlichkeit und Opfersinn, der unter den Menschen herrsche. Und nun glitt er mit seinen Ausführungen hinüber auf ein Gebiet, wo er mit schönen Worten prunken und mit gefälligen Redensarten meisterlich spielen konnte, so daß es sich anhörte, als sei er in seinem Innern ganz erfüllt von Teilnahme an der Not der andern, während er in Wahrheit denen, die nahrhaftes Brot brauchten, nur Steine bot.

Aber die armen Weber, Bergleute und Häusler erkannten das nicht. August

Seidelmann war ja so wunderbar geschickt, sie jedoch waren arglos und einfältig in ihrem Urteil. Ihnen schien es wie ein Wunder, daß ein Vertreter der Klasse der Besitzenden so wohlwollend und scheinbar brüderlich zu ihnen sprach. Sie fühlten sich hungerissen und gerührt und dankten ihm am Schluß seines Vortrags mit aufrichtigem Beifall. Als er dann wieder zum Gesangbuch griff und noch eine Strophe des vorhin begonnenen Liedes anstimmte, fielen die Zuhörer fast mit Begeisterung ein.

Dann ließ sich der Rentner von einem Angestellten seines Bruders eine blecherne Büchse reichen und begann einzusammeln, zunächst bei seinen Verwandten. Man hörte die Geldstücke schwer in die Büchse fallen. Dann kamen die Angestellten dran, und endlich ging er weiter, von Reihe zu Reihe.

Mehrere, die kein Geld bei sich trugen, borgten sich beim Nachbar eine Kleinigkeit; jedenfalls steuerten alle bei. So arm sie auch waren, sie wollten zeigen, daß

sie nicht ohne Sinn für Brüderlichkeit seien. Viele opferten buchstäblich den letzten Pfennig, den sie besaßen. Zu Haus gab es ja noch Kartoffeln und Salz.

Auch der Pfarrer, der erst ziemlich spät erschienen war, warf seine Gabe in die Büchse.

Schließlich erklärte der Rentner, daß er als Anreger dieser wohltätigen Sammlung seinen Bruder, den Kaufmann Seidelmann, zum Kassenwart ernenne. Ihm übergab er angesichts der Versammlung die Büchse, und dann entfernten sich die Ortsgrößen so stolz, wie sie gekommen waren, während die Armen zurückblieben, um sich noch eine Weile von dem Gehörten zu unterhalten.

*

Zu Haus öffneten die Seidelmanns die Büchse, um das Geld zu zählen.

»Sechszwanzig Mark!« sagte der Kaufmann. »Das ist zwar nicht viel, aber es wird doch reichen, unsre Unkosten zu decken. So haben wir wenigstens nicht noch Schaden von deinem brüderlichen Einfall.«

Der Rentner sah dem Sprecher verweisend ins Gesicht.

»Spar dir solche Worte! Du weißt ganz genau, daß ich mit meinem Vortrag einen sehr nützlichen Zweck verfolgt habe. Man muß den Leuten, denen das Wasser tagaus, tagein an der Kehle steht, wenigstens ab und zu eine schöne Geste bieten, damit unter ihnen nicht das Unkraut der Unzufriedenheit und der Aufsässigkeit wächst. Sonst könnten einmal böse Tage auch für andre kommen, die heute noch nicht zu klagen haben. Also bitte! Wir wollen abrechnen. Was hast du für Unkosten gehabt? Ich wüßte eigentlich nichts davon.«

»Ich habe das Klavier geliehen und es von meinen Arbeitern hinüberschaffen lassen. Das sind zwei Posten.«

»Und wieviel berechnest du dafür?«

»Ich denke, fünf Mark wären nicht zuviel.«

»Du bist wirklich bescheiden. Nun fehlt nur noch, daß sich Fritz sein Tastengeklimper auch noch bezahlen läßt.«

Der Sohn und Neffe meldete sich aus dem Hintergrund. »Ich verzichte, lieber Onkel«, erklärte er salbungsvoll. »Was ich getan habe, geschah aus Brüderlichkeit und Opfersinn.«

»Sehr gut!« spottete der Rentner nun auch seinerseits. »Du bist ein gelehriger Starmatz. Du kannst gut nachplappern.«

Dann zog August Seidelmann einen Zettel aus der Tasche.

»Hier habe ich meine Auslagen notiert. Acht Mark kosten mich allein die

Eisenbahn und der Schlitten. Dazu kommt mein Verzehr unterwegs: ein Grog, ein Kaffee, zwei Kognak, ein Schnitzel mit Schmorkartoffeln. Ich denke, wenn ich dir die verlangten fünf Mark gebe« – dabei schob er seinem Bruder das Geld hin – »dann wird es ungefähr stimmen zwischen uns. – Im übrigen müssen wir uns jetzt wohl auf den Empfang der Gäste vorbereite. Es war doch richtig, daß für heute abend einige Herren zum Abendbrot gebeten sind?«

»Ja«, nickte der Herr des Hauses, »der Pfarrer wird kommen, der Bürgermeister, der Knappschaftsarzt und noch ein paar andre Größen von Hohenthal. Ich denke, sie werden nicht mehr lange auf sich warten lassen. Wir können dann hinübergehn ins große Zimmer. Fritz muß leider noch auf einen Sprung fort, wie er mir sagte.«

»Heut abend noch?« wunderte sich der Rentner.

»Wohl oder übel, lieber Onkel.« Fritz Seidelmann stand in der Tat schon wieder an der Tür. »Du weißt, daß unser Kasinoball bevorsteht. Es sind dafür noch allerlei Vorbereitungen zu treffen.«

Damit verabschiedete sich Fritz vom Vater und Onkel und verließ wenige Minuten später das Haus.

Oben in dem großen Zimmer versammelten sich inzwischen nach und nach die Gäste. Man nahm an der reichgedeckten Tafel Platz. Martin Seidelmann bat den Pfarrer und den Bürgermeister, rechts und links von ihm Platz zu nehmen. Der Rentner unterhielt sich mit dem Knappschaftsarzt, der zugleich Armenarzt von Hohenthal war. Dieser vielgeplagte Mann kam soeben erst wieder von einem Krankenbesuch. Er erzählte dem Rentner davon. Es handelte sich um eine arme, alte Frau.

»Was fehlt der Frau?« fragte August Seidelmann.

»Was soll ihr fehlen? Die Elendskrankheit hat sie, die Auszehrung, wie hier fast alle Leute.«

»Keine Rettung?«

Der Arzt hob die Schultern.

»Wie soll man eine Kranke retten, für die die Gemeinde bezahlen muß? Man darf ihr ja nichts verschreiben.«

Der Rentner zog die Brauen zusammen.

»Mein Lieber, sagen Sie das nicht! Sie haben voriges Jahr der Knappschaftskrankenkasse bedeutende Ausgaben verursacht.«

»Meinen Sie etwa die achthundert Mark Gehalt, die ich bekomme?«

»Darüber rede ich nicht. Aber es sind einhundertvier Mark für den Apotheker verausgabt worden. Denken Sie, soviel Geld in einem einzigen Jahr!«

Der Arzt beugte sich zu dem Alten hinüber, so daß niemand hören konnte, was sie sprachen.

»Wissen Sie, Herr Seidelmann«, flüsterte er, »für wieviel Kranke diese Summe reichen mußte?«

»Das geht mich nichts an. Mich kümmert nur die verausgabte Summe. Ich bin der Bevollmächtigte des Barons Wildstein, des Hauptinhabers der Gruben, und meines Bruders, der mit Kapital an dem Bergwerk beteiligt ist, und habe deren Belange zu wahren.«

»Sollen Sie auch. Aber Sie müssen dabei wenigstens einigermaßen auch den Tatsachen Rechnung tragen. Diese einhundertvier Mark sind für zweihundertunddreizehn Krankheitsfälle berechnet worden, Herr Seidelmann! Da haben also im Durchschnitt mehr als zwei Kranke nur für eine Mark Arznei erhalten Nicht einmal fünfzig Pfennig auf den Kopf

und das Jahr! Das darf ich keinem Menschen sagen, sonst ...«

»Das fehlte auch noch. Sie sind Beamter des Barons. Übrigens haben Sie nachgewiesen, daß es nur leichte Erkrankungen waren ...«

»Oh, oh!« fiel ihm der Arzt in die Rede.
»Soll ich etwa bekannt werden lassen, daß der Gesundheitszustand der Bevölkerung grad in meinem Bezirk der elendeste des ganzen Landes ist?«

Hier wurde das Gespräch unterbrochen. Der Hausherr feierte in einem Trinkspruch seinen Bruder und rühmte die edelmenschliche Gesinnung, die der Rentner heut in seinem Vortrag offenbart habe. Fröhlich klangen die Gläser aneinander.

Niemand bemerkte die alte Frau, die in diesem Augenblick leise eingetreten war und sich mit beiden Händen am Türpfosten hielt. Die Frau war blind. Ihr Haar hatte der

Wind zerzaust, und ihre Kleidung bestand nur aus dünnen Fetzen. Sie zitterte vor Frost an allen Gliedern.

Man setzte sich wieder, da entdeckte Martin Seidelmann den ungebetenen Gast.

»Was?« fuhr er auf. »Die alte Löffler? – Was will denn die bei uns?«

»Oh, nehmen Sie es mir nicht übel!« sagte die Frau, während ihr die zahnlosen Kinnladen vor Frost zusammenschlugen.
»Ich suche den Herrn Pastor Seidelmann.«

Der Rentner fühlte sich dadurch, daß sie ihn Pastor nannte, geschmeichelt. Er gab seinem Bruder, der eine hastige Erwiderung auf der Zunge hatte, einen Wink und stand auf. »Ich bin der Gesuchte, liebe Frau. Was wollen Sie?«

»Ich war heut in der Schenke. Ein Junge hat mich hingeführt. Ich wollte –«

»Was? In der Schenke waren Sie?«, fragte er rasch. »Sind Sie nicht eine Bewohnerin des Armenhauses?«

»Ja, schon seit langer Zeit.«

»Und da gehn Sie in die Schenke? Ich denke, Sie müssen zur bestimmten Zeit zu Hause sein?«

»Das wird bei uns nicht so genau genommen, weil wir uns selber um Brot bemühen müssen. Außerdem hatte ich den Hausvater um Erlaubnis gefragt. Ich wollte Ihre Rede hören.«

»Ah! Das ist etwas andres! – Nun, was wollen Sie jetzt hier?«

Die Alte sann einige Augenblicke nach, um die rechten Worte zu finden.

»Herr Pastor«, sagte sie dann zögernd, »Sie haben von der Not und dem Elend gesprochen und von der Hilfe, die es dagegen gibt. Not und Elend sind hier

überall, aber zu den Elendesten gehöre ich.«

»Ja. Sie sind schlimm dran. Blind zu sein, ist eine schwere Heimsuchung des Himmels. Beten Sie nur recht fleißig! Vielleicht läßt er Sie ein Mittel zur Heilung finden.«

Hier räusperte sich der Pfarrer laut. Er war ein bescheidner, stiller Diener des Herrn, keine Kampfnatur; aber was er da hörte, war ihm doch zuviel.

»Ach, Hilfe gibt es für mich keine«, antwortete die Blinde. »Mir fehlen ja die Augäpfel. Ich habe sie im Dienst verloren. Könnte ich da nicht von meinem einstigen Arbeitgeber eine Unterstützung erhalten, Herr Pastor?«

»Wieso? Mein Bruder hat Ihnen den Arbeitslohn pünktlich bezahlt, solange Sie tätig waren. Wenn Sie nicht mehr arbeiten, haben Sie auch nichts mehr zu verlangen.«

»Könnten Sie nicht ein gutes Wort für mich einlegen? Seit jenem Unglück führe ich das jämmerlichste Leben, das es nur geben kann. Die andern können hinausgehen auf die Dörfer, wo es eher ein Stückchen Brot gibt als hier. Ich aber taste mich im Ort von Haus zu Haus, wo lauter arme Leute wohnen. – Sie haben eine so schöne Rede gehalten, so schön und so rührend –«

»Die Rede hat Ihnen gefallen?«

»Oh, sehr! Sie sprachen von Brüderlichkeit und Hilfsbereitschaft. Da dachte ich: du gehst nachher zu ihm. Wer so schön von der Nächstenliebe zu reden weiß, der hat sicherlich ein gutes Herz.«

August Seidelmann zog seine Stirn in Falten.

»Sie kommen also betteln? Wissen Sie nicht, daß das ungehörig ist?«

Es sah aus, als horchte die Blinde in die Stille hinein, die angesichts der peinlichen

Auseinandersetzung in dem großen Zimmer herrschte. In ihren erschlafften Zügen spiegelte sich eine lebhaft seelische Erregung. Und plötzlich huschte der Schein eines bitteren Lachens über ihr Gesicht.

»Ach so, jetzt weiß ich, woran ich bin! Der Herr hat zwar viel schöne Worte in aller Öffentlichkeit für uns arme Leute gehabt, aber wenn's ans Geben geht, sieht die Sache anders aus.«

»Was wollen Sie damit sagen?« begehrte der Rentner auf.

Die Alte lehnte noch immer am Türpfosten und sprach wie über seinen Kopf hinweg, scheinbar in weite Ferne hinein.

»Was ich damit sagen will? Daß ich Sie für einen Engel gehalten habe, den der liebe Herrgott zu uns gesandt hat, und daß ich nun einsehe, wie einfältig ich war. Sie sind eben auch nur ein Mensch und nicht einmal einer von den gutherzigen.«

Allmählich hatte die ganze Tafelrunde auf das Gespräch des Rentners mit der alten Löffler gelauscht, und die letzten Worte brachten eine allgemeine Aufregung hervor.

»Unverschämtheit! Freches Weib!« ertönte es rund um den Tisch.

»Werft sie hinaus!« schrie der Rentner, indem er seine Hand gegen die unbequeme Bittstellerin ausstreckte.

In diesem Augenblick erhob sich der Pfarrer.

»Warten Sie, Frau Löffler!« sagte er so laut, daß jedermann ihn verstehen konnte. »Ich gehe mit Ihnen. Wer Sie in dieser Weise fortjagt, der treibt auch mich hinaus.«

Er war schon an der Tür.

»Was? Sie wollen doch nicht etwa wegen dieses Weibes mein Haus verlassen?« fragte Martin Seidelmann verdutzt.

»Nicht wegen der Frau, sondern wegen der Behandlung, die ihr hier widerfährt. In einem christlichen Haus fertigt man einen demütig Bittenden, der in Not ist, nicht in dieser Weise ab. – Im übrigen kann ich Ihnen erklären, daß der Blinden schon geholfen ist. Ich bin zwar nur ein kargbesoldeter Pfarrer, aber ein Stückchen Brot und einen warmen Trunk habe ich doch für sie übrig.«

»Sie greifen dem geordneten Gang der allgemeinen Fürsorge vor!« meldete sich der Rentner.

»Soll das ein Hinweis auf die Spende sein, die Sie heute für die Notleidenden gesammelt haben? Darf ich vielleicht fragen, wieviel die Sammlung ergeben hat?«

»Wir sind Ihnen keine Rechenschaft schuldig«, erklärte August Seidelmann hochmütig. »Sie sind nicht von der Obrigkeit eingesetzt, die Verhältnisse unserer Kasse zu prüfen.«

»Gut. Aber warum sammeln Sie, wenn Sie jetzt behaupten, daß man mit Wohltaten der Fürsorge vorgreife?«

Bleich vor Wut trat der Rentner auf den Geistlichen zu.

»Herr Pfarrer, Sie haben heut meinen Vortrag gehört. Dabei haben Sie wohl auch bemerkt, daß ich mich wenigstens ebenso gut auf die Worte der Nächstenliebe verstehe wie Sie. Ich bin ein Christ, aber —«

»Nein, Sie sind kein wahrer Christ, Herr Seidelmann!« schnitt ihm der Pfarrer das Wort ab. »Sie tragen nur die Maske eines Christen und werfen lediglich mit schönen Worten der Nächstenliebe um sich, aber an den Taten lassen Sie es fehlen. Sonst würden Sie sich diesem Elend gegenüber anders verhalten. Ich als Seelsorger habe die heilige Pflicht, mich eines derartigen Falles anzunehmen. Wir sind einstweilen fertig miteinander, mein Herr! Und dieser Frau wird geholfen werden.«

Eine gedrückte Stimmung lag über der ganzen Gesellschaft. Deshalb versuchte der Bruder des Rentners, der den Ruf seines Hauses retten und sich obendrein nicht gern mit dem Geistlichen verfeinden wollte, in letzter Minute zu vermitteln.

»Sie wollen die Löffler doch nicht für immer bei sich behalten, Herr Pfarrer?« fragte er unsicher.

»Das ist nicht nötig. Ich werde dafür sorgen, daß die Bewohner des Armenhauses überhaupt nicht mehr zu betteln und zu hungern brauchen.«

»Ihren guten Willen in Ehren, Herr Pfarrer, aber wie wollen Sie das anfangen? Unsre Gemeinde ist zu arm, um mehr tun zu können als bisher.«

Ein zufriedenes Lächeln breitete sich über das Gesicht des Geistlichen.

»Ich habe Geld genug!« antwortete er.

»Sie? Sie sind arm, soviel ich weiß!«

»Das bin ich auch; aber es hat sich eine mildtätige Seele gefunden, die eine beträchtliche Summe für unser Armenhaus stiftete.«

»Das wäre! – Wieviel denn?« spottete August Seidelmann.

»Ich durfte mich um Ihre Kasse nicht kümmern, mein Herr, und werde Ihnen nun auch über die meinige keine Auskünfte geben.«

»Oh, das steht denn doch anders! Bei Ihnen handelt es sich um eine Gemeindeangelegenheit, und mein Bruder, der Kaufmann Seidelmann, leitet das Armenwesen des Ortes. Unter seiner Verwaltung steht auch das Armenhaus. Sie werden ihm das, was Ihnen eingehändigt wurde, ausliefern.«

»Leider ein Irrtum. Der Geber hat die Summe ausdrücklich mir in Verwaltung

gegeben. Nur ich habe zu bestimmen, in welcher Weise darüber verfügt werden soll.«

»So ist diesem Geber die Gemeindesatzung unbekannt. Wer ist überhaupt der Mann?«

»Auch darüber bin ich Ihnen keinen Bescheid schuldig, könnte Ihnen auch gar keinen geben, da mir selber der Spender fremd ist. Seinen Namen hat er mir nicht genannt. Ich werde mir diese ganze Angelegenheit reiflich überlegen, um in der nächsten Gemeinderatssitzung darüber berichten und meine Anträge stellen zu können. Gute Nacht, meine Herren!«

Der Pfarrer nahm die Blinde bei der Hand und führte sie hinaus.

Hinter ihm setzte eine lebhaft Unterhaltung ein. Das Peinliche des Auftritts war rasch überwunden, dagegen war mit der Erwähnung des unbekannten Wohltäters ein fesselnder Gesprächsstoff

aufgetaucht, der nun auf das ausführlichste
erörtert wurde.

4. Der Versucher

Auch Eduard Hauser hatte mit seinem Vater den Vortrag August Seidelmanns angehört.

»Was sagst du dazu, Vater?« fragte Eduard auf dem Heimweg.

»Ein rauschendes Wasser, das keine Mühle treibt. Es tut sehr geräuschvoll, aber es ist nichts nütze.«

»So denke auch ich. Der Redner hat mir nicht gefallen.«

»Er ist ein Heuchler. Er mag seine Predigten lieber seinem Bruder und seinem Neffen halten. Die allein sind schuld an unserm Elend. Hast du Geld in die Sammelbüchse gegeben?«

»Zehn Pfennig.«

»Ich auch. Er guckte einen so an und paßte einem so scharf auf die Finger, daß man es

gar nicht wagen konnte, nichts oder nur zwei Pfennige zu geben. Und wir brauchen das Geld doch selber so nötig.«

»Gott wird helfen, Vater, wie er schon geholfen hat.«

»Was tust du heut abend? Gehst du noch zu Hofmanns hinüber?«

»Nein.«

»Warum nicht? Du bist doch sonst alle Abende drüben.«

»Hofmann sieht es nicht mehr gern.«

»Ja, er ist unfreundlich zu uns. Das habe ich schon bemerkt, als ich Kohlen und Holz von ihm borgte. Ich glaube auch zu wissen, weshalb. Er wird denken, daß du Absichten auf Engelchen hast.«

»Mag er denken, was er will!«

»Hat er denn nicht recht?«

»Nein.«

»Na, na! Angelika ist ein gutes, braves Mädchen. Wir haben sie alle gern und hätten nichts einzuwenden, wenn ihr beide später mal ein Paar werden wolltet. Oder hats etwas zwischen euch gegeben?«

»Bitte, Väter, quäl mich nicht! Erspar mir die Antwort! Es muß überwunden werden, und dann denke ich nicht mehr dran.«

»Aha! Sie mag dich nicht. Hat sie vielleicht einen andern? Nun, mein Junge, ich menge mich nicht in diese Angelegenheit. Mir tut's nur leid um eure Jugendfreundschaft. – Kommst du jetzt mit herein?«

Sie waren vor ihrem Häuschen angekommen.

»Nein, Vater. Ich gehe noch in den Wald.«

»In den Wald? Was hast du denn dort noch zu tun?« fragte der alte Hauser erstaunt.

»Ich hatte vergessen, daß Wunderlichs Schlitten noch bei uns steht. Will ihn hinausschaffen.«

»Heut abend noch? Dazu ist doch morgen am Tag noch Zeit.«

»Laß mich, Vater! Wenn ich mit mir allein bin, werde ich am besten fertig mit meinen Gedanken.«

»Wie du willst. Komm aber bald zurück! Im Wald ists gefährlich. – Denk an das Buschgespenst!«

*

Arndt war aus der Versammlung gradwegs nach der Försterei gegangen. Als sie beim Abendbrot saßen, fragte der alte Wunderlich nach dem Inhalt des Vortrags.

»Nichts Gescheites und nichts Zwingendes«, erklärte Arndt. »Ich glaube, es war nur auf Geldschneiderei abgesehn.«

»Möglich. Diesem Menschen ist alles zuzutrauen. Er hat wohl gar Geld gesammelt?«

»Gewiß.«

»Der Teufel soll den Kerl reiten, wenn er die armen Hungerleider um ihre Pfennige prellt! Ich hänge ihn lebend an den Beinen auf, mit dem Kopf in einen Ameisenhaufen!«

»Das würde Ihnen jetzt im Winter schwer werden«, lächelte der Gast.

»So warte ich den Sommer ab. Aber hängen soll er, wenn er etwa –«. Hier unterbrach sich der Förster. »Mann, wohin denn schon wieder?«

Arndt hatte sich erhoben.

»In meine Stube. Herr Vetter. Bekümmern Sie sich nicht um mich! Es ist möglich, daß ich noch einmal in den Wald gehe.«

Draußen auf dem Flur begegnete ihm Eduard, der dem Förster melden wollte, daß er den Schlitten zurückgebracht habe. Arndt dankte dem Gruß des jungen Mannes und stieg die Treppe hinauf.

In seinem Zimmer trat er, ohne Licht anzuzünden, ans Fenster und schaute hinaus in die schneehelle Landschaft. Plötzlich stutzte er, zog sich rasch ein wenig vom Fenster zurück und blickte aus sicherer Entfernung wieder hinaus.

Was er da draußen sah, war ganz dazu angetan, einen halbwegs furchtsamen Menschen gruseln zu machen. Zwischen den drei Tannen, bei denen der ermordete Grenzoffizier gelegen hatte, und dem nahen Waldsaum stand im Schnee eine weiße Gestalt, regungslos, stumm. Der Mond zeichnete ihren Schatten breit und massig ab.

Das ist das Buschgespenst! schoß es Arndt durch den Sinn. Jetzt heißt es handeln!

Er öffnete rasch einen Koffer, nahm ein Bettuch und einige Verkleidungsgegenstände hervor und huschte hinaus zur Treppe.

Flink eilte er hinab und durch die vordere Tür ins Freie. Draußen wickelte er sich in das weiße Bettuch und schlug dann einen weiten Bogen um das Forsthaus, in der Absicht, dem Gespenst in den Rücken zu kommen.

So gewann er den Wald, der hier ziemlich licht war. Als er sein Ziel erreicht hatte, nahm er das Tuch wieder ab, denn es sollte in der Hauptsache auf freiem Feld den gewünschten Schutz gegen Sicht gewähren. Hier gab es genug Büsche als Deckung, und das Tuch war ihm da nur hinderlich.

Jetzt duckte sich Arndt und schob sich vorsichtig weiter. Richtig, da tauchte vor ihm die weiße Gestalt auf, eine Säule im Schnee, ein rätselhaftes Etwas.

Aha, dachte Arndt, so sieht das Buschgespenst aus! Der Kerl scheint auf Hauser zu warten. Ich darf den Vermummten auf keinen Fall aus den Augen lassen. Will er mit Eduard reden, so tut er es sicher nicht in der Nähe des Forsthauses, sondern wird warten, bis Eduard heraustritt, und dann unter den Bäumen schnell neben der Straße her vorausseilen, um den Jungen zu überraschen. Ich werde trachten mitzukommen, denn ich muß hören, was das Buschgespenst mit dem jungen Hauser zu sprechen hat.

Arndts Vermutung erwies sich als richtig. Als Eduard nach einiger Zeit aus dem Forsthaus trat, kam Leben in die weiße Säule. Sie schob sich am Waldrand fort wie ein Mensch, der durch den Schnee watet. Arndt folgte unbemerkt, indem er hinter jedem Baum Deckung suchte.

Eduard Hauser hatte keine Ahnung, daß er beobachtet wurde. Er schritt anscheinend tief in Gedanken versunken die Straße

hinab, bis ihn plötzlich ein lautes, barsches ›Halt!‹ aus seinem Sinnen aufschreckte.

Schon dieses ›Halt!‹ war geeignet, dem einsamen Wanderer Furcht einzuflößen, denn es ist nicht jedermanns Sache, sich in einer Mondnacht im Wald auf diese Weise überraschen zu lassen. Nun aber kam der Ruf von jener unheimlichen Gestalt, die genau so aus den Büschen hervortrat, wie sie der alte Gevatter den Hausers geschildert hatte. Sie schien fast überlebensgroß zu sein. Sie hatte menschliche Formen und doch wieder nicht. Und alles an ihr war weiß, selbst das Gesicht, in dem nur zwei dunkle Punkte, wohl die Augenhöhlen, zu erkennen waren und ein breiter, schwarzer Strich, dort, wo ein Mensch von Fleisch und Blut den Mund hat.

Eduard stand. Er hatte das Gefühl, als müsse ihm das Blut in den Adern gefrieren. Er schaute rechts, er schaute links. Sonst wagte er keine Bewegung. Und zu sprechen vermochte er gleich gar nicht. Er wartete

einfach hilflos darauf, was das Buschgespenst nun wohl mit ihm beginnen würde.

»Was tust du hier?« kam die erste Frage von drüben.

»Ich gehe heim«, würgte Eduard mühsam hervor.

»Wo warst du?«

»Im Forsthaus.«

»Ich höre, daß du die Wahrheit sagst, und das ist gut für dich. Eine Lüge oder auch nur eine Ausrede könnte dich das Leben kosten. Merke dir das! Ich bin das Buschgespenst. Und wer bist du?«

»Ich heiße Eduard Hauser.«

»Du arbeitest für Seidelmann?«

»Ich habe für das Geschäft gearbeitet, jetzt aber bin ich abgelohnt.«

»Schlimm für einen armen Teufel, wie du einer bist. Ich weiß, daß du dir Sorgen um die Zukunft machst. Du läufst nach Arbeit umher und findest keine. Wie wäre es, wenn ich dir einen Verdienst bieten könnte?«

Das war eine Wendung der seltsamen Unterhaltung, die Eduard nicht erwartet hatte. Soviel ihm bekannt war, kam von dem Buschgespenst nie etwas Gutes. Und nun bot es ihm plötzlich Hilfe an in seiner Not.

Diese Erwägungen ließen ein wenig die Scheu von ihm abfallen, die ihn bisher gelähmt hatte. Er machte unwillkürlich eine Bewegung mit der Hand und hob seine Stimme zu einem freudigen Ausruf.

»Wenn das wahr wäre!«

»Nun? Sprich weiter! Was wäre dann?«

»Dann würde ich jedem Menschen, der im Dorf Schlechtes über das Buschgespenst

redet, entgegentreten und ihn einen Lügner heißen. Ich würde erzählen, daß das Buschgespenst ein guter Geist ist, der armen Menschen in ihrer Not beisteht.«

»So, so«, klang es in einem Ton zurück, der vermuten ließ, daß diesem Geist ein spöttisches Lächeln nicht fremd war. »Dann will ich einmal versuchen, wie weit deine Worte ernst zu nehmen sind, Eduard Hauser. Hör zu! Ich biete dir Verdienst. Komm zu uns!«

Die letzten drei Worte hallten wie ein Lockruf durch den verschneiten Winterwald. Komm zu uns! klang es wider in der Seele des jungen Menschen, der soeben so vertrauensvoll zu dem Buschgespenst gesprochen hatte. Aber seine zuversichtliche Freude war bereits gedämpft. Er fühlte plötzlich sein Herz klopfen in bangem Schreck. Und unsicher klang seine nächste Frage:

»Was heißt das: zu uns?«

»Narr, der du bist! Weißt du nicht, wessen
Schutzherr das Buschgespenst ist?«

»Man sagt, daß es die Pascher, die
Schmuggler beschützt.«

»Das ist richtig, Und nun beantworte mir
meinen Vorschlag!«

Eduard ließ den Kopf auf die Brust sinken
und schwieg. Bis ihn das Buschgespenst
noch einmal mahnte, jetzt aber mit
unheimlich drohender Stimme.

»Antworte, du Wicht!«

Da zuckte Eduard zusammen. Seine Finger,
die starr waren vom Frost, schlossen sich zu
Fäusten zusammen. Das war das äußere
Widerspiel eines inneren Vorgangs. Der
Bursche raffte sich auf, selbst dem
allmächtigen Buschgespenst gegenüber
festzubleiben und sich um keinen Preis vom
rechten Weg ablocken zu lassen, und sollte
es sein Leben kosten.

»Ich kann nicht«, stammelte er.

»Kannst nicht? Warum?«

»Weil – weil das Treiben der Pascher ungesetzlich ist.«

»Schwatzhans du! Was kümmert dich Recht oder Unrecht? Ich sage dir, daß dir eine Ehre widerfährt, indem dich das Buschgespenst unter die Schar seiner Leute aufnehmen will. Darüber zu entscheiden, ob der Staat ein Recht hat, die lebensnotwendigsten Dinge mit hohen Zöllen zu belegen, so daß sie immer teurer werden, das überlaß getrost andern! Außerdem dünkte ich, das Wasser stände dir und den Deinen dicht genug an der Kehle, so daß du froh sein müßtest, wenn sich dir schöne Einnahmen bieten. Merk auf! Du sollst, wenn du zu uns kommst, an einem Tag so viel verdienen wie sonst mitunter in Wochen. Als Aufgeld biete ich dir auf der Stelle einen Zwanzigmarkschein. Sei kein Narr und schlag ein!«

Die weiße Gestalt machte eine Bewegung auf Eduard zu, als wollte sie von ihm einen Handschlag entgegennehmen. Der Bursche aber wich einen Schritt zurück.

»Nein, nein, ich kann nicht! Lieber will ich sterben, als unter die Schmuggler gehn, lieber tot sein als ehrlos!«

»So, ehrlos nennst du das? Und das wagst du mir auch noch zu sagen? Höre, Bürschchen, das kann dir an den Kragen gehn! Oder – wenn du wirklich so tapfer bist, wie du vorgibst, und den Tod nicht fürchtest, so bestehn auch noch andre Mittel, dich gefügig zu machen. Wenn du nicht in meinen Vorschlag willigst, wird es ein Mädchen büßen müssen, das du verteufelt gern hast.«

»Ein – ein – Mädchen?«

»Ein sogenanntes Engelchen! Ich sage dir nochmals: Ich bin das allmächtige Buschgespenst! Mich kostet es nur einen Wink, so wird die schöne Angelika wegen

deiner Halsstarrigkeit wirklich unter die Engel versetzt. Du verstehst doch, wie ich das meine?«

Dieser Hieb saß. Eduard zuckte zusammen. Jetzt war sein Widerstand beinahe gebrochen.

»Nur das nicht, nur das nicht!« begann er zu bitten.

»Dein Betteln nützt dir nichts!« schnitt ihm das Buschgespenst das Wort ab. Angst und Aberglauben des Jungen waren ihm gerade recht, und er nützte denn auch beides mit größter Unverforenheit aus. »Ich bin ein Geist, und ein Geist hat kein Herz. Ich verlange eine klare Entscheidung von dir: ja oder nein?«

»Ich – ich kann nicht!«

»Dann muß das Engelchen sterben.«

Ein Gedanke war in Eduard aufgezuckt. Er gab ihm Worte in seiner Verzweiflung.

»Dann wird Gott das Engelchen beschützen, und Gott ist mächtiger als das Buschgespenst.«

»Du bist ein Pfiffikus, mein Sohn«, kam es seltsam gemütlich zurück. »Ich sehe immer mehr ein, wie gut wir dich gebrauchen können. Glaube also nicht, daß du mir aus dem Garn kommst! Aber ich will dir Bedenkzeit lassen. Wir sprechen uns einmal wieder. Meine Drohung bleibt vorläufig bestehn. Angelika Hofmann ist in Lebensgefahr, wenn du dich bis zu unsrer nächsten Begegnung nicht für meinen Vorschlag entscheidest. Und nun noch eins: Ich verlange Schweigen von dir. Davon, daß du dem Buschgespenst im Wald begegnet bist, kannst du meinetwegen erzählen. Die Leute sollen wissen, daß ich immer dort bin, wo es nötig ist. Aber du darfst nicht über das plaudern, was wir miteinander gesprochen haben. Verstanden? Verrätst du davon auch nur einem einzigen Menschen etwas, so werde ich mich an dir und deinen Angehörigen rächen!«

»Nein, nein, ich werde schweigen!«
versicherte Eduard hastig.

»Es liegt in deinem Vorteil, dieses
Versprechen zu halten. Mach, daß du
fortkommst!«

Eduard ging; zwei, drei Schritte tat er, dann
begann er zu laufen und verschwand im
Wald. Das Buschgespenst aber stand noch
lange unbeweglich und streckte hinter ihm
her gebieterisch den Arm aus.

Eduard aber hastete nach Hohenthal. Als er
den Ort erreichte, war es noch immer nicht
allzu spät am Abend. Er zögerte, gleich
heimzugehen, denn er wußte, daß er doch
noch nicht schlafen konnte. Die Begegnung
mit dem Buschgespenst beschäftigte ihn
mehr, als er sich eingestehn mochte, und so
schlenderte er denn langsam die Gasse
hinauf.

Da kam ihm ein Mädchen entgegen, und als
es an ihm vorbeihuschen wollte, erkannte er

Angelika, obgleich sie sich wegen der Kälte ein Tuch um den Kopf geschlungen hatte.

»Engelchen!« rief er halblaut.

»Was gibts?« fragte sie kurz. Dabei blieb sie zwar stehn, sah Eduard aber nicht an.

Er trat dicht an sie heran.

»Bleibt's bei dem, was du gesagt hast?
Gehst du wirklich auf den Ball?«

»Ja.«

»Gut, so gehe ich auch.«

»Zu dem Fest?« lachte sie. »Das ist ja nur für geladene Gäste.«

»Davon rede ich nicht. Unter die Pascher will ich gehn.«

Jetzt erschrak Angelika sichtlich. Im nächsten Augenblick aber sagte sie sich, daß es doch nur eine leere Drohung sei.

»Wie wolltest du denn das anfangen?«
erkundigte sie sich.

»Sehr einfach. Ich habe eben die Ehre
gehabt, mit dem Buschgespenst zu
sprechen!«

»Mein Gott! Und es hat dir nichts getan?«

»Was soll es mir tun? Es ist sogar sehr nett
gewesen gegen mich und hat mir viel Geld
versprochen.«

»Das – das ist nicht möglich!«

»Es ist die volle Wahrheit. Ich könnte dir
noch mehr erzählen, aber ich will nicht. Ich
habe versprochen zu schweigen.«

Engelchen blickte nachdenklich vor sich
hin. Die Sache war ihr nicht ganz geheuer.
Endlich hob sie den Kopf.

»Und du? Was wirst du tun?«

»Ich werde brav bleiben und der
Versuchung standhalten. Wenn du klug bist,

machst du es ebenso.«

»Ich? Meinst du, ich würde je in Versuchung kommen zu schmuggeln?«

»Das nicht. Aber dein Bravsein wird auf die Probe gestellt werden – beim Maskenball.«

Das war von Eduard nicht böse gemeint. Engelchen jedoch vermerkte es übel. Sie wandte sich schnippisch ab.

»Gute Nacht!«

Eduard seufzte. Bedrückt ging er weiter.

Ich muß unbedingt auf den Ball, sagte er sich. Ich habe das Gefühl, daß sie dort in Gefahr schwebt. Koste es, was es wolle, ich muß das Engelchen beschützen!

*

Als das Buschgespenst am Straßenrand haltmachte, um Eduard Hauser zu stellen, hatte sich Arndt so weit wie möglich herangeschlichen. Hinter einem dichten

Eichengebüsch, das die dünnen Blätter noch trug, fand er das passende Versteck. Er war hier der unheimlichen weißen Gestalt so nahe, daß er jedes Wort der Unterhaltung verstand und den Rätselhaften genau betrachten konnte.

Dabei bestätigte es sich, daß Arndt einen Mann vor sich hatte, der vom Kopf bis zu den Füßen tatsächlich in ein Bettuch gehüllt war. Der Lauscher vermochte das alles deutlich zu sehn, weil der Mond schien und obendrein der Schnee glitzerte und leuchtete. Diesen Umstand nutzte Arndt sogleich aus; er prüfte die Zipfel des Tuchs und bemerkte in einer Ecke die beiden Buchstaben M. T.

Als die seltsame Unterredung dem Ende zuging, zog er sich schleunigst zurück. Eduard verschwand, und der Versucher sah ihm nach.

Es zuckte Franz Arndt in den Fingern. Jetzt hätte er den Unbekannten, der hier den Geist spielte, packen können. – Aber was

hätte ihm das genützt? Hier galt es, eine ganze Verbrecherbande aufzuspüren und für immer unschädlich zu machen. Also mußte man erst alle ihre Schliche kennen lernen, und dazu gehörten Zeit und Geduld, vor allem noch gründliche Nachforschungen. Besser, er ließ das Buschgespenst einstweilen laufen und schlich ihm nach.

So folgte er denn dem Vermummten, der sich wieder in Bewegung setzte, immer tiefer in den Wald hinein und stellte fest, daß jener die Richtung nach der bewußten Eiche einschlug. Dort machte sich der Unbekannte am Stamm zu schaffen und eilte weiter.

Schnell huschte auch Arndt zur Eiche hinüber und untersuchte den Stamm in der Gegend, wo die Hände des Verhüllten umhergetastet hatten; aber er entdeckte nichts.

Durch diese Verzögerung gewann das Buschgespenst einen bedeutenden Vorsprung; es verließ, als Arndt die

Verfolgung wieder aufnahm, eben den Wald und schritt auf ein einsam liegendes Gebäude zu, das wegen seiner Ziegelmauern die Rote Mühle genannt wurde. Im Freien nahm Arndt sein Bettuch wieder über und folgte dem Unbekannten in schnellem Lauf.

Sie hatten gerade die baufällige Gartenmauer hinter der Mühle erreicht, als der Unheimliche plötzlich verschwunden war. Arndt strengte seine Augen vergebens an. Er dachte daran, sich an die Fährte des Vermummten zu halten, aber auch das führte nicht zum Ziel, denn hier gab es ringsum viele Fußspuren, die vermutlich von Bewohnern der Mühle herrührten.

Ärgerlich trat der Verfolger hinter eine Buschecke dicht bei der lückenhaften Gartenmauer, nahm das Bettuch ab und knöpfte es unter die Jacke. Dann schritt er kurz entschlossen dem Dorf zu. Er wollte sich die Stelle merken, wo ihm das Buschgespenst so plötzlich entwischt war. Mehr ließ sich jetzt nicht tun.

Als er einige Zeit später die Dorfstraße ein Stück entlanggegangen war, traf er auf Eduard Hauser, der seinen Weg nicht querfeldein genommen und darum mehr Zeit bis hierher gebraucht hatte. Höflich grüßend wollte der Bursche an Arndt vorüber, der aber blieb stehn und bot ihm die Hand.

»Nun, wie stehts daheim? Haben Sie Wort gehalten und geschwiegen, wie ich von Ihnen forderte?«

»Ja, Herr. Nur der Vater weiß, woher das Geld stammt.«

»Und er hat sich darüber gefreut?«

»Ach, so sehr!«

»Da konnten Sie freilich auf ein Anerbieten verzichten, das zwar verlockend, aber durchaus nicht einwandfrei war.«

Eduard wußte nicht, wie er sich diese Worte deuten sollte. Er sah den Fremden

verständnislos an.

»Ich? Wieso?«

Arndt lächelte. Er gab seine Antwort so, als hätte er etwas ganz Nebensächliches oder etwas Selbstverständliches vorzubringen.

»Ich sah Sie draußen im Gespräch mit einem Mann. Er bot Ihnen ein Handgeld von zwanzig Mark, Sie aber schlugen es aus.«

Eduard trat erschrocken einen Schritt zurück und maß Arndt mit ängstlichen Blicken.

»Sind Sie allwissend?« stammelte er.

»Nein, aber ich habe gute Ohren.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Und es ist doch alles so einfach. Ich habe Sie belauscht.«

»Mich und das – das Buschgespenst?«

»Sagen wir, Sie und den verummten Halunken, der Sie zum Paschen verführen wollte.«

»Herr«, stotterte Eduard, »jetzt weiß ich nicht, ob ich mich vor Ihnen fürchten soll oder ...«

»Fürchten?« unterbrach ihn Arndt.
»Weshalb denn, mein Lieber? Ich will Ihnen anvertrauen, daß ich hier umherschleiche, weil ich das Buschgespenst fangen will.«

»Fangen? Sie? Ah? So sind Sie einer von der Polizei?«

»Richtig geraten! Ich gebe das zu, weil ich weiß, daß Sie schweigen werden. Sie haben es abgeschlagen, von dem Verbrecher Handgeld zu nehmen. Gut, so will ich einmal sehn, ob Sie auch mir einen ähnlichen Antrag ablehnen werden. Wollen Sie sich fünfhundert Mark verdienen?«

»Fünf ... hundert Mark? Die soll ich mir verdienen? Schneit es denn plötzlich Geld? Oder ist Hohenthal verrückt geworden? – Ich glaube, ich träume das alles nur!«

»Nicht doch«, belehrte ihn Arndt. »Ich sagte schon, daß ich das Buschgespenst fangen will; aber nicht nur den Anführer der Pascher, sondern auch alle seine Spießgesellen. Wenn Sie mir dabei helfen und wir haben Erfolg, zahle ich Ihnen eine Belohnung von fünfhundert Mark.«

Eduard ließ einen tiefen Seufzer hören.

»Ich möchte schon mittun, aber ich fürchte, ich werde die fünfhundert Mark nie verdienen.«

»Warum nicht?«

»Herr, ich bitte Sie, wer nimmt es mit dem Buschgespenst auf?«

»Ach was, Gespenst! Der Kerl, der Sie im Wald anhielt, war ein Mensch von Fleisch

und Blut. Es gibt keine Gespenster.«

»Seit meiner Begegnung mit dem Buschgespenst sind mir auch Zweifel gekommen, daß es ein Geist ist. Doch wird der Schurke wohl kaum zu fassen sein.«

»Wir werden sehn. Die Hauptsache ist jetzt, daß Sie sich mir als Helfer verpflichten.«

»Mit Freuden!«

»Gut, abgemacht! Damit Sie sich nicht anderweit zu binden brauchen und immer zu meiner Verfügung sein können, werde ich Ihnen jede Woche dreißig Mark auszahlen.«

»Dreißig? – Wöchentlich?«

»Ja, dreißig Mark!«

»Dreißig Mark?« wiederholte Eduard ungläubig. Eine solche Summe für sieben Tage erschien ihm märchenhaft hoch. »Was habe ich denn dafür zu tun?«

»Zunächst nichts. Überlegen Sie sich, wie wir etwas über das Buschgespenst erfahren können. Wir müssen vor allem wissen, wer der geheimnisvolle Schutzgeist der Pascher ist. Sobald Sie einen guten Gedanken haben, kommen Sie zu mir in die Försterei.«

»Darf der Förster davon wissen?«

»Er ja, sonst keiner! Ich habe vorläufig nur in der Stadt noch einen Vertrauensmann. Verschwiegenheit, das ist die erste Bedingung, die ich stelle. Reden Sie mit dem Förster über die geheimen Abmachungen, die wir getroffen haben, damit ich hier in der Gegend unerkant bleibe, während es notwendig ist, daß wir untereinander uns jederzeit hinter die Maske schauen. Diese Abmachungen gelten auch für Sie. Und sodann suchen Sie zu erfahren, wessen Name hier im Ort mit den Buchstaben M. und T. beginnt.«

»Steht das im Zusammenhang mit dem Buschgespenst?«

»Ja. Weiter verlange ich in allen Angelegenheiten unbedingte Aufrichtigkeit von Ihnen.«

»Darauf können Sie sich verlassen«, beteuerte Eduard, und in seinem Eifer kam dem gutherzigen Burschen ein Einfall.
»Dafür will ich Ihnen sogleich einen Beweis liefern. Ich will Ihnen verraten, daß ich am Dienstag zum – Maskenball gehen muß.«

»Zum Maskenball?« fragte Arndt verwundert. »Und Sie müssen? Warum müssen Sie?«

»Um – um – um einem Mädchen zu helfen.«

»Ah! Sieh da! Es handelt sich wohl um Ihre Nachbarin Angelika Hofmann? Förster Wunderlich hat mir von dem hübschen Mädchen erzählt, und jener Halunke da draußen nannte ja auch ihren Namen.«

»Ja. Sie ist zum Ball eingeladen. Das ›Kasino‹ aus der Nachbarstadt veranstaltet nämlich übermorgen in der Schenke ein Maskenfest. Ein Mitglied, das seinen Namen nicht verriet, hat Engelchen – ich meine Angelika Hofmann – dazu aufgefordert und ihr sogar ein italienisches Kostüm geschickt.«

»Ich verstehe«, lächelte Arndt. »Sie haben das Engelchen gern. Die Sache gefällt Ihnen nicht, denn Sie sind nicht dabei. Der andre könnte Ihnen da ins Gehege kommen. Na ja, wenn wir ehrlich miteinander reden wollen, dürfen wir kein Blatt vor den Mund nehmen. Nun wollen Sie sich als Maske bei dem Fest einschmuggeln, um – na, sagen wir – das Engelchen zu beschützen.«

Eduard senkte den Kopf. Er schämte sich ein wenig.

»Ja, so ist es.«

»Ich will mich nicht in Ihre Herzensangelegenheiten drängen«, fuhr

Arndt fort, da Eduard seinem Blick auswich. »Tun Sie nur, was Ihnen Herz und Verstand eingeben – hören Sie? Nicht allein Ihr Herz, sondern auch Ihr Verstand! Hier haben Sie die dreißig Mark für die erste Woche, und hier sind noch fünf für den Maskenball! – Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen und guten Erfolg!«

Er drückte ihm das Geld in die Hand und entzog sich schnell allen Dankesäußerungen.

5. Die blaue Brille

Im ›Goldenen Ochsen‹, dem besten Wirtshaus der benachbarten Kreisstadt, kehrte um die Mittagszeit des nächsten Tages ein Gast ein, aus dem Herr Binder, der Wirt, nicht recht klug wurde. Man vermochte nicht zu unterscheiden, ob jener noch ein junger Mensch oder schon ein bejahrter Herr war. Er trug einen dunklen Mantel, dunklen Anzug und eine blaue Brille, die ihm das Aussehn eines Gelehrten gab.

Da sonst niemand in der Gaststube war, begann der Wirt ein Gespräch mit dem Unbekannten.

»Sie sind fremd hier?« fragte er so nebenbei. »Darf man erfahren, woher Sie kommen?«

»Von dorthier!«

Die blaue Brille deutete mit dem Daumen über die Schulter; das hieß: von jenseits der Grenze.

Der Wirt kniff das rechte Auge ein und blinzelte den Gast ein Weilchen an.

»In Geschäften?«

»Möglich.«

»Bedeutend?«

Der Fremde zuckte die Schultern.

»Je nachdem es ausfällt!«

»Das heißt, es ist mit dem Geschäft noch ungewiß?«

»Ganz recht.«

»Das klingt ja fast so, als ob Sie schmuggeln wollten. Herr!« lachte der Wirt.

»Und Sie tun fast so, als ob das Schmuggeln ein todeswürdiges Verbrechen wäre«, trumpfte der Gast auf.

Wieder kniff der Wirt das rechte Auge ein. So sah er aus wie ein alter Pfiffikus, der mehr weiß, als er sagen will. Fast konnte man meinen, die Pascherei sei ihm kein fremdes Handwerk. In Wahrheit lagen die Dinge anders.

Gestern hatte ihm nämlich sein Bruder, der in der Hauptstadt bei der Kriminalpolizei angestellt war, in einem eingeschriebenen Brief mitgeteilt, ein ›Geheimer‹ werde kommen, um nach dem Buschgespenst zu forschen; er solle ihn unterstützen. Der behäbige Wirt hatte lange hin und her gegrübelt, wie er das anfangen könnte, aber es war ihm keine Erleuchtung gekommen. Der ›Geheime‹ hatte sich bis zur Stunde noch nicht gemeldet. Dafür schneite ihm nun dieser Mensch ins Haus, der offenbar mit den Paschern ein Geschäft machen wollte. Herr Binder war nicht auf den Kopf gefallen. Kaum hatte er die Absicht des

Fremden mit der blauen Brille
herausgeföhlt, als er auch schon einen Plan
fertig hatte, wie er ihn als Lockvogel
gebrauchen könnte, um das Buschgespenst
auf den Leim zu führen.

»Nun, haben Sie keine Sorge!«
schmunzelte er. »In den zehn Geboten steht
meines Wissens nichts vom Schmuggeln.«

»Sie scheinen ein heller Kopf zu sein, Herr
Wirt!«

»Und Sie können mit mir offen reden, wie
Ihnen ums Herz ist.«

»So?« fragte die blaue Brille zögernd.

Der Wirt faltete gemütlich die dicken
Hände auf dem Tisch. Sein Ton wurde
immer vertraulicher.

»Ich will Ihnen was sagen, Herr! Anfangs
hielt ich Sie für einen Gelehrten oder
dergleichen. Jetzt weiß ich, woran ich mit
Ihnen bin. Wir Leute hier an der Grenze

haben unsre eignen Anschauungen über – über gewisse Dinge. Sie können also beruhigt sein. Der, an den Sie sich wenden wollen, ist ein zuverlässiger Mann.«

Der Fremde schien aber doch nicht recht zu trauen. Er machte ein abweisendes Gesicht.

»Ich verstehe Sie nicht«, sagte er kühl.
»Besser, wir reden von etwas anderm.«

»Ganz nach Belieben«, brummte der Wirt,
»und nichts für ungut! – Wie gefällt es Ihnen hier bei uns?«

»Nicht übel. Nur – die Gegend scheint unsicher und verrufen zu sein. Schon auf der Fahrt hierher hörte ich, von einer Art Landplage, die ...«

»Ach, Sie meinen das Buschgespenst?«

»Ja. Man kann ins Gespräch kommen, mit wem man will – immer reden die Leute vom Buschgespenst.«

»Sie haben wohl noch nie etwas mit ihm zu tun gehabt?«

»Ich? Wieso?«

»Nun, Sie sind doch Kaufmann?« lautete die Gegenfrage des pfiffigen Wirts. »Und Sie machen gewiß Geschäfte über die Grenze hinüber und herüber?«

»Die – die möchte ich erst machen«, kam es zögernd zurück.

»Na endlich ein offenes Wort! Wenn Sie nämlich gar so vorsichtig sind, mein Lieber, dann werden Sie nie erfahren, was Sie wissen wollen.«

»Was wäre denn das Ihrer Meinung nach?«

Der Wirt rückte vertraulich an den fremden Gast heran, sah ihm blinzelnd von der Seite her ins Gesicht und dämpfte behutsam seine Stimme.

»Sie wollen in Erfahrung bringen, wer hier das Buschgespenst spielt, und wo der

Betreffende zu finden ist. Sie möchten mit ihm in Geschäftsverbindung treten. Nur wagen Sie es nicht recht, Farbe zu bekennen, weil Sie nicht wissen, wie weit Sie mir über den Weg trauen dürfen. Ist es so oder nicht?«

Die letzte Frage klang sehr siegesbewußt, und der Fremde streckte davor die Waffen.

»Ich will einmal alles auf eine Karte setzen«, gestand er, »und zugeben, daß Sie recht haben. Nun müssen aber auch Sie offen Farbe bekennen und mir vor allen Dingen einen Beweis dafür liefern, daß Sie wirklich Verbindungen zum Buschgespenst haben. Also, wie steht es?«

Der Wirt zog bedeutsam die Brauen hoch.

»Sie werden noch staunen, lieber Herr, über was für prächtige Beziehungen ich verfüge. Bei mir sind Sie gerade an den richtigen Mann gekommen. Sie haben da entweder eine gute Nase gehabt, oder man hat Ihnen einen Wink gegeben. Nein, nein, lassen Sie

nur! Ich will gar nichts Näheres wissen. Die Hauptsache ist, daß Sie nun auch wirklich Vertrauen zu mir haben und mir über Ihre Angelegenheit reinen Wein einschenken. Ich habe da einige Fragen.«

»Heraus damit!« rief der Fremde beinahe übermütig. Ihm schien plötzlich der Mut mächtig gewachsen zu sein. »Was wollen Sie wissen?«

»Soll die Ware herüber oder hinüber?«

»Hinüber.«

»Gut. Ist es viel?«

»Was heißt viel? Jedenfalls ist die Sendung kostbar.«

»Dann wäre es allerdings nötig, daß Sie möglichst gleich mit dem zuständigen Mann selber sprechen.«

»Das will ich ja. Sie brauchen mir nur zu sagen ...«

»Halt! Nur nicht so hastig! Sie denken sich die Sache einfacher, als sie ist. Das Buschgespenst ...«

»Unsinn!« fiel der Fremde dem Wirt in die Rede. »Wir beide brauchen einander doch nichts mehr vorzumachen. An das Buschgespenst mögen die Kinder und die alten Weiber glauben. Wir sind uns doch klar darüber, daß hinter diesem Popanz ganz einfach ein verwegener Kerl steckt, der Anführer der Schmugglerbande.«

»Na ja«, dehnte der Wirt. »Das mag sein, aber damit kommen wir immer noch nicht weiter. Niemand weiß, wer dieser Mann ist.«

»Das wäre doch sonderbar.«

»Sonderbar oder nicht, es ist so. Das Gesicht des Anführers hat noch keiner gesehen.«

»Darauf lege ich auch gar keinen Wert. Nur sprechen will ich ihn. Führen Sie mich zu

ihm!«

»Und Sie meinen, daß ich es mit Ihnen wirklich versuchen darf?«

»Sie alle werden mit mir die denkbar besten Geschäfte machen«, spreizte sich der Fremde, der jetzt merklich jede Vorsicht fallen ließ.

Ein undeutliches Knurren antwortete ihm. Die massige Gestalt des Wirts hockte tief nachdenklich auf dem Stuhl.

»Also?« drängte der Mann mit der blauen Brille.

»Sie sagen«, begann der Wirt zögernd, »die Sendung sei kostbar. Wie hoch ist der Wert?«

»Zunächst fünftausend Mark.«

»Hm! Der Mann, der Sie meldet, muß für Sie bürgen. Er muß Sie entweder selber kennen, also Ihren Namen wissen, oder Sie

müssen, wenn Sie sich weiterhin in Dunkel hüllen wollen, Sicherheit leisten.«

»Wieviel wäre das?«

»Der zehnte Teil der ersten Sendung, also fünfhundert Mark.«

»Ich höre, Sie sind genau unterrichtet, Herr Wirt. Übernehmen Sie es, mich zu melden?«

»Wollen Sie mir Ihren Namen sagen?«

»Nein, ich ziehe vor, die fünfhundert Mark zu hinterlegen. Natürlich aber müssen Sie mir zunächst beweisen, daß Sie wirklich ein Eingeweihter sind.«

»Das ist recht und billig.«

»Dann bitte!«

»Oho, nicht so eilig!« dämpfte der Wirt den Eifer seines Gastes. »Auch ich muß mich sichern. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen: Kommen Sie heut nacht Punkt

zwölf Uhr zur letzten Scheune an der Bergstraße. Nachdem Sie mir dort die bewußte Summe ausgehändigt haben, werde ich Sie zum Buschgespenst bringen.«

»Sagen wir, zu dem Anführer der Schmuggler! Er ist dann in der Nähe?«

»Ich werde ihn benachrichtigen.«

»Und wann erhalte ich das Geld zurück?«

»Sobald Ihre Sendung in unsern Händen ist.«

Die blaue Brille trank den Rest des Bieres aus und erhob sich.

»So sind wir einig?«

»Einig!« nickte der Wirt.

»Und – verschwiegen?«

»Ist Ehrensache.«

Der Fremde lächelte.

»Ist vor allem einfachstes Gebot der Klugheit auf beiden Seiten. Wir kennen einander jetzt, und Sie wissen: vor dem Richter ist der Hehler so gut wie der Stehler, in diesem Fall wie der Pascher.«

Die beiden tauschten einen Händedruck, dann zahlte der Mann mit der blauen Brille, stand auf und verließ gemächlich das Gastzimmer.

Auch der Wirt stand auf. Er schritt vergnügt in der Stube auf und ab.

»Das nenne ich eine glatte Sache«, kicherte er vor sich hin. »Das kam mir sehr gelegen.«

Er schnipste mit den Fingern. Jetzt war er gerüstet, jetzt mochte der ›Geheime‹ kommen.

Er hatte diesen Gedanken kaum ausgedacht, als sich die Tür abermals öffnete.

Wieder trat ein Fremder ein. Er trug einen grauen Anzug, und unter der grauen Wintermütze leuchtete blondes Haar hervor. Den Überzieher hatte er nur umgehängt.

Der Wirt begrüßte höflich und tat die übliche Frage.

»Womit kann ich dienen?«

»Bitte, ein Glas Grog«, antwortete der Fremde mit tiefer Stimme; er hängte Überzieher und Mütze an einen Haken, strich sich den blonden Schnurrbart und ließ sich am nächsten Tisch nieder.

Binder ging hinaus und brachte nach kurzer Zeit den Grog. Der Gast kostete behaglich das heiße Getränk und nickte zufrieden.

»Ist heut vielleicht ein Mann mit schwarzem Anzug und blauer Brille bei Ihnen gewesen?« fragte er dann wie beiläufig.

»Allerdings, mein Herr.«

»Er hatte etwa meine Gestalt und beinahe das Aussehn eines Lehrers oder eines Gelehrten, nicht wahr? Was wollte er hier?«

Der Wirt stutzte und beschloß, vorsichtig zu sein.

»Er trank ein Glas Bier.«

»Sonst wollte er nichts?«

»Nein.«

»Mein Herr, Sie lügen!«

Binder erschrak. Er trat einen Schritt zurück und betrachtete mißtrauisch den blonden Fremden, der sich nur mit seinem Grog zu beschäftigen schien und mit dem Löffel darin herumrührte.

»Wie – wie kommen Sie zu dieser Beschuldigung?« versuchte der Wirt aufzumucken.

»Weil dieser Mann Ihnen mitgeteilt hat, daß er ein Geschäft in Höhe von fünftausend

Mark mit dem Buschgespenst machen möchte. Ist es nicht so?«

Jetzt konnte Binder seinen Schreck kaum noch verbergen.

»Wie? – Was?« stotterte er. »Ich – ich weiß kein Wort davon.«

»Nun, so werde ich mich bei dem Betreffenden selber erkundigen.«

Der Blonde war plötzlich recht ungemütlich geworden. Er warf das Geld für seine Zeche auf den Tisch, ließ aber den Grog stehn, griff nach Überrock und Mütze und entfernte sich, ohne dem Wirt noch einen Blick zu schenken.

Verdutzt stand Binder mitten in der Stube. Was sollte das alles bedeuten? War der zweite Gast ein Bekannter des ersten oder ...?

Er dachte den Gedanken nicht zu Ende. Fürs erste schien es ihm wichtiger, zu

erfahren, wohin der Fremde ging. Darum eilte er zur Tür. Hier aber prallte er mit einem zusammen, der wie toll von draußen hereingestürmt kam; es war der Kaufmann mit der blauen Brille.

»Ah, Sie?« fragte der Wirt betreten.
»Weshalb kommen Sie zurück?«

»Weil ich etwas vergessen habe. Ich wollte Ihnen nur sagen, es wird ein Herr nach mir fragen. Er ist blond, trägt grauen Anzug und schwarzen Überzieher.«

»Donner noch einmal, der war schon hier! Eben ist er fort, in dieser Minute!«

»Da muß ich ihm gleich nach. Guten Tag!«

»Halt, mein Herr, halt! Nicht so hastig! Wenn der andre nun inzwischen wiederkommt? Was soll ich ihm sagen?«

»Daß er sich den Teufel um mich zu kümmern hat!«

Mit diesen Worten schlug der Davoneilende die Tür hinter sich zu.

»Den Teufel um ihn kümmern«, brummte der Wirt. »Gute Freunde sind die beiden auf keinen Fall.«

Er trat vor das Haustor und blickte nach links, dann nach rechts; dort verschwand eben etwas um die Ecke, doch vermochte er nicht festzustellen, ob es der Gast mit der blauen Brille war.

»Der muß aber gelaufen sein, daß er schon um die Ecke ist!« murmelte Binder vor sich hin.

Ärgerlich kehrte er ins Gastzimmer zurück. Da stand noch der gute Grog, woran der Fremde kaum genippt hatte. Schade darum! Der Wirt beschloß, ihn nicht umkommen zu lassen.

Er betrachtete die gelbe Flüssigkeit im Glas mit Kennerblicken und führte sie zum Mund.

»Halt! Was fällt Ihnen ein?« klang es in diesem Augenblick hinter ihm.

Verdutzt wandte er sich um. Und fast wäre ihm das Glas aus der Hand gefallen, denn dort an der Tür stand – der Blonde.

»Ich denke, Sie sind fort?« rief der Wirt.

»Wie Sie sehn, bin ich wieder hier.«

»Ich war ja eben draußen; da hätte ich Sie doch kommen sehn müssen.«

»Wer weiß, wohin Sie geguckt haben. Aber, sagen Sie, war nicht der Schwarze mit der blauen Brille wieder da?«

»Ja, eben.«

»So? Und was sagte er?«

»Sie hätten sich den Teufel um ihn zu kümmern!«

»Was? Na, dem will ich Anstand beibringen. Wohin ist er denn?«

»Ich glaube, nach rechts.«

»Danke.«

Er stürzte hinaus. Der Wirt schüttelte hinter ihm drein den Kopf. Doch dann raffte er sich auf. Diesmal wollte er wissen, wohin der seltsame Mensch lief.

Aber als er das Tor erreichte, war, grad wie vorher, niemand auf der Straße zu entdecken.

»Verflixt – hat der Kerl Beine gemacht!
Oder ich muß kurzsichtig geworden sein!«
brummte der Wirt vor sich hin.

Er kehrte in die Stube zurück. Doch die Tür hatte sich kaum hinter ihm geschlossen, als die blaue Brille wieder eintrat.

»Nun, haben Sie inzwischen meinen Wunsch an den blonden Herrn weitergeben können?« fragte er lächelnd.

Der Wirt zitterte plötzlich am ganzen Körper.

»Herr«, sagte er mit unsicherer Stimme, »ich weiß nicht mehr, wo mir der Kopf steht. Lassen Sie sich einmal anfassen! Ich muß mich überzeugen, ob Sie ein Mensch aus Fleisch und Blut sind.« Er packte den Fremden beim Arm und atmete auf. »Ja, Gott sei Dank! Es hat seine Richtigkeit. Ich bin wenigstens nicht verrückt.«

Die blaue Brille machte sich lachend von ihm frei.

»Aber ich glaube, ganz richtig ists bei Ihnen da oben doch nicht mehr.«

»Bei einer solchen Komödie mag der Teufel seinen Verstand behalten!« murmelte der Wirt wie gebrochen. »Ich kann nicht mehr. – Da fragt immer einer nach dem andern, und diese Schafsköpfe mußten doch noch in der Tür mit den Schädeln zusammenstoßen!«

»Ich werde jetzt hierbleiben, bis der Schuft wiederkommt«, erklärte der Fremde, indem

er vollends ins Zimmer trat und die Tür hinter sich schloß.

»Ja, tun Sie mir den Gefallen! Ich weiß sonst wirklich nicht mehr, ob ich noch der Wirt ›Zum Goldenen Ochsen‹ bin oder ...«

»... oder dieser Ochse selber!« lachte die blaue Brille. »Na, Spaß beiseite, Herr Wirt! Beruhigen Sie sich und geben Sie mir noch ein Bier!«

Als Binder diesem Wunsch nachgekommen war, ließ er sich mit einem Seufzer neben dem Gast auf einen Stuhl fallen, daß es krachte.

»Kennen Sie denn den Blonden?« fragte er unsicher.

»Hm! Eigentlich sollte ich's nicht verraten; aber da er Ihnen so übel mitgespielt hat, will ich's Ihnen sagen: er ist Polizist.«

Der Wirt machte große Augen. Ihm dämmerte eine böse Ahnung.

»Polizist?« wiederholte er. »Wohl gar ein Geheimer? – Wie heißt er denn?«

»Arndt, glaube ich.«

»Arndt?« schrie der Wirt auf und bekam wieder das Zittern.

Arndt! Das war doch der Mann, den ihm sein Bruder angemeldet hatte ...

»Ja«, fuhr inzwischen der Fremde in seinen Enthüllungen über den Blonden fort. »Er wird, wie man hört, bei dem alten Förster Wunderlich wohnen.«

»Sonderbar.«

»Sonderbar?« fragte die blaue Brille.
»Weshalb?«

»Ich – ich meinte nur so.«

Unter der blauen Brille hervor zuckte ein mißtrauischer Blick.

»Kennen Sie diesen Arndt vielleicht?«

»Durchaus nicht«, widersprach der Wirt in schlecht gespielter Treuherzigkeit.

»Na, dann hüten Sie sich vor ihm!«

»Hüten? Ich? Wieso?«

»Weil Sie ein Eingeweihter sind. Er kommt, um das Buschgespenst und seine Helfershelfer ...«

Der Fremde beschrieb mit dem Zeigefinger einen Kreis um den Hals und wies dann zur Decke.

Dem guten Binder wurde es schwül und schwüler. Die Gedanken kamen und gingen in seinem Kopf und bildeten dabei ein wirres Durcheinander.

Wenn der Blonde der angekündigte Detektiv war, der das Buschgespenst samt den Paschern fangen wollte, dann war er natürlich auch dem Mann mit der blauen Brille schon auf der Spur. Dieser Mann aber war seinerseits schon wieder gewarnt. Er

würde sich hüten, in irgendeine Falle zu
gehn, auch in die, auf deren Herrichtung
der Wirt des ›Goldenen Ochsen‹ ein paar
kurze Minuten lang so stolz gewesen war.
Dann hatte Binder mit all seiner Pfiffigkeit
weiter nichts erreicht, als daß er sich in
Gefahr gebracht hatte, von den
Schmugglern als Spitzel durchschaut zu
werden und ihre Rachsucht auf sich zu
lenken.

Um seine Verlegenheit zu verbergen,
wandte er sich der Uhr zu, die
stehengeblieben war. »Ah, die Uhr!« sagte er
ganz unvermittelt, stieg auf einen Stuhl und
begann sie aufzuziehn. Dieser
Beschäftigung gab er sich so andächtig hin,
daß er nicht bemerkte, wie sich die blaue
Brille indes hinter seinem Rücken mit Rock
und Bart zu schaffen machte und auch die
Mütze wendete. Dann fuhr sich der Fremde
mit einem Läppchen einige Male übers
Gesicht. Das alles geschah mit einer
bewundernswerten Schnelligkeit, ohne daß
der Mann dabei das Gespräch einschlafen
ließ.

»Sie meinen also nicht, daß ihm das gelingt?« fragte er leichthin.

»Auf keinen Fall!« versicherte Binder.

»Es wäre auch jammerschade um unser Fünftausendmarkgeschäft.«

Der Wirt zog andächtig an der einen Gewichtskette.

»Ich werde ihn schon irreleiten.«

»Tun Sie das, mein Lieber! Es wird Ihnen wohl nicht schwer werden; Sie sind ein Pffiffikus, und er hat ein ziemlich dummes Gesicht.«

Nun ließ der Wirt auch das andre Gewicht in die Höhe schnurren und stieß behutsam und liebevoll den Pendel an. Dabei schwatzte er wacker drauf zu.

»Ja, er ist schwerlich der rechte Mann, hier etwas auszurichten. Wer das Buschgespenst fangen will, der muß früh aufstehn. Ich bin neugierig, ob er wiederkommen wird. Mir

liegt nichts daran. Er ist ein Dummkopf,
und außerdem habe ich Polizisten
überhaupt nicht gern im Haus. Dieser
Einfaltspinsel mag bleiben, wo der Pfeffer
wächst. – So, da geht der alte
Klapperkasten wieder, und nun wollen wir
–«

Er war vom Stuhl herabgestiegen und hatte
sich umgedreht. Sogleich zog er ein
unbeschreibliches Gesicht. Er stand wie
erstarrt mit offenem Mund, denn der Mann,
der da vor ihm beim Bier saß, war nicht
mehr der Schwarze mit der blauen Brille,
sondern der ›Dummkopf‹, der
›Einfaltspinsel‹ – der Blonde.

»War er inzwischen wieder da?« fragte der
neue Gast so freundlich, als ob er sich eben
erst niedergesetzt hätte.

Seine Stimme klang ganz anders als die des
Mannes mit der blauen Brille.

»We – we – wer denn?« stammelte der
Wirt.

»Nun, der Schwarze«, lächelte der Blonde scheinbar ganz arglos.

»Der sa – saß doch grad jetzt noch hi – hi – hi ...«

»Haben Sie bald ausgehihit?« fragte der Gast geduldig. »Ich kann noch warten.«

»I – i – ich weiß nicht mehr, woran ich bin.«

»Das ist allerdings schlimm. Das ist ein böses Zeichen von Gedächtnisschwund und Altersschwäche. Zum Glück kann ich Ihnen auf die Sprünge helfen: Sie sind Herr Binder, der Wirt des ›Goldenen Ochsen‹, und haben einen Bruder in der Hauptstadt bei der Kriminalpolizei. Setzen Sie sich her! – So! – Und nun sagen Sie mir, ob Sie in letzter Zeit vielleicht einen Brief von Ihrem Bruder erhalten haben!«

Der Wirt vom ›Goldenen Ochsen‹ holte tief Atem. Er wußte nun, daß er den erwarteten

Detektiv vor sich hatte, und streckte die Waffen.

»Ja, das stimmt.«

»Was stand denn in dem Brief?« ging das Verhör weiter.

»Da Sie doch schon alles wissen, kann ich's ja sagen: ein Geheimpolizist Arndt aus der Hauptstadt würde beim Förster Wunderlich absteigen und auch mich besuchen. Ich soll ihm allen Vorschub leisten.«

»Dieser Mann bin ich, mein lieber Herr Binder.«

»Das habe ich nun gemerkt. Überdies sprach der Schwarze mit der blauen Brille davon. Der ist ein ganz gefährlicher Bursche; der will doch paschen.«

»Er will nicht, er tut nur so, um das Buschgespenst ausfindig zu machen.«

Jetzt endlich kniff der ehrwürdige Wirt zum ›Goldenen Ochsen‹ wieder einmal das eine

Auge ein, denn jetzt kam ihm eine Erleuchtung.

»Ah, nun geht mir ein Licht auf!« rief er.

»Sie sind wohl gar Kollegen?«

»Noch mehr als das.«

»Und ich dachte, er wollte wirklich paschen und habe ihm, um ihn dumm zu machen, einen gewaltigen Bären aufgebunden!«

»Das schadet nichts. Nur brauchten Sie ihm nicht grad zu sagen, daß ich ein Dummkopf und ein Einfaltspinsel sei.«

Der Wirt wehrte mit beiden Händen ab.

»Es war nicht so gemeint, Herr! Sie dürfen mir das nicht übelnehmen. – Sagen Sie mir lieber, wo Ihr Kollege geblieben ist?«

»Hier in meinem Anzug steckt er. Passen Sie auf!«

Arndt schlug die Schöße des Überrocks ein, zog ihn an, tat einen Griff an den Gürtel,

und sofort gingen zwei schwarze Hosenbeine nieder; dann vertauschte er den blonden Schopf mit einem schwarzen, setzte eine blaue Brille auf, wendete die Mütze, und – der Schwarze stand vor dem Wirt. Sogar die Gesichtszüge schienen andre geworden zu sein.

Binder verfolgte diese Verwandlung mit Staunen und Freude zugleich. Jetzt hatte er sein seelisches Gleichgewicht wiedergefunden.

»Wer läßt sich so etwas träumen?« rief er begeistert. »Zwei Männer und doch einundderselbe! Auf diese Weise allerdings – ja, da kann man auch einen Pfiffikus täuschen! Aber wie erklärt sich nun das: ich bin Ihnen doch nachgelaufen und habe Sie nicht auf der Straße gesehn?«

»Ich bin gar nicht auf die Straße gekommen. Ich war immer nur in Ihrer Küche.«

»In der Küche? Dort stecken doch meine Frau, mein Sohn und meine Tochter!«

»Gewiß. Die drei haben mir geholfen.«

»Was? – Die haben es gewußt?«

»So ist es. Als ich hier ankam, waren Sie nicht zu Haus; daher stellte ich mich zunächst den Ihrigen vor. Die Verkleidung unternahm ich nur, um mich zu überzeugen, ob auch Ihre scharfen Augen und Ihr heller Kopf nicht hinter meine Schliche kämen.«

»Meine scharfen Augen und mein heller Kopf!« wiederholte der Wirt und kraulte sich hinter den Ohren.

»Na, lassen Sie's gut sein – setzen Sie sich wieder zu mir! Ich freue mich, daß wir allein sind. Wir können doch ungestört sprechen?«

»Ganz ohne Sorgen. Jetzt kommen keine Gäste.«

»Ihr Bruder hat mich zu Ihnen geschickt in der Überzeugung, daß Sie uns nützlich sein können.«

»Sie sollen nicht enttäuscht werden. Ich weiß zwar noch nicht genau, worum es sich handelt, wenn Sie aber wirklich das Buschgespenst fangen wollen, so bin ich dabei. Nur muß ich Ihnen doch sagen: das ist sehr schwer und sehr gefährlich.«

»Um so schöner der Erfolg, mein lieber Binder! Mit dem Buschgespenst muß und wird es in Kürze ein Ende haben.

»Und was soll ich dabei tun?«

»Einstweilen noch nichts Bestimmtes. Ich brauche nur allenthalben, bald hier, bald da, einen Menschen, auf den Verlaß ist. Dabei hatte ich an Sie gedacht.«

»Freut mich«, versicherte der Wirt, »freut mich sehr.«

»Und weiter möchte ich wissen, ob ich, wenn es sich nötig machen sollte, jederzeit bei Ihnen unterkommen kann.«

»Ei versteht sich! Ein Fremdenzimmer ist stets frei.«

»Recht so«, nickte Arndt. »Das wäre einstweilen das Wichtigste. – Und jetzt muß ich aufbrechen. In einiger Zeit bin ich wieder da. Es würde mir lieb sein, wenn dann das Zimmer bereit wäre. In Verkleidung werde ich mich stets unauffällig als ›der Fremde‹ zu erkennen geben.«

Mit festem Händedruck verabschiedete er sich – und jetzt endlich konnte ihn der Wirt über die Straße schreiten sehn.

6. Botschaft in geheimer Schrift

Mehrere Stunden später betrat ein Mann mit rotem Haar und rotem Vollbart die Gaststube im ›Goldenen Ochsen‹. Er trug die übliche Kleidung der Gebirgsbewohner, machte aber doch nicht den Eindruck, als ob er ein einfacher Arbeiter wäre. Er gab dem Wirt einen Wink, ihm zu folgen, und so traten sie miteinander hinter die offene Kellertür.

»Was wünschen Sie, Herr?« fragte der Wirt.

»Der Fremde!« klang es leise zurück.

»Zum Teufel, in wievielerlei Gestalten laufen Sie denn eigentlich in der Weltgeschichte umher?« staunte Binder.

»Doch Sie kommen mir grad recht. Ich habe Ihnen eine wichtige Mitteilung zu machen.«

»Wirklich? So bald schon? Solche Bundesgenossen kann ich gebrauchen. Also, was gibts?«

»Vor einer Stunde ungefähr waren zwei Männer da, die ich hier noch nie gesehen habe. Da ich durch Sie nun einmal mißtrauisch gemacht war, ließ ich die beiden in der Gaststube allein, stellte mich aber draußen hinter die Tür und horchte. Sie sprachen gedämpft, und ich verstand nur, daß von einer großen Eiche die Rede war, bei der sie sich Auskunft holen wollten. Vor vielleicht dreißig Minuten sind die beiden aufgebrochen.«

»Vor dreißig Minuten? Dann habe ich keine Zeit zu verlieren. Zu Fuß ist der Weg zu weit. Kann man hier nicht irgendwo ein Pferd auftreiben?«

»Hm! Einen alten Klepper könnte ich Ihnen geben. Wollen Sie etwa reiten?«

»Gewiß.«

»O weh, das ist gewagt! Der Braune hat seit Jahr und Tag keinen Menschen auf dem Rücken gehabt.«

»Tut nichts, werde schon mit ihm fertig werden. Ich muß schnell heim und darf nichts unversucht lassen. Den Gaul bringe oder schicke ich morgen wieder.«

»Ist schon gut«, meinte der Wirt und eilte davon.

»Wenige Minuten später trieb Arndt den Klepper zur Stadt hinaus in den dämmernden Abend.

Als er Dorf Hohenthal fast erreicht hatte, bog er ab; er wollte sich so im Ort nicht blicken lassen, um kein Aufsehn zu erregen. Dann lenkte er wieder in die Straße zum Forsthaus ein. Hier erblickte er nach kurzer Zeit vor sich einen Mann, den er bald einholte. Er hielt das Pferd an.

»Ah! Sie sind es!« rief er. »Guten Abend!«

Eduard Hauser musterte erstaunt Reiter und Pferd.

»Guten Abend!« gab er den Gruß zurück.
»Womit kann ich dienen?«

»Dienen? Ach so! Sie kennen mich nicht.«
Arndt fuhr sich mit der rechten Hand vom linken zum rechten Ohr. »Ich bin ...«

»Ah! Jetzt habe ich Sie freilich nicht erkannt. Gut, daß ich Sie treffe. Ich bin auf dem Weg zu Ihnen.«

»Zu mir? So haben Sie etwas Wichtiges zu berichten?«

Der junge Hauser nickte eifrig.

»Ob ich recht habe oder nicht, kann ich ja nicht sagen, aber ich glaube fast, eine bedeutsame Entdeckung gemacht zu haben, die ...«

Arndt unterbrach ihn.

»Warten Sie! Ich merke schon, hier ist eine längere Besprechung nötig. Eigentlich habe ich ja nicht viel Zeit, weil ich schleunigst nach dem Forsthaus muß. Aber ich werde trotzdem absteigen und ...«

Jetzt war es Eduard, der dem andern ins Wort fiel.

»Nicht doch! Reiten Sie nur im Schritt weiter! Es kann sogar schon ein ganz kräftiger Schritt sein. Ich habe eine gesunde Lunge und laufe nebenher. So verlieren Sie keine Zeit und können doch anhören, was ich Ihnen zu sagen habe.«

»Einverstanden«, nickte Arndt. »Vorwärts also! Und nun erzählen Sie!«

Eduard hielt sich mit der rechten Hand leicht am Zaumzeug des Gauls fest und stapfte so wacker neben dem Reiter her dem Wald zu. Dabei erstattete er ausführlich Bericht.

»Sie müssen wissen, daß ich heute leichtsinnig gewesen bin und in der Schenke ein Bier getrunken habe.«

»Oho!« lächelte Arndt.

»Ja, das habe ich getan, aber ich hatte meine guten Gründe dazu. Ein Bekannter des Vaters bat mich, dem Wirt etwas auszurichten. So bin ich in die Schenke gekommen. Es war am zeitigen Nachmittag. Und nun passen Sie auf! Als ich in die Gaststube trete, sitzen da zwei Männer, die ich nicht kenne. Sie sind bestimmt nicht aus dem Ort. Ich sehe sie mir oberflächlich an und denke bei mir: gefallen könnten dir die beiden eigentlich nicht! Da merke ich, daß mich der eine scharf mustert und sich dabei das Auge wischt. Das wäre mir noch nicht aufgefallen, aber dann machte es der andre genau so. Und dann ging plötzlich die Tür auf, und es erschienen noch ein paar Einheimische; die wischten sich auch das Auge. Da wurde ich stutzig.«

Arndt hörte dieser Erzählung aufmerksam zu und nickte vor sich hin.

»Ich muß Sie loben, Eduard Hauser. Sie haben eine gute Beobachtungsgabe. Jetzt vor allem eine Frage: Mit welcher Hand griffen die Leute nach welchem Auge?«

»Alle mit der rechten nach dem rechten.«

»Also ein geheimes Erkennungszeichen. Und nun weiter! Wer waren die Einheimischen, die hinzukamen?«

»Leute, über die man nicht gerade gut spricht im Ort.«

»Unterhielten sie sich mit den zwei Fremden?«

»Sie fingen ein Gespräch an und saßen dann alle an einem Tisch. Aber es wurde nichts Verdächtiges geredet. Ich habe eine ganze Weile zugehört. Zu diesem Zweck habe ich mir eben das Bier gekauft; ich wollte unauffällig bleiben können. Aber

dann mußte ich doch gehn. Sonst wäre der Wirt mißtrauisch geworden und die Einheimischen wohl auch. Man weiß doch, daß ich kein Geld habe, um mich in die Schenke zu setzen.«

»Und was haben Sie weiter getan?«
forschte Arndt. »Haben Sie sich etwa auf die Lauer gelegt, um zu sehn, was die Männer dann begannen?«

»Das wollte ich tun. Aber es dauerte mir schließlich zu lange. Und so bin ich auf einen andern Gedanken gekommen. Mir fiel die alte Eiche ein, bei der Ihrer Ansicht nach die Pascher geheime Zusammenkünfte abhalten. Der Förster Wunderlich hat mir davon erzählt, als ich ihn auf Ihr Geheiß nach dem Erkennungszeichen fragte. Ich konnte den Gedanken nicht loswerden, es gäbe da heute vielleicht ein Treffen der Schmuggler. Deshalb bin ich schleunigst heimgelaufen und habe mir ein Bettlaken geholt. Es steckt hier unter meiner Jacke. Und nun wollte ich zu Ihnen ins Forsthaus,

um Sie aufzufordern, mit mir den Männern nachzuspüren.«

»Das haben Sie alles ausgezeichnet gemacht«, erklärte Arndt. »Vor allem finde ich es großartig, daß Sie sogar an das Bettuch gedacht haben. Kommen Sie mit zum Forsthaus! Nachher beobachten wir draußen den Platz bei der Eiche. Oder – ich habe noch einen bessern Einfall. Ich reite allein heim und komme später nach. Sie aber gehn voraus zur Eiche. Trauen Sie es sich zu, sich dort unbemerkt anschleichen zu können?«

»An die Eiche, meinen Sie? Oh, das traue ich mir schon zu! Kein Mensch soll mich bemerken.«

»Nun, so wollen wir's versuchen. Gehn Sie also zur Eiche und beobachten Sie, was dort geschieht! Ich komme nach. Wenn ich mich recht entsinne, steht in unmittelbarer Nähe der Eiche eine große Tanne oder Fichte. Stimmt das?«

»Es ist eine Fichte.«

»Ihre untern Zweige sind sehr breit und dicht und hängen fast bis auf den Boden herab. Das gibt ein gutes Versteck für Sie. Aber seien Sie vorsichtig, daß Sie den Schnee nicht von den Zweigen schütteln!«

Arndt ritt davon. Als er am Forsthaus abstieg, trat der Förster aus der Tür, um sich den unerwarteten Reiter genauer zu betrachten.

Lachend fuhr Arndt mit der rechten Hand vom linken zum rechten Ohr.

»Ich bin's, Herr Vetter!«

»Alle Teufel! Sie? Wo haben Sie denn diese Mähre aufgetrieben?«

»Sie stammt aus dem ›Goldenen Ochsen‹. Kann sie hier Unterkunft finden?«

»Also ein Ochsen-Gaul! Ei, freilich! Ich werde ihn in den Stall bringen. Morgen früh mag ihn der Försterbursche in die Stadt

zurückbringen, wenn Sie ihn nicht mehr brauchen. Gehn Sie einstweilen in die warme Stube!«

»Danke. Ich muß gleich wieder fort. Lassen Sie mir, bitte, etwas zu essen auf meine Stube stellen, damit ich es bei der Rückkehr dort vorfinde!«

Der alte Wunderlich nickte zustimmend. Dann brachte er seinen Mund dicht an das Ohr des Geheimen.

»Vorsicht, Herr Vetter! Ein Grenzer war hier, ein junger Kerl, der zuweilen zu mir kommt. Er hat einen kleinen Narren an mir gefressen und weiß, daß ich dicht halte. Er sprach davon, daß es heut einen guten Fang geben würde.«

»Nannte er den Ort?«

»Den wußte er selber noch nicht; aber aus den Vorbereitungen schließt er, daß es sich um einen ›Finkenfang‹ handelt.«

»Ich verstehe. Der Mann wollte nicht plaudern und doch deutlich sein. Er spielte auf den Ort an, der so genannt wird. Na, wir werden sehn.«

Arndt eilte in sein Stübchen, legte seine Verkleidung ab, steckte alles Nötige zu sich und schlich auf Umwegen nach der Eiche. In ihrer Nähe kam ihm eine Gestalt entgegen, und er fand grad noch Zeit, sich hinter einem Baum zu verstecken; die Gestalt huschte vorüber. Nun setzte Arndt seinen Weg mit doppelter Vorsicht fort und gelangte endlich an die breitästige Fichte.

Er bückte sich unter die schneebeladenen Zweige.

»Hier bin ich«, hörte er die gedämpfte Stimme Eduard Hausers. »Kommen Sie her! Ich rücke zur Seite.«

So vorsichtig schlüpfte Franz Arndt in das Versteck, daß sich die Zweige fast überhaupt nicht bewegten; kaum ein Stäubchen der Schneelast fiel herab. Dann

lagen die beiden nebeneinander. Kein Mensch, selbst wenn er in nächster Nähe vorübergegangen wäre, hätte vermuten können, daß vier Augen und vier Ohren hier wachten.

»Unterwegs begegnete mir einer. War schon jemand hier?« fragte Arndt.

»Schon mehrere.«

»Haben Sie nicht den einen oder den andern erkannt?«

»Nicht einen. Die Männer waren alle dicht verhummt. Sie machten sich am Stamm der Eiche zu schaffen und brannten dabei Streichhölzer an.«

»Streichhölzer? Eine Unvorsichtigkeit, die man den Paschern eigentlich gar nicht zutrauen sollte! – Doch weiter! Was geschah dann?«

»Sie hielten etwas in der Hand, vermutlich ein Zettelchen, das sie lasen.«

»Es muß irgendeine Weisung enthalten haben. Wurde der Zettel mitgenommen?«

»Nein. Soviel ich beobachten konnte, haben sie ihn jeweils wieder an der alten Stelle versteckt.«

»Es muß also doch ein Loch im Stamm der Eiche sein! Ich habs nur nicht gefunden. Vielleicht ists mit einem Stück Rinde künstlich verschlossen. Wir werden nachher – doch halt! Still!«

Eine dunkle Gestalt kam durch den Schnee gestapft, trat an den Baum, langte mit der Hand hoch, zog sie wieder herab und brannte ein Streichholz an. Arndts scharfe Augen erkannten, daß der Mann jetzt einen Zettel in der Hand hielt, den er aufmerksam betrachtete. Dann erlosch das kleine Licht. Der Mann schien den Zettel wieder am alten Ort zu verbergen; schließlich ging er eilig davon.

»Haben Sie gut ausgepaßt?« fragte Arndt.

»Ja. Aber auch dieser Mann war nicht zu erkennen. Dafür weiß ich jetzt, in welcher Höhe sich das Versteck befindet. Soll ich hinaus und den Zettel holen?«

»Keine Übereilung! Warten wir noch!«

Es verging eine geraume Weile, dann glaubten sich die beiden Lauscher sicher. Sie erhoben sich und traten, in den Fußtapfen der andern schreitend, an die Eiche. Hauser griff am Stamm hoch.

»Hier ist ein kleines, dürres Aststümpfchen«, sagte er. »Ah, ich hab's! Man muß einfach dran ziehen. Es ist der Griff zu einem Kästchen, das hier in ein viereckiges Loch eingelassen ist. Sehn Sie, Herr Arndt?«

Er hielt etwas in der Hand.

Arndt wandte sich mit dem Rücken gegen das Dorf, breitete das Bettuch aus, das er mitgenommen hatte, legte es sich wie einen

Mantel um und ließ so verstohlen seine kleine Blendlampe aufleuchten.

»Merkwürdiger Briefkasten!« sagte er. »Na, wir sind auf dem Kriegspfad, und da muß uns das Briefgeheimnis gleichgültig sein. Geben Sie, bitte, her! Aha, ein Befehl aus dem Hauptquartier: ›Punkt ein Uhr im Haingrund.‹ Hm! Es sind gerissene Burschen, die wir gegen uns haben, und wir müssen uns hüten, ihnen jemals in die Finger zu geraten. Da streuen sie falsche Gerüchte aus, lassen die Grenzer wissen, es gäbe heut beim Finkencfang etwas zu schnappen – und inzwischen machen sie ihren Raub in aller Gemütsruhe im Haingrund. Verdammte Kerle! – Fort also! Das Kästchen an seine Stelle! – Wir müssen zum Haingrund oder ...«

Eduard Hauser hatte das Kästchen mit dem Zettel schon wieder im Versteck untergebracht. Da zog ihn Arndt am Ärmel mit sich fort.

»Es kommt jemand. Ich hörte Äste knacken. Schnell wieder unter die Fichte, aber nur in den ausgetretenen Fußtapfen, damit unsre Spur von uns aus nicht unmittelbar dorthin läuft und uns verrät!«

Die beiden duckten sich mit ihren Bettüchern auf den Schnee und schlichen wieder unter die Fichte. In der Tat, nach kaum einer Minute nahte wieder ein Pascher, der beim Schein eines Streichhölzchens den Zettel las und sich dann entfernte. Bezeichnend für die genauen Anweisungen, nach denen die Schmuggler handelten, war es, daß keiner das abgebrannte Zündholz achtlos fortwarf. Auch bemühte sich jeder, so in den vorhandenen Spuren herumzutreten, daß keine klare Fährte blieb.

Als der Mann außer Sehweite war, kroch Arndt unter dem Baum hervor.

»Würden Sie es noch ein Stündchen hier aushalten können?« fragte er Eduard dabei.

»Warum nicht?«

»Gut, so werde ich jetzt dem Finkensang einen Besuch machen.«

»Werden Sie ihn auch finden?«

»Seien Sie ohne Sorge, Hauser! Verhalten Sie sich nur bis zu meiner Rückkehr ruhig! Ich würde hier gern noch warten, aber vom Finkensang bis zum Haingrund ists eine gute Stunde. Man muß die Grenzer also sofort benachrichtigen, wenn der Streich der Pascher vereitelt werden soll. Ich kehre vermutlich nach Ablauf einer Stunde zurück.«

*

Der Haingrund war ein bewaldetes Tal, das sich mitten durch den tiefen Forst im rechten Winkel zur Grenze hinzog. Ungefähr eine Stunde davon entfernt lag der Finkensang, ein stiller, öder Platz im tiefen Wald, felsig und ohne Busch oder

Baum. Als Arndt diesen Ort erreicht hatte, blieb er stehn und stieß einen Pfiff aus.

Nichts rührte sich.

Hinter einem nahen Felsstück kauerten zwei Grenzer als vorgeschobene Wachen.

»Ein schlauer Bursche!« flüsterte der eine dem andern zu »Er will prüfen, ob jemand hier ist.«

»Wir werden uns hüten, auf seinen Pfiff zu antworten. Dann wäre es mit dem Fang vorbei. Ihm können wir nichts tun, und die andern reißen aus.«

Arndt pfiff abermals. Wieder ohne jeden Erfolg.

»Sind Grenzer hier?« rief er jetzt laut.

»Ich möchte dem Frechdachs eins auf den Schnabel geben, daß er vergißt, ihn je wieder aufzureißen!« brummte der eine Grenzbeamte. »Meinen Kolben auf deinen verdammten Schädel!«

Aber der Kamerad zupfte ihn am Koppel.

»Rasch um die andre Ecke! – Er kommt hier vorüber!«

Sie huschten um einen Felsvorsprung, denn Arndt näherte sich ihnen bedenklich. Er blieb stehn und betrachtete den Boden.

Die beiden Grenzer hörten, daß er ein kurzes, leises Lachen ausstieß.

»Bitte, meine Herren Grenzer«, sagte er jetzt halblaut, »ich habe Ihre Besuchskarte im Schnee gesehn. Ersparen Sie mir die Mühe, Ihren vier Fußtapfen nachzulaufen! Auch habe ich wenig Zeit. Ich suche Sie, um Ihnen eine wichtige Mitteilung zu machen.«

Aber auch diese Worte blieben ohne Antwort.

»Nun«, fuhr Arndt mit erhobener Stimme fort, »so werde ich ein Stück gradaus gehn,

damit Sie sehn, daß ich nicht etwa einen Verbündeten hinter mir habe.«

Er setzte ruhig seinen Weg fort. Das schien das Vertrauen der beiden Posten zu stärken. Plötzlich erhob sich grad vor Arndt ein Mann aus dem Schnee. Er hielt den blanken Degen in der Rechten und einen Revolver in der Linken.

»Halt!« gebot er mit unterdrückter Stimme.
»Bleiben Sie stehn und sprechen Sie leise!
Wer sind Sie?«

»Sie können Ihr Schießseisen ruhig wegnehmen. Diese Dinger haben manchmal die unangenehme Gewohnheit, von selber loszugehn, und es ...«

Zu diesem Augenblick tauchten wie auf ein Zeichen mehrere Gestalten hinter verstreuten Felsstücken auf. Und noch immer zielte die Mündung des Revolvers aus Arndt.

»Wollen Sie uns etwa foppen?« rief der Grenzer gereizt.

»Foppen?« fragte Arndt zurück. »Das wäre ein schlechter Scherz bei dieser Kälte, zu dieser Stunde und an diesem Ort. Nein, ich komme, um Sie davor zu bewahren, daß andre Sie foppen!«

»Andre? Wieso?«

»Sie erwarten die Pascher hier, aber die denken nicht daran zu kommen. Man hat Sie mit Vorbedacht irregeführt. Die Herrschaften, auf die Sie hier lauern, werden inzwischen durch den Haingrund ungestört über die Grenze gehn!«

»Treiben Sie Ihre Späßchen nicht zu weit, mein Herr!«

»Sie haben eine sonderbare Art freiwillige Helfer zu behandeln«, verwahrte sich Arndt. »Fürchten Sie sich etwa vor mir? Sie haben doch Ihre Leute, und ich bin allein.

Also seien Sie friedlich und betrachten Sie sich diese Karte!«

Der Offizier nahm die Karte mit ausgestrecktem Arm und warf einen Blick darauf; aber es war zu dunkel, um sie zu entziffern.

»Günther, die Laterne!«

Einer der Grenzer ließ den Schein einer bisher verdeckten Blendlaterne auf die Schriftzüge fallen.

»Inhaber dieses ist von allen Behörden auf Verlangen weitestgehend zu unterstützen.«

Darunter stand, mitten durch den großen Stempel hindurch, der markige Namenszug des Polizeichefs der Kreisstadt.

»Donner und Doria!« murmelte der Grenzoffizier zwischen den Zähnen und stieß den Revolver in den Halfter. »Herr, warum sagen Sie das nicht gleich?«

»Weil Sie es vorzogen, zunächst verborgen zu bleiben und mir dann nur Mißtrauen zu zeigen.«

»Verzeihung, aber ich habe es hier mit ganz abgefeimten Leuten zu tun!«

»Weiß ich. Deshalb bin ich ja hier. Die Pascher versammeln sich Punkt ein Uhr im Haingrund.«

»Teufel auch! Und wir klappern hier seit einer Stunde mit den Zähnen und fangen Finken. Aber Sie werden zugeben, daß ich mich in einer keineswegs beneidenswerten Lage befinde. Entblöße ich diesen Platz, um meine Leute nach dem Haingrund zu führen, so —«

»— so jagen Sie den Paschern die Beute ab«, fiel Arndt ein.

»Oder«, meinte der Offizier, immer noch ein wenig mißtrauisch, »sie schlagen mir ein Schnippchen und kommen ausgerechnet hierher!«

Arndt hob die Schultern.

»Sie verstehn, daß ich Ihnen nur Winke und Ratschläge geben kann. Die Befugnis, in Ihre Befehlsgewalt einzugreifen, besitze ich nicht. Die Entscheidung steht bei Ihnen. – Gute Nacht!«

Schon eine halbe Stunde später kroch Arndt wieder unter die Fichte zu Eduard Hauser.

»Ist noch etwas vorgefallen?« fragte er mit leiser Stimme.

»Ein paar Schmuggler sind noch gekommen, um den Zettel zu lesen; aber seit etwa einer Viertelstunde ist alles still hier.«

»Ich schlage vor, wir warten trotzdem noch ein Weilchen. Frieren Sie sehr?«

»Es ist auszuhalten.«

So ließen sie wohl noch eine Viertelstunde verstreichen; dann erst wagten sie sich aus

ihrem Versteck hervor und schritten hinüber nach der Eiche.

»Jetzt werden wir nach menschlichem Ermessen vor Überraschungen sicher sein«, meinte Arndt. »Sehn wir zuerst nochmals nach dem geheimen Briefbehältnis!«

Er zog das dürre Aststümpfchen heraus und hatte sogleich das Kästchen in der Hand.

»Licht?« gebot er. »Hier ist meine kleine Laterne, und da sind auch Zündhölzer. Brennen Sie an!«

Eduard gehorchte, und Arndt beleuchtete das Innere des Kästchens. Es enthielt noch immer den Zettel mit der Weisung zum Haingrund. Eduard wollte das winzige Ding schon in das Baumloch zurückschieben, da packte ihn Arndt beim Arm.

»Halt! Der Boden des Kästchens sieht fast aus, als wäre er mit Papier beklebt! – Richtig – und es steht etwas darauf!«

Er brachte das Licht näher heran und sah genauer hin.

»Es sind Ziffern«, sagte er endlich. »Warten Sie! Ich werde sie mir schnell abschreiben; allzulange dürfen wir nicht mehr verweilen.«

Er zog sein Taschenbuch hervor und vermerkte sich folgende Zahlen:

Dann blies er die Laterne aus, steckte das Buch ein und schob das Kästchen an seinen Ort zurück.

»Wissen Sie, was diese Ziffern zu bedeuten haben?« fragte Eduard.

»Vorläufig nicht. Aber ich denke es ist eine Art Geheimschrift. Doch jetzt fort! Kommen Sie!«

»Wohin?«

»Ins Dorf. Dahin ist es näher als zum Forsthaus. Ich muß die Geheimschrift

entziffern und kann Sie dabei vielleicht brauchen.«

»Dann gehn Sie auf ein Weilchen mit zu uns, Herr Arndt! Meine Eltern werden schon schlafen; die Geschwister erst recht.«

»Gut! Gehn wir zu Ihnen!«

Sie begegneten keinem Menschen und erreichten die Wohnung Hausers unbemerkt. Arndt sah sich in dem ärmlichen Zimmer der Weberfamilie um und schüttelte den Kopf.

»So also wohnen, leben und arbeiten Sie!« sagte er leise, wie in tiefer Rührung.
»Hoffen wir, daß Sie bald am Ende aller Not sind!«

Sie setzten sich an den Tisch, und Arndt zog sein Merkbuch hervor. Eduard schrieb auf Geheiß des Detektivs ebenfalls die Zahlen auf, um beim Entziffern zu helfen.

»Wie es scheint, sind es drei Worte«, meinte Arndt.

»Und jede Ziffer bedeutet einen Buchstaben?«

»Vielleicht. Aber für welchen Buchstaben steht die einzelne Ziffer? Das ist die Frage.«

»Wohl einfach dem Abc nach!«

»Das wäre allzu durchsichtig! Aber versuchen wir es einmal!«

Doch auf diese Weise ergaben die Ziffern der ersten Reihe kein vernünftiges Wort.

»Es geht nicht«, meinte Eduard enttäuscht.

»So schnell dürfen wir den Mut nicht sinken lassen«, lächelte Arndt. »Außerdem wird es wohl nicht grad eine sehr schwierige Geheimschrift sein, denn die Pascher sind keine gelehrten Leute. Der Schlüssel muß ihrer Bildung entsprechen, das heißt, auch das einfachste Mitglied der

geheimen Gesellschaft muß die Schrift handhaben können, und das ist möglicherweise ein Mann, der nur gerade lesen und schreiben gelernt hat.«

»Allerdings.«

»Und das Naheliegendste für solche Leute, wenn es doch etwas Schwieriges und Geheimes sein soll, wäre das Abc rückwärts.«

»Ah, rückwärts!« rief Eduard eifrig. »Dann bedeutet also A 25 und Z 1?«

»So ist es.«

Eduard beugte sich eine Weile über die Buchstaben, dann fuhr er wieder hoch.

»Ich habs!«

Er hatte die Zahlen in eine Reihe geschrieben und die Buchstaben daruntergesetzt, so daß es folgendermaßen aussah:

»Auskunft – richtig!« sagte Franz Arndt, der Eduard absichtlich gewähren ließ. Nun reihte er selber nach dem gleichen einfachen Schlüssel die entsprechenden Buchstaben unter die weiteren Zahlen.

So entstand folgendes Bild:

»Na, da sind wir schon einen Schritt weiter: Auskunft – Laube – Schacht!« schmunzelte Arndt. Doch dann zog er die Brauen hoch. »Aber, hm, Laube! Sollte es dort eine Laube geben, in der ...«

»O nein!« fiel Eduard ein. »Nicht eine, sondern einen Laube gibt es dort! Der Schachtwächter heißt so.«

»Prächtig! Schachtwächter Laube! – Was für ein Kerl ist das?«

»Unfreundlich und verschlagen«, lautete Eduards Auskunft. »Man weiß grad nichts Schlechtes von ihm, aber auch nichts Gutes.«

»Das sind meist die Schlimmsten. Wann hat er die Wache?«

»Nur des Nachts.«

»Und wo wohnt er? Oben im Werk?«

»Ja. Seine Wohnung liegt einem alten Schuppen gegenüber, nahe bei der großen Esse. Wollen Sie mit ihm sprechen?«

»Später. Für heute können wir mit dem Erfolg unsrer Bemühungen zufrieden sein. Weiterhin beachten Sie vor allem zweierlei: Zurückhaltung und Vorsicht! Gehn Sie nur dann zur Eiche, wenn Sie begründeten Verdacht hegen, und untersuchen Sie das Kästchen nicht ohne Not!«

»Ich werde mich ganz nach Ihren Weisungen richten. Wann brauchen Sie mich wieder?«

»Das kann ich jetzt noch nicht sagen. Eigentlich hatte ich an morgen abend

gedacht, aber da fällt mir ein, morgen ist ja der Maskenball.«

Eduard Hauser, der eben noch so lebendig und tatkräftig gewesen war, senkte plötzlich wie schuldbewußt den Kopf.

»Ja, morgen ist der Maskenball.«

»Und Sie wollen wirklich hingehn?«

»Ich muß doch.«

Um Arndts Lippen spielte ein feines Lächeln.

»Nun freilich, Sie müssen!
Herzensangelegenheiten sind in einem gewissen Lebensalter die allerwichtigsten Dinge. Ich habe auch gar nichts dagegen«, fuhr er fort, da er sah, daß Eduard ihn so seltsam scheu von der Seite her anblickte, »aber ich kann mir nicht helfen, mir ist die Sache ein wenig unbehaglich. Sie wollen da in eine geschlossene Gesellschaft hinein. Ich habe mir die Geschichte nämlich durch

den Kopf gehn lassen. Sie wollen dort Ihr Engelchen beschützen. Wie denken Sie sich eigentlich das alles?«

»Das Beschützen?« fragte Eduard treuherzig.

Arndt lachte.

»Danach habe ich nun weniger gefragt. Ich meinte das Eindringen in die geschlossene Gesellschaft. Sprechen Sie sich doch einmal aus! Haben Sie Vertrauen zu mir!«

Eduard hatte gewiß kein schlechtes Gewissen gehabt, als er damals in der Stadt die Anstecknadel an sich nahm und jenen Brief schrieb, der mit dem Wort ›Buschgespenst‹ unterzeichnet war, den Brief, der den Kaufmann Strauch vom Besuch des Maskenfestes fernhalten sollte? Er hatte blind draufzu gehandelt, wie es unüberlegte Jugend zu tun pflegt. Und wenn er sich dabei eines bedenklichen Kniffs bedient hatte, so war das nicht in seinem Wesen begründet, sondern in den

Verhältnissen seiner Umgebung. Eduard Hauser war ein Kind des armen Weberdorfes Hohenthal, wo das Buschgespenst umging, wo die Leute sich vor diesem Popanz fürchteten und ihn als etwas notwendig Gegebenes, aber auch als etwas tatsächlich Vorhandenes hinnahmen, als ein Ding, mit dem man rechnen mußte.

Das war eine Art Scheinwelt. Und sonderbar vor den strengen, klaren Augen des Detektivs brach diese Scheinwelt im Innern Eduard Hausers plötzlich in sich zusammen. Der junge Mensch schämte sich instinktiv seiner Tat, fühlte, daß er, bewußt oder unbewußt, dem Gönner seinen Streich bisher verschwiegen hatte, und kämpfte nun mit sich selbst um den Mut zum Geständnis.

Aber nun war er so weit. Er beichtete. Er erzählte Arndt von dem Brief.

Und nun erlebte er, was er im stillen befürchtet hatte. Arndt machte fast ungläubige Augen. Seine Züge wurden

streng und abweisend. Und streng und abweisend klang auch sein Wort.

»Das hätten Sie freilich nicht tun dürfen. Sie scheinen gar nicht zu wissen, daß Sie sich dadurch in vieler Hinsicht in große Gefahr begeben haben«.

»Mit dem Brief?«, fragte Eduard kleinlaut.

»Ja«, sagte Arndt hart und kurz, »vor allem mit dem Brief! Sie sind doch kein Kind. Sie mußten wissen, was Sie tun. Der Brief ist eine Fälschung und noch mehr.«

Der junge Mensch aus dem Gebirge begriff das kaum und zeigte damit dem Detektiv, der doch ein Sohn der gleichen Heimat war und in solchem Fall mitzufühlen verstand, mit dürftigen Worten die ganze Arglosigkeit seiner Seele auf. Und da Arndt auch hier der Verstehende war, strengte er kein langes Verhör an, sondern nahm Unabänderliches als unabänderlich.

»Gut«, sagte er, »was geschehn ist, ist geschehn. Dieser Brief ist nun einmal da, und wir müssen damit rechnen, auch mit den Folgen. Für den Maskenball dürfte das alles ganz günstig sein für Sie. Gehn Sie hin und wachen Sie über Ihrem Engelchen! Ich – ich werde mir wahrscheinlich erlauben, ein wenig die Oberaufsicht zu führen.«

So kam es, daß Eduard Hauser an diesem Abend recht kleinlaut und gedemütigt zurückblieb, während sich Franz Arndt einigermaßen verdrießlich auf den Weg nach dem Forsthaus machte.

Er fand dort in seiner Stube das bestellte Abendbrot pünktlich bereit. Der Hunger war vorhanden, aber es schmeckte ihm nicht. Nach dem Essen nahm er ein Buch vor und dachte wieder zurück an die Ereignisse des Tages. Vor ihm gaukelten der Haingrund und der Finkencfang. Das war wie ein Gespenstertanz. So fand er keine Andacht zum Lesen, und schließlich wurde

er auch noch aufgeschreckt durch einen Schuß.

Bei dem einen Schuß blieb es übrigens nicht, es fielen noch mehrere. Arndt horchte durch das geschlossene Fenster. Das war Gewehrfeuer. Er wußte, worum es ging.

Und er war nicht der einzige, der das hörte; denn schon nach kurzer Zeit polterte der schwere Schritt des Försters über den Flur, und ein Finger pochte an die Tür.

»Schlafen Sie schon, Herr Vetter?«

»Nein. Bitte, treten Sie ein!«

Der Alte schob sich in die Stube.

»Haben Sie das Schießen gehört?«

»Gewiß. Es war im Haingrund.«

»Das wissen Sie?«

»Die Grenzer und die Pascher sind dort aneinandergeraten. Ich selber habe die

Beamten darauf aufmerksam gemacht, daß das Buschgespenst heut durch den Haingrund über die Grenze gehn will.«

Zu dieser Nachricht machte der brave Wunderlich große Augen. Er musterte seinen Gast mit ehrfürchtigem Staunen; denn ihm dämmerte jetzt die Gewißheit, daß es der Tatkraft dieses Mannes gelingen würde, endlich mit der Landplage der Grenzorte, mit dem Buschgespenst, aufzuräumen.

7. Ein Wagnis

Auch Eduard Hauser vermochte in dieser Nacht nicht zu schlafen, freilich aus einem andern Grund als Vetter Arndt. Seine Gedanken weilten bei Angelika, und das raubte ihm die Ruhe.

Am andern Morgen, dem Fastnachtsdienstag, fand er die Eltern und Geschwister mit den neuen Hausbewohnern, den Kindern des Schreibers Beyer, schon beim Kaffee. Da nicht genügend Stühle vorhanden waren, hatten sich die Kleinen auf eine alte Kiste gehockt.

Soeben klopfte es an die Tür, und der alte Dorfbader trat ein.

»Guten Morgen!« grüßte das Männchen und rieb sich die frostrotten Hände.

Er sog verwundert den Duft des Kaffees ein.

»Was ist denn das, Gevatter Hauser?«
staunte er. »Ihr lebt ja heut in Saus und
Braus! Das riecht ja bei euch wie
Kindtaufe!«

»Ist auch beinahe so«, lachte Frau Hauser.
»Wollt Ihr eine Tasse mittrinken?«

»Oho, das ist eine feine Einladung! Zwei
für eine und drei für zwei! Ihr scheint mir
plötzlich reich geworden zu sein!«
schmunzelte der Bader neugierig und
quetschte sich auf die Ecke der Kiste, die
die Kinder für ihn frei machten. »Solch
einen ausgezeichneten Kaffee habe ich
noch nie auch nur von fern gerochen. Und
gar Zucker dazu? Na, das nehme ich
natürlich an. Aber ich nehme es nicht
umsonst. Ich bringe dafür großartige
Neuigkeiten.«

Neuigkeiten! Das Wort ließ die ganze
Familie Hauser aufhorchen. Der Bader sah
sich plötzlich im Mittelpunkt der
Aufmerksamkeit und lächelte

geschmeichelt. Er dämpfte geheimnisvoll seine Stimme.

»Ich glaube, sie haben das Buschgespenst erwischt.«

»Das Buschgespenst? – Erwischt?«

Das war wie ein atemloses Aufhorchen in der armseligen Weberstube. Bis Vater Hauser endlich ein Wort fand.

»Das weiße Waldgespenst ...?«

Mit überlegener Geste wehrte der Bader ab.

»Waldgespenst! Reden wir nicht mehr von dem Kinderschreck! Ich meine den Anführer der Pascher. Nichts andres ist ja das Buschgespenst. Daß weiß ich nun aus zuverlässiger Quelle.«

»So, so«, machte der Weber. »Das habe ich freilich auch schon vermutet. Also – man hat diesen Anführer gefangen?«

Der Bader kroch ein wenig in sich zusammen.

»Den Anführer freilich noch nicht.«

»Aber seine Leute?«

»Die auch noch nicht.«

Eduard hätte am liebsten hell aufgelacht. Der alte Hauser war ärgerlich, seine Frau enttäuscht. Und die Kinder machten dumme Gesichter.

Da versuchte der Bader seine Ehre zu retten, setzte wieder eine wichtige Miene auf und begann von neuem:

»Aber man hat die Pascher gestellt, gestellt, liebe Leute! Das ist schon etwas. Nachts im Haingrund ist das geschehn. Und nun kommt die Hauptsache. Die Grenzer, die immer im Dorf herumhorchen, erhielten gestern irgendwie die Nachricht zugetragen, am Finkencfang sei etwas los. Na, was tun die Leute? Sie machen sich auf und legen

sich dort in Schnee und Kälte hinter die Felsbrocken, um die Pascher zu empfangen. Aber sie warteten und warteten, und nichts ereignet sich. Da kommt plötzlich ein fremder Mann und sagt ihnen, sie würden hier nur zum Narren gehalten. Um ein Uhr würden die Pascher durch den Haingrund über die Grenze gehn.«

Staunendes Schweigen folgte diesem Bericht. Die Tatsache an sich war schon unerhört. Weiter war – zum mindesten für Frau Hauser – mit einemmal die Grenze zwischen Buschgespenst und Mensch verwischt. Hier sprachen ja Tatsachen davon, daß dieses Buschgespenst wirklich nichts weiter sei als ein Anführer der Schmuggler. Und nun zum dritten die Erwähnung des geheimnisvollen Fremden, der die Grenzbeamten auf einen groben Irrtum hingewiesen hatte, auf eine Täuschung, der sie beinahe zum Opfer gefallen wären.

Eduard war der erste, der die Sprache wiederfand.

»Ein Fremder?« fragte er.

Der Bader nickte.

»Freilich, ein gänzlich Unbekannter. Die Grenzer haben ihm erst nicht getraut, aber schließlich sind sie doch nach dem Haingrund aufgebrochen, und richtig, dort ist ihnen ein ganzer Pascherzug in die Hände gelaufen. Das heißt –« der Berichterstatter dämpfte jetzt ein wenig den Überschwang seiner Freude – »die Kerle haben nur ihre Lasten weggeworfen und sind davongelaufen. So konnte das Paschergut beschlagnahmt werden. Gefangen hat man keinen, und man weiß noch immer weiter nichts.«

Das war der Bericht des redseligen Baders über die Ereignisse der vergangenen Nacht. Er hatte mit einem frühern Kunden, einem Grenzer, gesprochen und von ihm alles erfahren.

Eduard Hauser hörte damit nicht allzuviel Neues. Er machte sich nach dem

Mittagessen auf den Weg, seinen Domino für den Maskenball zu holen.

Unterwegs begegnete ihm ein alter Bauer mit dichtem Bart und eisgrauen Haaren, auf denen eine abgeschabte, zerrissene Pelzmütze saß. Der Mann qualmte mächtig aus einer dickköpfigen Pfeife.

»Guten Tag, Alter!« grüßte Eduard.

»Schönen Dank, Junger! Woher des Wegs, wenn man fragen darf?«

»Ich komme von Hohenthal und will zur Stadt.«

»Bist wohl ein vornehmer Kerl?«

»Beinahe«, lachte Eduard, den die seltsame Art des Alten belustigte.

»Das sieht man dir an. Wer Maskenbälle mitmacht, der muß Geld in der Tasche haben.«

Dabei blinzelte der Unbekannte Eduard listig zu, während er dem dicken Pfeifenkopf gewaltige Tabakswolken entlockte.

Der junge Häuser wußte nicht, wie ihm geschah. Er hatte den Alten noch niemals gesehen. Wie konnte dieser Fremde eine Ahnung davon haben, daß Eduard heut auf ein Maskenfest gehn wollte?

»Wie meinen Sie das?« fragte er endlich.
»Wer sind Sie denn eigentlich?«

Da ließ der Unbekannte die Maske fallen. Das heißt, er sprach plötzlich mit unverstellter Stimme.

»Der Fremde? So, mein Junge, weißt du nun Bescheid? Nicht jeder ist, was er zu sein scheint. Merke dir das!«

Damit wandte er sich zum Weitergehn. Nur über die Schulter hinweg warf er Eduard noch einen Gruß zu.

»Ich Schafskopf!« staunte Eduard hinter ihm her. »Arndt war es, Franz Arndt! Darum also wußte er von dem Fest! Aber, das muß ich gestehn, ihn hätte sein eigener Bruder nicht erkannt!«

Als Eduard bei dem Maskenverleiher eintrat, hatte er ein wenig Herzklopfen. Er fürchtete, Strauch könnte seine Nadel, das Eintrittszeichen zum Kasinoball vermißt und darum nachgefragt haben.

Während er unsicher um sich schaute, machte der Geschäftsmann eine höfliche Verbeugung.

»Heut kann ich Ihnen etwas Besseres bieten als den Domino, vorausgesetzt, daß Sie einige Mark mehr anlegen wollen.«

»Und das wäre?« fragte Eduard mit einem heimlichen Seufzer der Erleichterung.

»Eine prächtige Charaktermaske. Dort! Ein Türke! Kaufmann Strauch hatte ihn für sich

bestellt, mußte aber leider in letzter Minute durch einen Boten absagen lassen.«

Eduard horchte auf. Erstens paßte ihm das ausgezeichnet. Jetzt konnte er, falls doch jemand wußte, welches Kostüm Strauch ursprünglich gewählt hatte, getrost an dessen Stelle beim Maskenball erscheinen. Zweitens hatte er nun die Gewißheit, daß Strauch wirklich nicht kam, daß der Brief, der dumme Brief, den Arndt so verurteilte, seine Wirkung getan hatte. Und drittens war es hiermit klar, daß Strauch seine Nadel entweder noch nicht vermißt oder wenigstens nicht zurückverlangt hatte.

Eduard frohlockte; aber er schob diese Gedanken zunächst wieder beiseite.

»Und der Preis?« fragte er.

»Sechs Mark, abzüglich die Anzahlung.«

Heut brauchte Eduard ja nicht zu knausern. Er zählte die Summe auf den Tisch.

»Packen Sie das Kostüm ein! Hier ist das Geld.«

Dann ging er, froh, diesen Handel erledigt zu haben. Er war überhaupt in jeder Hinsicht froh. Sein Beginnen schien unter einem guten Stern zu stehn.

Als er Hohenthal wieder erreichte, vermied er die Hauptstraße; man sollte das Paket nicht sehn, das er trug. Er befürchtete, man könne erraten, was es enthielt. Daher schlug er den Weg hinter den Häusern ein.

Trotzdem gelang es ihm nicht, unbemerkt heimzukommen. Am Gartenpförtchen des Hofmannschen Grundstücks war Angelika damit beschäftigt den Schnee wegzufegen und Bahn zu machen.

Ihr Gesicht wurde beim Anblick Eduards glühend rot. Sie wandte sich ab, um den Anschein zu erwecken, als hätte sie ihn nicht gesehn.

Eduard wußte, daß sie ihn nur nicht sehn wollte. Das gab ihm einen Stich durchs Herz. Er fühlte sich tief verletzt, blieb aber dennoch bei ihr stehn und flüsterte ihren Namen.

Engelchen aber drehte ihm weiter den Rücken zu und handhabte den Besen so emsig, daß der Schnee hoch aufstiebt.

»Engelchen!« wiederholte er.

Sie tat, als hätte sie ihn auch jetzt nicht gehört.

»Angelika!«

Nun erst wandte sie sich ihm halb zu, arbeitete aber weiter, ohne aufzublicken.

»Fräulein Hofmann!«

Jetzt fuhr sie hoch.

»Was wünschen Sie, Herr Hauser?«

Da ging ihm das gute, treue Herz noch einmal auf. Er streckte ihr die Hand entgegen.

»Versöhnung will ich, Engelchen, Versöhnung! Schlag ein?«

Das Engelchen mußte schon ein sehr schlechtes Gewissen haben, daß sie diese Herzensteine nicht hörte und die dargebotene Hand übersah. Aber freilich, Stolz und Hoffart sind böse Dinge und vermögen im Grund einer arglosen Menschenseele gar wohl Schlimmes anzurichten. Also tat Angelika, was ihr einzig übrigblieb, da sie doch das eitle Vergnügen nicht einbüßen wollte. Sie schüttelte den Kopf.

»Ich weiß nicht, was Sie wollen ...«

Da fiel ihr Eduard schon ins Wort.

»Aber Engelchen, meine Anrede war doch gar nicht so gemeint. Ich wollte doch nur – ich wollte dich nur aus deiner Starrheit

ausreißen. Du hast mich ja gar nicht
gesehn. Du hast mich ja gar nicht gehört.
Und mir tat das Herz so weh. Engelchen,
kannst du denn wirklich so schlecht mit mir
sein?«

Sie verteidigte sich immer wieder mit
leeren Worten.

»Ich bin nicht schlecht.« Und da Eduard
hierauf zunächst nichts sagte, spann sie
schuldbewußt ihre Gedanken selber fort.
»Ich weiß schon, was du denkst. Du
rechnest es mir als Schlechtigkeit an, daß
ich zum Maskenball gehn will, daß ich mir
einmal ein Vergnügen leiste, wie es hier
nicht alltäglich ist. Wenn du mich wirklich
liebhättest, wenn du nicht nur immer an
dich selber dächtest, würdest du mir die
harmlose Freude gönnen.«

Jetzt hatte Eduard seine Fassung wieder.
Jetzt fand er auch das rechte Wort.

»Ich gönne dir alles, alles wirkliche Glück
auf der Welt, Engelchen. Aber was du da

suchst, das ist keine harmlose Freude. Das ist ein sehr fragwürdiges Vergnügen.«

»So?«

In diesem Augenblick besaß Eduard sogar den Mut, ernstlich böse zu werden. Er trumpfte auf.

»Frag doch nicht so! Du weißt ganz genau, was ich meine. Wenn du mit mir zu einem Vergnügen gehst, so wäre das –«

Da schnitt ihm ein helles, halb übermütiges, halb keckes Lachen das Wort ab.

»Ja, freilich, mit Ihnen, Herr Eduard Hauser! Dann wäre allerdings alles anders. – Eifersucht, Eifersucht!«

Sie raffte wieder den Besen auf und huscht nach der Haustür. Über die Schulter hinweg rief sie dem Verblüfften zu:

»Nach dem Fest sprechen wir uns wieder! Vielleicht ist Ihre Eifersucht dann verraucht!«

Und – husch – war sie im Haus
verschwunden.

Eduard strich sich mit der Hand über die
Augen wie einer, der einen häßlichen
Eindruck verwischen will. Er atmete tief
und schwer. Nein, es war alles vorbei; es
war alles aus.

Er stieg über den Gartenzaun des
elterlichen Grundstücks und versteckte den
Maskenanzug dort, wo das Futter für die
Ziege aufbewahrt wurde. Die Seinen
durften auf keinen Fall ahnen, mit welchen
Absichten er sich für den Abend trug.

*

Der Fastnachtstag pflegt überall ein Tag der
Freude und Belustigung zu sein. Aber wer
ihn mitfeiern will, braucht Geld, und so
kamen denn die Weber, die am Sonnabend
ihre Arbeit nicht fertig gehabt hatten, heut
in Seidelmanns Kontor, um abzuliefern und
den Lohn in Empfang zu nehmen. Manche
hatten sogar des Nachts gearbeitet, um für

Fastnacht ein paar Groschen mehr zu erhaschen.

So gab es bei Seidelmann & Sohn am Nachmittag tüchtig zu tun. Erst als es dunkel wurde, ging der letzte Weber fort.

Seidelmanns aßen dann zeitig zu Abend. Nach der Mahlzeit begab sich Fritz abermals in den hinteren Kontorraum, um noch einige Einträge in die Bücher zu machen. Nach kurzer Zeit folgte ihm der Onkel.

»Laß dich nicht stören!« sagte er, indem er sich in einen Sessel fallen ließ. »Es ist nichts Wichtiges was mich zu dir führt.«

»Ich bin schon fertig.«

Fritz legte die Feder weg und blickte August Seidelmann erwartungsvoll an.

»Es handelt sich nur um das heutige Vergnügen. Denkst du wirklich, daß das Mädel kommen wird?«

»Ganz gewiss.«

»Frauen sind bisweilen launenhaft wie Aprilwetter.«

»Mag sein, aber ein italienisches Kostüm lockt. Außerdem habe ich mich auch noch hinter den Vater gesteckt. Wenn sich die Tochter anders besinnen wollte, würde er dafür sorgen, daß sie Wort hält.«

August Seidelmann stieß ein Grunzen aus; sein Gesicht glich in diesem Augenblick dem eines Fauns. Er spitzte den Mund, als sähe er ein leckeres Gericht vor sich. Der Neffe verstand, diese Miene zu deuten, und lachte frech.

»Ja, ja, die kleine Hofmann ist ein reizendes Ding. Und den Sekt habe ich schon kalt stellen lassen. Haha!«

»Nach solchem allen trachten die Heiden«, sagte der Rentner, indem er aus alter Gewohnheit in seinen salbungsvollen Ton verfiel. »Sekt. Hm. Dieses Webermädchel hat

sicherlich noch niemals Sekt getrunken. Ich muß sagen, ich beneide dich um den heutigen Abend.«

»Kann ich mir vorstellen«, lachte Fritz.

Dem Onkel aber war mit dieser Bemerkung nicht gedient. Er zielte auf etwas andres ab. Und schließlich sagte er es auch gradheraus:

»Du könntest mir eigentlich einen Gefallen tun, Fritz.«

»Und das wäre?«

»Mich mitnehmen. Ich möchte das Fest mitmachen.«

»Nee, lieber Onkel!« wehrte Fritz ab.

»Geschlossene Gesellschaft!«

»Ach was! Ob ein einziger mehr dabei ist, das macht doch nichts aus.«

»Wir können keine Ausnahme zulassen; sonst würde schließlich jeder noch irgend

jemand mitbringen wollen.«

Hinter der Tür eines Wandschränkchens schlug dumpf eine Glocke an. Fritz blickte sich um und begann zu zählen.

»Eins – zwei – drei – vier ... Teufel, eine Erkundigung! Und ich habe jetzt keine Zeit.«

»Wegen des Festes?«

»Ja. In einer halben Stunde muß ich gehn.«

»Aber Auskunft muß doch gegeben werden.«

»Freilich! Also tu mir den Gefallen und übernimm du das!«

»Eigentlich ein bißchen viel verlangt!« knurrte der Rentner. »Mir schlägst im meine Bitte rundweg ab, und ich möchte ...«

»Wenn du nicht willst, muß ich Vater rufen«, unterbrach ihn Fritz kurzerhand.

»Die Sache duldet keinen Aufschub.«

Er ging schon zur Tür. Da lenkte der Onkel ein.

»Gut! Ich werde die Angelegenheit übernehmen. Ich weiß ja Bescheid. Gib die Antwort!«

Fritz zog einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete damit jenes Wandschränkchen in der Ecke des Zimmers und langte zwischen Flaschen und Gläsern nach einem Griff, der zu irgendeinem Zweck in die Hinterwand des Schränkchens eingelassen war. Darauf verschloß er den Schrank wieder.

»Weiß der Kuckuck, wer da etwas will! – Die Laterne ist im Keller, alles übrige auch. Hier der Schlüssel!«

August Seidelmann verließ den Raum. Er tappte sich in den finstern Keller hinab und brannte dort eine Laterne an. Im Hintergrund öffnete er eine Tür, schritt

hindurch und verschloß sie wieder hinter sich.

Jetzt befand er sich in einem stollenartigen Gang, der unter der Erde fortzugehen schien. Neben der Tür stand eine alte Kiste, deren Schloß der Schlüssel ebenfalls öffnete. Bei dieser Kiste machte sich der Onkel erst eine Weile zu schaffen, bevor er langsam dem finstern Gang folgte.

*

Als die Hausers mit den vier Kindern des Schreibers Beyer um den Abendtisch saßen, war es Eduard, als hätte jemand leise am Fensterladen geklopft.

Niemand hatte darauf geachtet, und Eduard benützte die nächste Gelegenheit, unauffällig hinauszugehn. Da sah er, daß er sich nicht getäuscht hatte. Arndt stand hinter dem Häuschen, an den Ziegenstall gelehnt, so daß er von keinem Unberufenen bemerkt werden konnte.

»Etwas Wichtiges?« fragte Eduard gespannt.

»Jetzt noch nicht«, entgegnete Arndt. »Aber ich habe etwas vor, was Wichtiges zur Folge haben könnte. Sie gehn also bestimmt zum Maskenball?«

»Ja«

»Es ist möglich, daß ich Sie heute noch sprechen möchte.«

»Wo und wann soll ich mich melden?«

»Ich komme in die Schenke und trinke dort ein Glas Bier.«

Eduard schien dieser Vorschlag nicht recht zu gefallen.

»Sie meinen, in die Gaststube?« fragte er zögernd. »Denken Sie, daß ich Sie dort in meinem Kostüm aufsuchen und mit Ihnen sprechen kann?«

Arndt lächelte. Der Eifer des jungen Mannes, der sich sichtlich bemühte, alles zu berücksichtigen, gefiel ihm. Im übrigen hatte er selber ja schon alles reiflich erwogen. Es war ihm weniger darum zu tun, seinen Gehilfen Eduard Hauser an diesem Abend nötigenfalls jederzeit bei der Hand zu haben; sondern er wollte vielmehr über seinen Schützling wachen, denn er ahnte, daß der Besuch des Maskenballs für Eduard wahrscheinlich nicht ganz glatt verlaufen würde. Es gab da zuviel Klippen und Gefahren.

»Aufsuchen sollen Sie mich nicht«, erklärte er also. »Ich werde mich so setzen, daß Sie mich sehn können, sobald Sie nur einen Blick durch die Tür werfen. Wird es nicht eher, so können Sie ja einmal nach mir Ausschau halten, wenn Sie fortgehn. Natürlich stehe ich immer zu Ihrer Verfügung und ...«

»Ach so!« fiel ihm Eduard in die Rede. Der junge Hauser verstand jetzt, wie es gemeint war. »Sie hegen Befürchtungen?«

»Ich liebe es, in allen Dingen vorsichtig zu sein. Das bringt mein Beruf so mit sich, und das empfehle ich auch Ihnen. Es steht viel auf dem Spiel. Sie haben das Mädchen gern. Ein anderer wird den Abend über mit ihr tanzen. Da könnten Liebe und Eifersucht Sie leicht zu einer Unüberlegtheit verleiten.«

»Ich verspreche Ihnen ...«

»Schon gut, schon gut!« wehrte Arndt ab.
»Ich weiß, daß Sie die besten Vorsätze haben. Wollen abwarten, was daraus wird.«

Arndt drückte dem jungen Mann die Hand und ging. Sein Weg führte ihn durchs Dorf hinaus zum Bergwerk. Dort schritt er an den einzelnen Gebäuden vorüber bis zu einem erleuchteten Fenster gegenüber der großen Esse.

Daß sich Arndt hier so gut zurecht fand, war die Folge sorgsamer Erkundigungen, die er am Nachmittag ganz unauffällig eingezogen hatte. Er war sogar schon

einmal hier gewesen und hatte sich das Gelände aus sicherer Entfernung betrachtet.

Dann aber hatte er zur Durchführung seines Plans wohlweislich den Abend abgewartet. Er brauchte dazu den Schutz der Dunkelheit, denn er rechnete damit, daß sein Abenteuer möglicherweise nicht glatt verlaufen würde. Es war Gefahr dabei. Arndt wagte sich gewissermaßen in die Höhle des Löwen.

Er klopfte an die kleinen, von innen dicht verhängten Scheiben. Eine Stimme rief: »Komme gleich!« Dann öffnete sich die Tür neben dem Fenster, und ein Frauenkopf kam zum Vorschein.

»Was gibts?« fragte die Frau.

»Wohnt hier der Wächter Laube?«

»Ja.«

»Kann ich einige Worte mit ihm sprechen?«

»Kommen Sie nur herein!«

»Ich möchte ihm lieber hier draußen sagen, was ich zu sagen habe.«

»Aber es ist kalt, und er sitzt beim Essen.«

»Macht nichts. Nötigenfalls warte ich eine Weile. Außerdem kann Ihr Mann das Essen doch auch ein paar Minuten stehnlassen.«

Das klang so bestimmt, daß die Frau keine Widerrede wagte. Sie verschwand, und bald danach erschien der Wächter Laube, von dem Eduard im Zusammenhang mit der geheimen Botschaft für die Pascher gesprochen hatte.

»Warum wollen Sie denn nicht in die Stube kommen?« fragte er mürrisch, indem er den Drücker der offenen Tür in der Hand behielt.

»Habe meine Gründe dazu«, erklärte Arndt bedeutsam. »Meine Angelegenheit ist von ganz besonderer Art. Schließen Sie nur die Tür!«

Der Wächter gehorchte zögernd, betrachtete dann den Fremden, so gut es die Dunkelheit gestattete, und bemerkte nun, daß der Unbekannte sich mit der rechten Hand das rechte Auge wischte.

»Ach so«, sagte er beruhigt und ahmte wie unabsichtlich die Gebärde des späten Besuches nach. »Was wünschen Sie denn?«

»Das müssen Sie sich nun eigentlich schon denken können.«

»Denken?« stellte sich Laube arglos.
»Warum?«

»Darum!« sagte Arndt und wiederholte noch einmal das geheime Erkennungszeichen der Bande des Buschgespenstes. Dazu räusperte er sich auch noch vielsagend.

Aber Laube war ein vorsichtiger Mann. Er wiegte bedächtig den Kopf hin und her.

»Es könnte nichts schaden, wenn Sie sich etwas deutlicher ausdrücken wollten«, meinte er. »Wenn wir so weiter verhandeln, kommen wir nicht vom Fleck und frieren hier an bei Nacht und Kälte.«

»Dann rate ich Ihnen, sich hinterher einen warmen Grog zu verschaffen. Das hilft«, lächelte Arndt, zog sein Geldtäschchen hervor und reichte dem Wächter einen ganzen Talern

Laube besah sich die Münze flüchtig und ließ sie in seine Tasche gleiten.

»Danke«, brummte er. »Sie scheinen kein übler Kaufmann zu sein. Sie wissen, daß man etwas ins Geschäft hineinstecken muß, wenn ein Gewinn herausspringen soll.«

»Damit treffen Sie den Nagel auf den Kopf«, nickte Arndt. »Ich denke tatsächlich an ein Geschäft, und zwar an ein sehr einträgliches.«

»So, so. Aber die Zeiten sind schlecht.«

»Weiß ich. Erst gestern abend hat es hiesigen Unternehmern arg den Weizen verhagelt.«

»Gestern? Hier?«

»Freilich, im Haingrund.«

Nun spielte Laube noch einmal Komödie, um sich zu sichern.

»Herr«, fuhr er auf, »wovon sprechen Sie? Ich hoffe doch, Sie denken nicht gar, daß ich mit den Paschern etwas zu schaffen habe!«

Aber Arndt ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Er legte Laube lachend die Hand auf die Schulter.

»Natürlich denke ich das, lieber Freund. Sonst wäre ich doch nicht ausgerechnet zu Ihnen gekommen. Ich gehöre ja auch dazu – oder besser, ich möchte dazu gehören, ich möchte mich der Leute, die Sie da erwähnen, bedienen, um etwas über die

Grenze zu bringen. Verstellen Sie sich doch nicht länger! Es ist ja schade um die Zeit. Sie sehn ja, daß ich in alles eingeweicht bin. Beantworten Sie mir einfach meine Frage: Kann ich den Anführer einmal sprechen?«

»Wen meinen Sie?«

»Ihn, den großen Unbekannten!«

»Kennen Sie ihn?«

»Nein, sonst hätte ich mir den Umweg über Sie ersparen können. Außerdem habe ich mir sagen lassen, daß ihn überhaupt keiner kennt.«

Dem Wächter war die Sache noch immer nicht ganz geheuer. Aber Arndt gab nicht nach, und so siegte zum Schluß seine Beharrlichkeit. Als noch ein zweiter Taler in Laubes Tasche geflossen war, führte er den Fremden zu einem Bretterschuppen und öffnete die Tür.

»Warten Sie da drin! Ich werde sehn, was sich tun läßt.«

Arndt tat zwei Schritte in den Schuppen hinein. Da merkte er, daß der Raum zur größern Hälfte mit Strohbündeln gefüllt war. Laube wollte sich entfernen und hinter Arndt die Tür schließen. Doch das gab der Detektiv nicht zu.

»Hält! Einsperren lasse ich mich nicht. Bedenken Sie gefälligst, daß ich ebenso vorsichtig sein muß wie Sie! Gehn Sie! Ich warte hier bei offner Tür.«

An dem verhallenden Klang der Schritte merkte Arndt, daß Laube wirklich nach seiner Wohnung hinüberschritt. Eine Weile horchte der Detektiv noch, dann machte er es sich auf einem hohen Strohaufen bequem. Er stützte den Kopf in beide Hände und überdachte seine Lage. Sie war nicht ungefährlich. Aber das war diesem Mann nichts Neues. Das liebte er sogar. Und so wartete er gespannt der Dinge, die nun kommen sollten.

Endlich, nach einer halben Stunde, ließen sich leise Schritte hören. Dann sah Arndt eine Gestalt in den Schuppen treten; seine scharfen Augen hatten sich inzwischen derart an die Dunkelheit gewöhnt, daß er den Mann leidlich erkennen konnte. Er war mittelgroß, trug eine alte Joppe, deren Kragen sorgsam hochgeschlagen war, und auf dem Kopf einen schäbigen Filzhut, dessen Krempe rundum weit herabhing. Das Gesicht wurde von einer schwarzen Maske verdeckt, die Hände steckten in Handschuhen.

Dieser Mann ist sehr vorsichtig! stellte Arndt fest. Ich werde mit ihm kein leichtes Spiel haben. Dann wartete er auf eine Anrede.

»Ist jemand hier?« fragte der Vermummte mit tiefer, merklich verstellter Stimme.

Arndt ließ sich von seinem Strohhaufen herabgleiten und rutschte dem Unbekannten grad vor die Füße.

»Hier bin ich«, sagte er, wobei auch er sich hütete, den wahren Klang seiner Stimme preiszugeben. Er hatte ja mindestens ebensoviel Grund wie der andere, hinterher nicht an der Sprache wiedererkannt zu werden.

»Was willst du von mir?«

»Über ein Geschäft verhandeln«, erklärte Arndt.

»Das hat mir der Wächter schon gesagt, und ich bin aus seinem Gerede nicht klug geworden. Ich ahne nur, daß du uns mit den Schmugglern verwechselst, die unter dem Oberbefehl des Buschgespenstes stehn. Doch du bist im Irrtum. Wir sind auch eine geheime Gesellschaft, aber unser Zweck ist es, den Paschern das Handwerk zu legen und das Buschgespenst zu entlarven. Ich merke, daß du mit den Schmugglern gemeinsame Sache machen willst. Darum werde ich dich festnehmen und der Polizei übergeben. Hüte dich! Denk nicht an Widerstand! Ich habe eine Waffe bei mir,

und draußen steht Laube mit dem schußfertigen Revolver. Du bist in unsrer Gewalt. Wir werden ...«

Soweit ließ Arndt den Vermummten schwatzen. Dann riß ihm die Geduld. Barsch fuhr er dazwischen.

»Spar dir die törichten Reden, Buschgespenst! Du und ich, wir tragen gleiche Kappen und tun gut daran, uns friedlich zu verständigen. Das gibt ein einträgliches Geschäft.«

»Ich bin nicht das Buschgespenst«, knurrte der andre.

»Das machst du mir nicht weis.«

»Ob du es glaubst oder nicht, es ist so.«

»Dann tut es mir leid, mich und dich umsonst bemüht zu haben. Sechstausend Mark wären bei der Sache für uns beide zu verdienen gewesen.«

Die letzte Bemerkung warf Arndt scheinbar nur so nebenbei hin, und doch enthielt gerade sie den Köder, womit er den Gegner fangen wollte. Er rechnete mit der Habgier des Pascherkönigs. Darum sprach er von dieser hohen Summe.

Und es zeigte sich sogleich, daß Arndt ein guter Menschenkenner war. Der Unbekannte lenkte ein.

»Sechstausend Mark? Ist das wahr?«

»Es ist sogar knapp gerechnet.«

»Soviel würde bei – bei deinem Geschäft an Zoll gespart werden?«

»Bestimmt.«

»Und wer oder was bürgt mir dafür, daß du es ehrlich meinst?«

»Mein eigener Vorteil. Ich brauche euch.«

»Das sagst du. Aber du kannst auch ein Spion der Grenzer sein.«

Arndt lachte dem Mann in der Joppe gerade ins Gesicht.

»Mir scheint, ich bin aufrichtiger als du. Ich habe dir sofort bekannt, was ich will. Du aber hast dich anfangs gründlich verstellt. Jetzt endlich gibst du stillschweigend zu, für meine Zwecke der rechte Mann zu sein. Also sperr dich nicht länger unnütz!«

»Ich muß Sicherheit haben«, beharrte der andre.

»Die hast du bereits. Bedenke, daß ich Laube mit dem geheimen Gruß entgegengetreten bin!«

»Davon kannst du durch Verrat erfahren haben.«

»Laß mich ausreden! Weiter wußte ich, daß ich mich überhaupt an Laube zu wenden hatte. Das ist auch ein Beweis dafür, daß ich eingeweiht bin.«

»Gewiß, aber woher hast du das erfahren?«

»Die alte Eiche oben im Wald hat es mir erzählt.«

»Du kennst ...«

»... das Versteck des Kästchens mit den geheimen Botschaften! Jawohl!«

»Hm«, brummte der Unterhändler der Pascher nachdenklich. Dann schlug er plötzlich einen ganz andern Ton an. Er wurde höflich. »Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Ich bin wirklich nicht der Anführer, kann also keine Entscheidung treffen. Aber ich werde Ihren Wunsch, mit uns in Verbindung zu treten, weiterleiten. Kommen Sie morgen wieder hierher!«

Arndt atmete auf. Er hatte fürs erste genug erreicht. Aber er redete noch eine gute Weile mit dem Vermummten hin und her, ließ sich von ihm nähere Anweisungen geben und lockte dabei ganz unmerklich einige Angaben heraus, die wichtige Hinweise für ihn enthielten. Er lüftete bereits so nach und nach das strenge

Geheimnis, womit sich das Buschgespenst umgab. Sein Gegner war noch immer vorsichtig, aber Arndt war der Klügere von beiden, und so siegte seine Pfiffigkeit.

Zum Schluß benützte er eine Frage des Unbekannten nach Art und Menge der Warenposten, die angeblich über die Grenze zu schmuggeln seien, um scheinbar einen Zettel nachzuprüfen, den er sich für diesen Gang vorsorglich in die Briefftasche gesteckt hatte. Dabei zog er, um lesen zu können die kleine Blendlaterne hervor, die er ständig unter dem Rock trug, und ließ ihr Licht aufleuchten. Das hatte einen doppelten Zweck. Einmal konnte so das Auge des Paschers die vielen Banknoten gewahren, die Arndt absichtlich bei dem bewußten Zettel verwahrte. Das reizte wieder die Habgier, das lockte dazu, es mit diesem Auftraggeber zu versuchen. Arndt aber schaute weniger in seine Briefftasche als auf das Gesicht des andern, das von der Maske verhüllt wurde. In der Erregung rückte und schob der Schmuggler die Maske hin und her, um besser sehn zu

können. Dadurch wurde ein Teil seines Gesichts frei.

Arndt blendete befriedigt die Lampe wieder ab. Seine List war geglückt, und während er sachlich die letzten Worte mit dem Mann in der Joppe wechselte, stellte er bei sich fest, daß er nun so ziemlich Bescheid wußte über das Buschgespenst.

Schließlich traten die beiden aus dem Schuppen hinaus in die Nacht.

»Auf morgen also!« klang es hinter der Maske hervor.

»Auf morgen oder übermorgen – ganz, wie es meine Geschäfte erlauben«, erwiderte Arndt.

Dann ging er und verließ, ohne sich umzublicken, das Gelände des Hüttenwerks. Seitlich gewahrte er im Dunkeln eine Gestalt, das war Laube, der Wächter. Arndt tat, als hätte er ihn nicht bemerkt.

Er schlug den Weg ein, der hinterm Dorf nach der Straße und weiter zur Stadt führte. Das geschah für den Fall, daß man ihm nachschlich. Erst als er seiner Sache ganz sicher war, eilte er im Bogen zurück, wobei er hinter einem dichtverschneiten Buschwerk erst wieder sein Äußeres gründlich veränderte. Er wollte ja in die Schenke gehn, um Eduard Hauser zu überwachen. Da war es immerhin möglich, daß Laube dort auftauchte, um sich den anempfohlenen Grog zu kaufen. Also war Vorsicht geboten. Laube durfte im Wirtshaus den Mann nicht wiedererkennen, der vor kurzem mit dem Stellvertreter des Buschgespenstes verhandelt hatte.

8. Der Türke

Als Frau Hauser den Abendtisch abräumte, hörte man draußen das Schellengeläut vorüberfahrender Schlitten.

»Da kommen die Städter!« meinte der Weber.

»Das ›Kasino!‹ fügte seine Frau hinzu.

Bei diesen Worten warf sie einen besorgten Blick auf Eduard, der die Eltern in einer stillen Stunde doch noch in seine Herzensnöte eingeweiht hatte, ohne jedoch zu verraten, daß auch er selber den Kasinoball besuchen wollte.

»Wird Engelchen wirklich hingehn?« fragte ihn die Mutter.

Eduard gab sich Mühe, möglichst unbefangen zu erscheinen.

»Sie geht!« nickte er kurz.

»Das mag ein andrer verstehn«, seufzte die Mutter. »Das Mädchen ist doch sonst nicht so unvernünftig.«

Sie bekam keine Antwort, denn im selben Augenblick ging draußen die Haustür. Dann klopfte es, und – Nachbar Hofmann, Angelikas Vater, trat über die Schwelle.

»Guten Abend!« grüßte er, aber seine Stimme klang kalt und unfreundlich.

Hauser schob ihm höflich einen Stuhl an den Tisch.

»Setz dich, Nachbar, und sei uns willkommen!«

Hofmann trat zögernd näher und setzte sich wie einer, der sofort wieder gehn will, nur auf die vordere Hälfte des Stuhls.

»Danke? Ich will nicht stören und werde auch nicht lange bleiben.«

»Stören? Wo denkst du hin?«

»Ich komme nämlich nur, um zu fragen ...«
Er stockte, denn es war ihm jetzt beinahe selber unangenehm, seine Sache vorzubringen. Doch er gab sich einen Ruck und überwand die anständige Regung. »Ich wollte – nach dem Holz wollte ich fragen.«

»Ah, nach dem Arm voll Holz, den du uns am Sonabend geborgt hast?«

Es waren genau zwanzig Stück.«

»Ich dachte, die hätte dir Eduard neulich mit den Kohlen wiedergebracht.«

»Nein, mein Engelchen brachte mir die Hälfte wieder zehn Scheite waren vergessen.«

»Dann mag sie dir ein Kind hinüberbringen.«

»Aber bald! Ich brauche mein Holz selber notwendig. Besser ist es überhaupt, ich nehme es gleich mit.«

»Das ist eine Kränkung, Nachbar!«

»Kränkung oder nicht, es muß so sein. Sieh, Hauser, daß ich dir's nur gleich sage: es liegt mir nicht viel daran, wenn eins von euch zu mir hinüberkommt.«

Der alte Hauser horchte auf.

»Wie?« fragte er. »Dir liegt nicht viel daran? Das begreife ich nicht. Wir sind doch allezeit gute Nachbarn gewesen.«

»Das ist richtig und wir brauchen nun auch nicht grad Feinde zu werden; aber es führt zu nichts Gutem, wenn es so fortgeht wie bisher.«

»Wieso? Was meinst du damit?« erkundigte sich Hauser dem es peinlich war, daß solche Dinge hier vor den Kindern erörtert wurden, die mit offenen Mäulchen in den Ecken umherstanden.

»Das fragst du noch? Dein Eduard hat heut wieder mit meiner Angelika gesprochen. Ich verbiete es ihm hiermit ein für allemal. Er liebäugelt mit ihr. Das mag ich nicht

dulden, denn er ist kein Mann für meine Tochter.«

»Ach so, das ist es? Nun, darüber kann ich allerdings nicht mit dir rechten. Du bist Angelikas Vater und hast über ihren Umgang zu bestimmen.«

»Das denke ich auch. Es freut mich, daß du das einsiehst. Übrigens hat mir Seidelmann verboten, mit euch zu verkehren.«

»Seidelmann? Was geht den das an?«

»Das ist wohl seine Sache. Vielleicht hängt es damit zusammen, daß Angelika demnächst zu Seidelmanns ziehn wird.«

»Ist das ein Scherz? Was soll sie denn dort?«

»Sie bekommt da eine schöne Stellung.«

»Als was?«

»Als – hm, wie sagte Seidelmann nur gleich, als er mich gestern im Dorf

anspruch? – Es ist etwas Besonderes. Stütze der Hausfrau oder so.«

»Das verstehe ich nicht. Aber ich habe das Gefühl, als stimmte da etwas nicht ganz. Nachbar, ich möchte dich warnen!«

»Ich brauche weder eine Warnung noch einen Rat. Ich weiß selber, was ich zu tun und zu lassen habe.«

Damit schnitt Hofmann jede Erwiderung kurz ab. Das Ehepaar Hauser, das solcher Grobheit gegenüber wehrlos war, stand starr und stumm und sah schweigend zu, wie sich der Nachbar zum Gehn wendete.

In diesem Augenblick gab die Liebe zu seinem Engelchen dem jungen Hauser den Mut, in die Auseinandersetzung einzugreifen. Vielleicht befähigte ihn auch nicht allein seine Liebe dazu. Vielleicht hatte Arndt der Mann, der das Buschgespenst fangen wollte, den männlichen Stolz in Eduard wachgerüttelt, indem er den Burschen aus drückender Not

herausriß und ihm, der bisher von seinem Wert nicht sonderlich überzeugt sein konnte, den wichtigen Posten eines Helfers übertrug.

Wie dem auch sein mochte, Eduard trat vor und hielt Angelikas Vater mit rascher Gebärde zurück.

»Weiß Engelchen schon, daß sie zu Seidelmanns in Dienst gehn soll?«

»Nein. Ich hab's ihr noch nicht gesagt und ich möchte mir streng verbitten, daß du dich da irgendwie einmischst. Du hast gehört, was ich deinem Vater mitgeteilt habe. Meine Tochter geht dich nichts an. Warum fragst du überhaupt?«

»Weil ich mir denke, daß sie nicht einwilligen wird.«

»Du mußt das ja sehr genau wissen.«

»Ich meine, Engelchen wird sich nicht leichtsinnig einem bösen Gerede

aussetzen.«

»Sprich nicht von Leichtsinn, Bursche!«
brauste Hofmann auf. »Der Lohn, den
Angelika bei Seidelmanns bekommt, ist
mitzunehmen und was das böse Gerede
betrifft, so hat sich meine Tochter am
meisten dadurch geschadet, daß sie mit dir
verkehrte.«

Er bückte sich am Ofen nieder, zählte zehn
Scheite Holz ab, nahm sie unter den Arm
und ging wortlos zur Tür hinaus.

Eduard starrte ihm nach, als hätte er einen
Schlag ins Gesicht bekommen. Die Mutter
war dem Weinen nahe, und der Vater ließ
die geballte Faust schwer auf die
Tischplatte fallen.

»Nun ists aber genug«, grollte er. »Jetzt ist
Schluß mit den Hofmanns. Merk dir das,
Junge!«

Eduard wollte widersprechen. Da packte
ihn die Mutter, die einen häuslichen Auftritt

befürchtete, beim Arm und schob ihn sanft zur Tür.

»Geh ein wenig an die Luft, Eduard, und beruhige dich!« bat sie. »Mußt die Zähne zusammenbeißen und tapfer sein. Geh!«

Eduard gehorchte. Es trieb ihn ohnedies fort; er wollte doch trotz allem und allem das Engelchen an diesem unglücksseligen Abend beschützen.

Aber er fand noch nicht den Mut, das Türkengewand anzuziehn. Erst noch einmal Ausschau halten, wie es in der Schenke steht, dachte er und schritt nachdenklich die Dorfgasse hinab.

Als er zum Wirtshaus kam, sah er, daß es da schon lustig zuing. Der Saal war hell erleuchtet. Musik erschallte. Die Gaststube schien überfüllt zu sein.

Langsam kehrte Eduard um. Ihm graute mit einemmal vor dem lauten Treiben dieses Abends, so daß er am liebsten

daheimgeblieben wäre in seiner Kammer. Indes der Gedanke an Engelchen peitschte ihn wieder auf. Er durfte sie nicht ohne Schutz lassen.

Während er so grübelte, kam ihm plötzlich eine weibliche Gestalt entgegen, tief in ein weites Tuch gehüllt; sie wollte schnell an ihm vorüber, aber er erkannte sie doch.

»Engelchen!« rief er.

Doch sie hörte nicht. Da eilte er ihr nach und ergriff sie am Arm.

»Angelika, auf ein Wort nur! Ich habe etwas über dich gehört, was ich nicht glauben kann. Willst du wirklich zu Seidelmanns ziehn?«

»Zu Seidelmanns?« fragte sie überrascht.
»Was soll ich dort?«

»Stütze der Hausfrau werden!«

»Wer hat das gesagt?«

»Dein Vater. Er war vorhin bei uns.«

»Bei euch?« Das Staunen hielt Angelika fest. Sie schien in diesem Augenblick ihren Trotz fast vergessen zu haben. »Was wollte er bei euch?«

»Das restliche Holz zurückfordern, das wir vergessen hatten. Vor allem aber hat er mir verboten, jemals wieder mit dir zu sprechen.«

»Von alledem weiß ich kein Wort.«

»Nun, so erfährst du es jetzt.
Wahrscheinlich berührt es dich mich gar nicht weiter. Du magst doch sowieso nichts mehr von mir wissen.«

»Hat das mein Vater auch gesagt?«

»Nein. Das brauchte auch niemand zu sagen; das merke ich schon selber. Du gehst ja zum Maskenball.«

»Natürlich!«

»Also habe ich doch recht: ich bin dir gleichgültig. Sonst könntest du mir nicht so weh tun.«

»Das ist kleinliche Eifersucht.«

»Nicht doch, Engelchen! Es ist Sorge um dich. Glaub mir, Engelchen, du paßt nicht auf dieses Fest!«

Verletzt warf sie den Kopf in den Nacken.

»Meinst du etwa, das ›Kasino‹ sei für mich zu fein?«

»Ach, du willst mich mißverstehn! Ich meine natürlich, du findest dort deine Kreise nicht!«

»Wenn sie es nicht sind, können sie es doch noch werden«, sagte sie gereizt. »Gute Nacht!«

Damit eilte sie fort. Das Band zwischen den beiden jungen Menschen war wieder zerrissen.

Eduard Hauser schritt gesenkten Hauptes die Straße hinauf. In ihm war alles tot und leer. Die einzige Regung seiner flügelmatten Seele war in diesem Augenblick ein grimmiger Zorn gegen den kecken Menschen, der es gewagt hatte, das Engelchen auf den Maskenball zu locken.

In solcher Stimmung betrat er das väterliche Heim, hörte, daß die jüngeren Geschwister und die Beyer-Kinder schon in den Betten lagen, und fand die Eltern gerüstet, ebenfalls zur Ruhe zu gehn. So wurde es ihm nicht schwer, auch weiterhin unbehelligt zu bleiben und das Haus noch einmal zu verlassen. Er holte das Türkenkostüm aus dem Versteck, zog es im Holzschuppen an, band sich die Maske vor, nahm einen alten Wetterkragen um, der im Flur hing und meist von Vater Hauser benützt wurde, und begab sich zum zweitenmal ins Unterdorf, wo die Schenke stand.

Angelika hatte hier bereits die ersten Eindrücke dieses bedeutsamen Abends

hinter sich. Sie war sehr selbstbewußt ins erste Stockwerk hinaufgestiegen und hatte sich dort von einer Garderobefrau das große Umschlagtuch abnehmen lassen. Vom Saal her hörte sie Musik und Stimmengewirr. Als sie sich umdrehte, sah sie plötzlich durch ihre Maske hindurch in einem hohen Wandspiegel ihr Bild.

Sie stutzte, musterte die eigene Gestalt in dem leichten Maskenkleid und spürte ein jähes Zittern in allen Gliedern.

Ein seltsames Gefühl beschlich sie, etwas wie Reue darüber, daß sie der Einladung eines Unbekannten so blind gefolgt, war. Ihr dämmerte die Erkenntnis, daß sie hierher nicht paßte.

Warum hatte man sie eigentlich aufgefördert? Die Kreise, die sich hier vergnügen wollten, schlossen sich doch sonst ängstlich ab gegen die ärmere Klasse der Weber und Tagelöhner. Warum rief man sie, die doch auch nur die Tochter eines armen Webers war, sie, der die Seidelmanns

die Stelle einer Dienstbotin in ihrem Haus antragen ließen?

Diese Fragen wirbelten Angelika mit einemmal durch den Kopf, und sie fand nur eine Antwort darauf: weil du hübsch bist und den jungen Herren vom ›Kasino‹ ein gefälliges Spielzeug für ein paar müßige Stunden zu sein scheinst.

Als sie so weit war, brannte ihr die Röte der Scham im Gesicht. Am liebsten hätte sie von der Frau, die mit einem eigenartigen Lächeln hinter ihr stand, das Umschlagtuch zurückgefordert und wäre davongelaufen. Dazu aber brachte sie den Mut nicht auf, und so verharrte sie schweigend und unsicher zwischen Treppe und Saaleingang.

Da plötzlich tat sich die Tür zum Saal auf, ein Herr in der schneidigen Maske eines Reiteroffiziers trat heraus, hob überrascht den Kopf und eilte mit schnellen Schritten auf Angelika zu.

»Ah, da sind Sie ja, meine schöne
Freundin! Endlich!«

Er erhaschte die Hand des Mädchens und küßte ihr ritterlich die Fingerspitzen. Sie ließ es verwirrt geschehn. Solche Huldigungen war sie nicht gewöhnt. Da legte der Offizier – es war Fritz Seidelmann, dessen Züge hinter einer seidenen Maske nicht zu erkennen waren – Angelikas Arm in den seinen und zog sie mit sich fort.

»Ich habe mit Sehnsucht auf dich gewartet, schöne Italienerin«, flüsterte er ihr ins Ohr.
»Hörst du, die Musik ruft zum Walzer!
Dieser Tanz gehört natürlich mir.«

Angelika ging nicht freiwillig mit dem Unbekannten, aber sie wehrte sich auch nicht. Sie war wie eine Puppe, die nicht fühlt, was mit ihr geschieht. Als der Lichterglanz des Saales durch die Öffnungen der Maske ihre Augen blendete, blieb sie stehn. Ringsum gewahrte sie tanzende Paare, Herren und Damen in

bunten, oft seltsamen Kostümen, alle mit Masken vor den Gesichtern. Die Geigen lockten. Ein Kichern, Schwatzen und Lachen fröhlicher Stimmen war in dem weiten Raum.

Da legte der fremde Mann den Arm um Angelika und glitt mit ihr im Tanz in die lustige Menge hinein. Dabei fand das Mädchen Zeit, ihre Gedanken ein wenig zu sammeln, und als die Musik schwieg, hatte sie die erste Frage für ihren Tänzer bereit.

»Sie wissen, wer ich bin?«

»Gewiß. Fräulein Angelika Hofmann.«

»Sie haben mich an meinem Kostüm erkannt? Also sind Sie es, der mich eingeladen hat?«

»Ist alles richtig«, nickte er, während er sie an der Längsseite des Saales hinführte.

»Darf ich nun auch Ihren Namen erfahren?« bat sie.

»O nein!« wehrte er ab. »Damit würden Sie sich und mir ja die Überraschung verderben, die für die Mitternachtsstunde vorbehalten bleibt. Um zwölf Uhr werden die Masken gelüftet.«

Sie schwieg. Die Nähe des fremden Mannes bedrückte sie wie die ganze ungewohnte Umgebung. Freilich gefiel ihr auch die glänzende Pracht dieses Festes, bei dem ein Aufwand gemacht wurde, der für Hohenthal ganz außerordentlich war. Der Reiteroffizier führte sie zu einem kleinen Tischchen, ein wenig abseits von der Tanzfläche. Hier stand Wein in einem Kühler bereit, zwei Gläser dabei. Angelika mußte mit ihrem Tänzer auf einen fröhlichen Abend und auf gute Kameradschaft anstoßen. Der Wein ging ihr sogleich wie ein Feuerstrom durchs Blut. Sie kannte solche Getränke bisher nur vom Hörensagen.

Nun begann der Unbekannte eine leichte Plauderei mit ihr. Ob sie gern gekommen sei, ob es ihr gefiele, ob die Eltern sie

bereitwillig fortgelassen hätten. Angelika bejahte alles.

Dann kam eine schwierige Frage.

»Und was hat Ihr Herzallerliebster dazu gesagt?« erkundigte sich Fritz Seidelmann.

Angelika senkte den Kopf. Sie wußte, daß diese Anspielung ihrem Nachbarsohn Eduard Hauser galt. Irgendwie empörte sie das.

»Nun?« drängte ihr Tänzer. »Wie hat er es aufgenommen?«

Da richtete sich Angelika trotzig auf.

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden. Ich habe keinen Herzallerliebsten.«

»Wirklich nicht?« lächelte der Offizier hinter seiner Maske. »Mich sollte es freuen, wenn Sie die Wahrheit sprächen. Dann wären Sie frei, dann könnte ich mich Ihnen als Ritter anbieten. Wie wäre es? Einverstanden, mein gnädiges Fräulein?«

Mein gnädiges Fräulein – Wie das klang?
Das unerfahrene Mädchen war damit leicht
zu blenden. Welch eine prächtige Maske er
trug, und wie die Ringe an seinen Fingern
funkelten!

»Ja!« sagte sie leise.

»So kommen Sie!«

Wieder führte er sie zum Tanz und hinterher
zu einem Schanktisch, wo abermals Wein
und andre Erfrischungen zu haben waren.
Sie mußte süßen Wein versuchen und von
Leckereien kosten, die sie in ihrem Leben
noch nicht gesehen hatte.

Hier saßen und standen auch andre Paare
umher, und die Unterhaltung wurde
allgemein. Scherze flogen von Gruppe zu
Gruppe, von Tisch zu Tisch. Angelika glich
in dem festlichen Treiben einer
Traumwandlerin. Sie sah nichts und hörte
nichts, und doch saugte sie alles in ihre
hungrige Seele ein: den
verschwenderischen Lichterglanz, die

Flitterpracht der Kostüme, die sorglose Heiterkeit ringsum, die Musik. Oh, wer doch auch so reich und vornehm sein und immer an solchen Vergnügungen teilnehmen könnte, dachte sie!

Verstohlen musterte sie ihren Tänzer, dem sie das alles hier verdankte. Wer war er nur? Aber sie vermochte es nicht zu erraten; doch bemerkte sie, daß er in diesem Kreis etwas zu gelten schien.

Wortlos saß sie an seiner Seite und ließ es sich gefallen, daß er ihre Hand in der seinen hielt.

Plötzlich aber ließ er sie los und wies auf einen Türken, der soeben am Eingang aufgetaucht war.

»Endlich!« sagte er und erhob sich schnell.
»Ich glaubte schon, er käme nicht mehr!«

»Wer?« fragte Engelchen.

»Der dort an der Tür, ein Freund von mir.
Entschuldigen Sie mich, bitte, einen
Augenblick!«

Er schritt durch den Saal, auf den Türken zu
und drückte ihm die Hand.

»Na, da bist du ja! Wie bist du denn
hergekommen?«

Eduard Hauser fühlte sich in seiner
Verkleidung und in der fremden Umgebung
durchaus nicht wohl und wurde das Gefühl
nicht los, daß dieser Abend unglücklich
enden werde. Als er aber den Reiteroffizier
auf sich zusteuern sah, riß er sich
zusammen. Sein Hirn arbeitete fieberhaft.
Aus der Anrede des Fremden schloß er, daß
er einen guten Freund Strauchs vor sich
hatte, der sogar wußte, welche Maske
Strauch tragen wollte. Er beschloß, so
gleichmütig wie möglich aufzutreten.

»Es paßte grad«, lachte er frisch, »daß ich
mit einem nach Hohenthal fahrenden

Geschirr fortkam. Sonst wäre ich allerdings in Verlegenheit geraten.«

Er war schon öfter bei Strauchs gewesen und wußte, daß der junge Strauch ein wenig mit der Zunge anstieß; das ahmte er nach, so gut es gehn wollte. Übrigens wurde ja seine Stimme durch den Seidenbehang der Larve verändert und fast unkenntlich.

»Du bist ein fabelhaft echter Türke!« meinte der Offizier. »Bin wirklich neugierig, ob dich wenigstens deine Marie erkennen wird. Aber sag, wo hast du deine Ringe? —«

»Abgezogen«, redete sich Eduard rasch heraus.

»Aha, du Schlaukopf! Man könnte dich sonst daran erkennen!«

Eduard Hauser ließ einen schnellen Blick über die beringten Hände des andern gleiten. Deutete dieser Siegelring am

Mittelfinger der rechten Hand nicht auf
Fritz Seidelmann?

»Du bist heut schwerfällig wie ein Klotz!«
murrte der andre vorwurfsvoll. Doch dann
dämpfte er die Stimme. »Du fragst ja gar
nicht, ob ich's erreicht habe!«

Erreicht? überlegte Eduard flink. Was
erreicht? Handelte es sich etwa um
Engelchen? Jedenfalls durfte er nicht mit
der Tür ins Haus fallen; er mußte vorsichtig
sein.

»Hm!« brummte er. »Nach deiner
Stimmung zu urteilen, ist alles in schönster
Ordnung.«

»Ists auch. Wie gefällt sie dir?«

»So leidlich!«

»Leidlich? Bist du blind? Vergleiche sie
doch mit den andern! Sie ist unbedingt die
Schönste hier! In diesem Kleid erkennt man
erst ihre Schönheit.«

Eduard hustete. Er brachte keine Silbe über die Lippen. Er hätte den dreisten Menschen niederschlagen mögen. Freilich, jetzt erst sah er ja selber, wie schön Angelika war – und grad heut sollte er sie verlieren ...

»Was hüstelst du so spöttisch?« fragte Seidelmann. »Du hast Fischblut in den Adern. Ich aber sage dir: sie macht mich ganz verrückt! Ich werde alles dransetzen, sie zu gewinnen. Übrigens wird sie bald ständig in unserm Haus sein, als Stütze der Hausfrau. Ich habe dem Vater diesen Vorschlag gemacht.«

Jetzt wußte Eduard, daß er in der Tat mit dem jungen Seidelmann sprach.

»Wird sie denn auch in euer Haus kommen wollen?« erkundigte er sich scheinbar ruhig und gelassen.

»Was heißt wollen!« wehrte Seidelmann mit bezeichnender Geste ab. »Ihr Vater ist einverstanden, also wird sie sich fügen müssen. Außerdem« – er machte die

Gebärde des Geldzählens – »außerdem soll es ja nicht umsonst sein. Alles in allem, du kannst mir glauben, daß ich mit dem Mädchen fertig werde. Noch heute abend bekommt sie den ersten Kuß von mir.«

»Das wäre ...«, fuhr Eduard auf. Dann hatte er sich wieder in der Gewalt. »...das wäre freilich ein glatter Sieg«, ergänzte er den Satz, der ursprünglich ganz anders lauten sollte.

Seidelmann lächelte geschmeichelt.

»Ja, ein glatter Sieg, lieber Freund. Du kannst uns ja unauffällig beobachten. Vielleicht gelingt es dir, Zeuge meines Erfolgs zu sein.«

Damit brach er das Gespräch ab, um wieder zu Angelika zurückzukehren. Eduard aber verlor sich im Getriebe um den Schanktisch.

Er befand sich in einer unbeschreiblichen Stimmung. Ihn quälte die Sorge um

Engelchen, ihn folterte der mühsam zurückgedämmte Grimm gegen Fritz Seidelmann, der mit dem ahnungslosen Mädchen ein unwürdiges Spiel trieb, ihn beengte die fremde Umgebung, die ihn dazu nötigte, sich lustig und heiter zu geben, während es in seinem Innern ganz anders aussah.

Ab und zu trank er ein Glas Wein, vom Tanz aber hielt er sich fern. Mochten die andern von dem sonderbaren Türken denken, was sie wollten! Er fühlte sich einfach nicht imstande, mit einem fremden Mädchen zu plaudern und zu scherzen. Außerdem sah er, daß er es in der Tanzkunst mit den Paaren dieses Festes nicht aufnehmen konnte. So trieb er sich scheinbar planlos umher und beobachtete in der Hauptsache verstohlen das Engelchen und ihren Ritter.

Die Eindrücke, die er dabei empfing, waren ganz dazu angetan, seine Sorge und seinen Grimm zu vermehren und in ihm den Entschluß reifen zu lassen, dem geliebten

Mädchen, wenn es sein mußte, mit einer raschen Tat beizuspringen. Was daraus werden würde, danach fragte er nicht.

Und gerade das war es, was Arndt, der reife, erfahrene Mann befürchtet hatte. Die Dinge kamen wirklich so, wie sie Arndt vorausgesehn hatte.

Eduard Hauser erhaschte den Augenblick, da Fritz Seidelmann seine Italienerin am Arm aus dem Saal führte. Mit einem Husch war der Türke noch vor ihnen zur Tür hinaus und machte sich im Garderobevorraum zu schaffen. Dieser Raum bildete zwischen den Kleiderständen und der Treppe einen Winkel, wo sich ein Mensch recht wohl verstecken konnte.

Dort verbarg sich Eduard in der Hoffnung, Angelika und Seidelmann würden auf dem freien Platz vor ihm eine Zeit verweilen. Hier waren sie ungestört, worauf Seidelmann natürlich Wert legte. Die Garderobefrau schlief auf ihrem Stuhl, die

Hände gefaltet, den Kopf tief auf die Brust gesenkt.

Jetzt trat das Paar durch die Flügeltür. Angelika Hofmann wollte die Treppe hinabsteigen. Da hielt Seidelmann sie zurück.

»Nicht doch! Was wollen Sie da unten? Dort würde Ihre Maske nur die Augen der Neugierigen auf sich ziehn. Außerdem könnten Sie sich bei der scharfen Luft in Ihrem leichten Kleid eine Erkältung holen. Bleiben wir doch hier!«

Das Mädchen zögerte und holte tief Atem.

»Mir ist so wirr im Kopf«, klagte sie.

»Das kommt vom Tanzen und vom Weintrinken«, beruhigte er sie. »Mir geht es genau so. Nehmen Sie doch die Maske ab! Das wird Ihnen Erleichterung schaffen.«

Sie gehorchte.

»Es war entsetzlich heiß da drinnen«, seufzte sie.

Er sah ihr entzückt in die Augen, die nun nicht mehr verhüllt waren.

»Sie sind es nur nicht gewöhnt, zu tanzen und zu trinken«, wollte er sie belehren. »Ihr Vater ist kein Freund von Vergnügungen, und dann fehlt Ihnen wohl auch das Geld dazu. Verzeihen Sie, das sollte keine Taktlosigkeit sein. Ich meine es so: Wenn Sie erst ganz in unserm Haus sind, wenn Sie sich ...«

»In Ihrem Haus?« fiel ihm Angelika in die Rede.

Er erkannte seine Voreiligkeit, wollte sich verbessern, beschloß aber zuletzt, einfach offen zu sein.

»Ja, in unserm Haus«, sagte er. Dann nahm er kurzerhand die Maske ab. »Ich will Ihnen zeigen, mit wem Sie reden. Ich bin Fritz Seidelmann.«

Engelchen erblaßte für eine Sekunde. Doch schon im nächsten Augenblick kehrte das Blut um so heißer in ihre Wangen zurück.

»Herr Seidelmann!« rief sie überrascht.

»Pst, Kind! Nicht so laut! Man darf uns hier nicht hören. Niemand soll doch wissen, daß wir beide ...«

Er brach ab vor dem entsetzten Ausdruck in ihrem Gesicht.

»Bitte«, sagte sie leise, aber bestimmt,
»lassen Sie mich gehn!«

»Wohin denn?« stammelte er. »Zurück in den heißen Saal?«

»Nein. Ich muß heim.«

Sie wollte sich von ihm freimachen. Er aber hielt sie fest. »Bleiben Sie wenigstens noch einen Augenblick«, bettelte er. »Bleiben Sie, bis Sie alles gehört haben, was ich Ihnen sagen muß! Seien Sie aufrichtig! Fürchten Sie sich vor mir?«

Sie blickte ihm fest ins Gesicht.

»Nein.«

»Nun, warum wollen Sie dann fliehn?«

»Weil ich nicht zu Ihnen gehöre.«

»Nicht zu mir gehören? Was heißt das? Ich liebe Sie, Angelika. Gehören Liebende nicht zueinander?«

»Das ist eine Redensart. Ich glaube Ihnen nicht.«

»Soll ich Ihnen Beweise bringen?«

Angelika war plötzlich sehr ernst geworden. Es kam wie eine Ernüchterung über sie. Sie sah das Gesicht des jungen Kaufmanns hart neben dem ihrigen und sah, wie seine Augen mit einem seltsamen Ausdruck auf sie gerichtet waren. Diese Augen brachten sie zu der Erkenntnis, daß die Warnung Eduards doch wohl guten Grund gehabt hatte. Sie schämte sich, und

eine tiefe Glut übergieß ihr Gesicht und Nacken.

»Herr Seidelmann, lassen Sie mich!« bat sie tapfer. »Ich wiederhole, daß ich nicht zu Ihnen passe. Ich bin arm, und Sie sind reich.«

»Ach«, flammte er auf. »Was gilt mir aller Reichtum vor dir? Ich werde dir beweisen, wie lieb ich dich habe. Hat dir dein Vater noch nicht gesagt, worüber ich mit ihm gesprochen habe?«

Angelina zuckte zusammen. Sollte seine Liebe in der Tat so groß sein, daß er schon bei ihrem Vater um sie angehalten hatte? Stolz und Eitelkeit verdunkelten noch einmal ihre bessere Einsicht.

»Sie haben – bei meinem Vater – um meine Hand ...«, stotterte sie.

»Nein, nein!« unterbrach er sie verlegen.
»Erst mußten wir beide doch einig sein,

nicht wahr? Aber ich habe von etwas anderm mit ihm gesprochen!«

Sie blickte ihn stumm und erwartungsvoll an; sie dachte dabei an Eduard, dachte daran, wie anders seine werbende Liebe sich zeigte.

»Möchtest du nicht immer in meiner Nähe sein?« flüsterte Seidelmann ihr zu.

»Wie meinen Sie das?« fragte Angelika zurück.

»In irgendeiner gutbezahlten Stellung in unserm Haus!«

Langsam wich die Farbe aus ihrem Gesicht. Das also – das war seine Liebe?

»Nein!« sagte sie kalt.

»O doch! Dein Vater hat es mir schon zugesagt!« trumpfte er auf.

»Als Dienstmädchen?«

»Aber Angelika – sprich doch nicht so! Ich meine, als Hilfe meiner Mutter! Eine junge Dame in dieser Stellung kommt gleich nach der Hausfrau. Sie gehört zur Familie. Denk doch!« schmeichelte er. »Dann sehn wir uns alle Tage, und du bekommst zweihundert Mark Gehalt im Jahr!«

»Zweihundert Mark?« In dieser Frage lag schon alles, was sie zu erwidern hatte. Er aber hörte nicht darauf.

»Und von mir erhältst du heimlich noch ebensoviel!« versicherte er. »Eben, weil ich dich liebe! Weil ich dich zur Frau begehre! Aber dieser Wunsch kann jetzt leider noch nicht in Erfüllung gehn, da die Eltern vorläufig nichts davon wissen dürfen. Auch kennen wir beide uns noch zu wenig. Wir müssen uns erst noch mehr aneinander gewöhnen. Und daß das ohne Aufsehn geschehn kann, darum sollst du in unser Haus ziehn! Überleg einmal: dann können wir abends heimlich miteinander plaudern!«

Engelchens Augen flammten auf.
Entrüstung, Scham und Abscheu trieben ihr
das Blut ins Gesicht. Stand sie wirklich so
tief, daß man ihr das zu bieten wagte?

»Das also war Ihre Absicht?« fragte sie.
»Mich kaufen für vierhundert Mark
jährlich?«

Sie schob Seidelmann mit einem Ruck
beiseite. Wütend sah er sie an.

»Was? Du schlägst mein Angebot aus?«
knirschte er.

Angelika mußte all ihren Mut
zusammennehmen.

»Lassen Sie mich fort!« drängte sie.

Da hatte er sich plötzlich gefaßt.

»Noch eine kleine Minute!« widersprach er.
»Die werden Sie mir schon gewähren
müssen. Denn Sie werden mir doch
zugeben, daß ich ein gewisses Anrecht an
Sie habe, mein Fräulein.«

Mit beißendem Hohn betonte er jetzt das ›Sie‹ und das ›Fräulein‹.

»Ein Anrecht?« staunte Angelika, die solcher Art nicht gewachsen war.

»Ja, meine verehrte Dame, ein Anrecht! Ich habe Sie ins ›Kasino‹ eingeladen, in eine vornehme Gesellschaft, in die Sie sonst nie gekommen wären, und das Kleid, das Sie tragen, habe ich bezahlt.«

Angelika stand dieser Beleidigung zunächst ratlos gegenüber.

»Ich habe Sie – ja nicht – darum gebeten!« stammelte sie dann.

Er lachte roh auf.

»Aber Sie haben es angenommen, mein Schatz! Und Sie werden auch noch das andre annehmen, dessen bin ich sicher.«

Das geängstigte Mädchen wußte nicht mehr aus und ein. Sie drängte nach der Treppe, ohne an ihr Umschlagtuch zu denken. Und

hätte sie daran gedacht, so hätte sie sich geschämt, jetzt die schlafende Garderobefrau zu wecken.

»Ich will fort!« bettelte sie unter Tränen.

Da pflanzte sich Fritz Seidelmann dreist vor ihr auf.

»So? Sie wollen fort? Nun, so muß ich Ihnen vorher noch etwas sagen. Meinetwegen gehen Sie! Aber ich mache Sie auf die Folgen aufmerksam. Sie wissen, daß ich als Verleger Ihren Vater in der Hand habe. Wenn Sie mein Entgegenkommen in dieser Weise mißachten, können Sie mit Ihren Leuten betteln gehn. Dann gibt es keine Arbeit mehr bei uns für Ihre Familie. Dann erleben Sie, was die Hausers bereits erleben mußten. Dann sitzen Sie auf der Straße.«

Die Hausers! Dieses Wort gab Angelika die volle Besinnung und all ihren Mut zurück.

»Jetzt zeigen Sie Ihr wahres Gesicht, Herr Seidelmann!« kam es mutig von ihren Lippen. »Jetzt offenbaren Sie Ihren wahren Charakter! Gewiß, die Hausers und wir, wir sind nur arme Weber. Aber wir haben doch unsre Ehre. Die lassen wir uns von keinem rauben, auch von Ihnen nicht. Sie spielten vorhin auf Eduard Hauser an. Gut, ich will Ihnen die Wahrheit sagen. Er ist mir in der Tat lieb und wert. Er ist tausendmal besser als Sie. Nie wäre er einer gemeinen Handlungsweise fähig. Er hat mich vor dem Maskenball gewarnt, aber ich habe nicht gehört. Nun trage ich die Folgen davon. Aber Sie können sicher sein, nun weiß ich auch Bescheid. Ein zweites Mal verlocken Sie mich nicht. Sie sind kein Ehrenmann, Sie sind ein Schurke ...«

Seidelmann stand bleich vor Zorn, die Fäuste geballt. Er sah, daß die schlafende Garderobefrau von Angelikas lautem, erregtem Sprechen erwacht war und alles mit anhörte. Das raubte ihm vollends die Besinnung. Er wollte auf Angelika

zuspringen. Da legte sich plötzlich eine Hand derb auf seine Schulter.

»Laß das Mädchen in Ruhe, Seidelmann!« sagte eine männliche Stimme streng und gebietend.

Seidelmann fuhr herum.

»Strauch! Alle Teufel! Was fällt dir ein? Du bist wohl betrunken? Siehst du denn nicht, daß das dumme Frauenzimmer ...«

Der Türke stellte sich breitbeinig vor Seidelmann hin und hielt ihm die Faust vor die Nase.

»Noch ein solches Wort, das mir nicht gefällt und ich lehre dich, wie man mit einem anständigen Mädchen umgeht!«

»Aber Strauch!«

»Ach was, Strauch! – Die Komödie hat ein Ende!« Eduard riß sich die Maske vom Gesicht. »Schau her, ich bin ...«

»Eduard!« schluchzte Angelika. »Du? –
Oh, dem Himmel sei Dank!«

Fritz Seidelmann starrte den Türken an, als sähe er ein Gespenst. Dann aber sprang er mit einem Wutschrei auf ihn zu.

Eduard hatte das erwartet. Er schob das Mädchen mit der Linken beiseite und stieß den Angreifer mit der Rechten zurück.

Der Webersohn war auf diesen Ausgang der Auseinandersetzung vorbereitet, denn er hatte in seinem Winkel neben der Treppe jedes Wort mit angehört, das zwischen Seidelmann und Angelika gewechselt wurde, und es hatte ihn mehr als einmal gewaltige Anstrengung gekostet, nicht plötzlich hervorzutreten und dem unverschämten Menschen, der das Mädchen so peinigte, ein paar derbe Worte zu sagen. Noch lieber hätte er ihn gleich am Kragen gepackt und die Treppe hinabgeworfen.

Aber der heimliche Lauscher beherrschte sich. Die Gewißheit, daß da noch mehr kommen würde, daß es noch mehr Beweise der Flegelhaftigkeit Seidelmanns zu sammeln galt, legte seiner Ungeduld Zügel an. Außerdem dachte er bei aller Aufregung und Empörung in seinem Innern doch auch an den Mann, in dessen Dienst und Lohn er stand, an Arndt. Was würde sein Gönner dazu sagen, wenn sich Eduard Hauser, sein Helfer und Verbündeter, leichtfertig zu einer Unbesonnenheit hinreißen ließ?

Nein, so hart es ihn auch ankam, er, Eduard, mußte sich beherrschen und warten.

Und so wartete er denn so lange, bis schließlich die Notlage des Mädchens ein Eingreifen erforderte, bis sich Engelchen in solcher Bedrängnis befand, daß Eduard ihr beispringen mußte. Dann aber machte er reinen Tisch. Er wies Seidelmann in seine Schranken zurück, klärte ihn aber auch über seinen Irrtum auf und gab sich als Eduard Hauser zu erkennen.

In ihm war ein grenzenloser Mut, geboren aus der Freude über Engelchens Geständnis. Freimütig hatte sie es bekannt: sie liebte den Nachbarsohn, obwohl er arm und wenig angesehen war, obwohl er ihr keine Geschenke versprechen, sie zu keinem glänzenden Fest führen konnte. Das Wissen um diese Liebe war für Eduard selige Gewißheit. Jetzt fürchtete er sich selbst vor dem Teufel nicht und wäre nötigenfalls bereit gewesen, um den Besitz Angelikas gegen eine Welt von Feinden zu kämpfen.

Was galt ihm da Fritz Seidelmann, der eitle, dreiste Bursche, der nur immer auf die Gewalt pochte, die sein Vater über die armen, abhängigen Weber von Hohenthal besaß! Die Hausers waren dieser Gewalt bereits entrückt, weil Eduard einen Helfer und Gönner hinter sich wußte, der ganz offenbar den Seidelmanns an Einfluß und Reichtum weit überlegen war, überlegen wohl auch an Klugheit und Umsicht.

Eduard drängte Seidelmann schroff beiseite und rief der erschrockenen Garderobefrau zu, sie solle ihm seinen Wetterkragen und Angelika das Umschlagtuch reichen. Die Frau gehorchte hastig. Seidelmann aber fuhr dazwischen.

»Halt, Bursche! So kommst du mir nicht fort. Du hast dich heimlich eingeschlichen in unsre Gesellschaft. In den Saal mit dir! Dort wirst du mir vor allen andern Rede und Antwort stehn.«

Er packte Eduard am Arm. Der aber riß sich los und stieß Seidelmann derb zurück.

»Rühr mich nicht an, sonst stehe ich für nichts!« drohte der junge Hauser. »Wir sprechen ein andermal über diese Dinge. Jedenfalls hast du mehr zu bekennen als ich. Eigentlich verdienstest du Prügel für deine Unverschämtheiten einem anständigen Mädchen gegenüber. Laß uns in Ruhe, sonst besinne ich mich darauf, meine Rechnung mit dir auf der Stelle auszugleichen!«

Eduard Hauser war plötzlich ein ganz anderer geworden. Mit großen, staunenden Augen, aus denen die Bewunderung für ihren Retter und Helden leuchtete, sah ihn Angelika an. Der für gewöhnlich so stille, bescheidene Mensch wuchs in diesen Minuten über sich hinaus.

Seidelmann mochte merken, daß es nicht geraten war den Bogen zu überspannen und den Streit fortzusetzen.

»Er ist betrunken«, knirschte er, zu der Garderobefrau gewendet.

Eduard war mit dem Mädchen schon auf der Treppe und hörte diese Worte nicht mehr. Sie gingen überhaupt fast unter in einem lauten Stimmengewirr, das von der offenen Saaltür kam. Dort waren soeben mehrere Herren und Damen aufgetaucht und fragten erregt nach der Ursache des Lärms in der Garderobe.

Seidelmann sah sich von ihnen umringt. Es war ihm reichlich ungelegen, ihnen so ohne

weiteres Auskunft geben zu sollen.

»Nachher!« wehrte er ab. »Ich muß rasch einmal fort.«

Damit ließ auch er sich seinen Mantel geben, streifte ihn über und eilte hinter dem Paar die Treppe hinunter. Unten erlebte er dann einen peinlichen Zwischenfall.

Aus der Tür der Gaststube – so wenigstens schien es Seidelmann – schoß in diesem Augenblick ein Unbekannter hervor und lief dem Eiligen so ungeschickt in den Weg, daß Seidelmann mit ihm zusammenprallte, ausglitt und schwer auf die Fliesen des Vorraums im Erdgeschoß schlug.

»Verzeihung!« entschuldigte sich der Fremde höflich und hastete weiter, auf die Straße hinaus.

Fritz Seidelmann fluchte. Er hatte sich keinen Schaden getan, aber alle Knochen im Leib schmerzten ihn. Mühsam richtete

er sich auf und schleppte sich hinkend ins Freie.

Die frische Nachtluft wehte ihm um den Kopf, und er begann, ruhig zu überlegen. Weder von dem Paar, noch von dem töpelhaften Fremden, den er heimlich ins Pfefferland wünschte, war eine Spur zu entdecken. Wohin hatte sich Eduard Hauser mit dem Mädchen gewendet? Auf der Straße würden die beiden nicht bleiben. Ihr Ziel war sicherlich das Hofmannsche Haus.

Seidelmann ballte die Fäuste vor Wut. Dieser Eduard, dieser Betteljunge, geleitete die hübsche Angelika heim. Er würde die Küsse ernten, die einem Fritz Seidelmann versagt waren. Empörend!

Vielleicht tuschelten die beiden noch miteinander im Flur des Hofmannschen Hauses. Was war da zu tun?

Hm! Dieses Haus kannte Fritz Seidelmann genau, hatte er es doch oft genug Angelikas wegen umschlichen. So reifte in ihm ein

Plan: er wollte den Weg hinter den Gärten nehmen, dann kam er noch vor dem Paar dort an und konnte sich einschleichen und verstehen.

Er kehrte in die Schenke zurück, ging durch den Hof in den Garten, sprang über den Zaun und rannte hinter den Dorfhäusern fort, bis er das kleine Gärtchen der Hofmanns erreichte. Nach kurzem Lauschen, ob auch alles ruhig sei, durchquerte er es und horchte an einem Fensterladen. Richtig, die Eltern, die ihr Goldkind in der Obhut des Herrn Seidelmann gut aufgehoben glaubten, waren schon schlafen gegangen. Einen Hund gab es nicht, er brauchte also keine Entdeckung zu fürchten.

Die Hintertür war nur mit einer hölzernen Klinke verschlossen, die ein Eingeweihter mit Hilfe einer Schnur auch von außen heben konnte. Das tat Fritz Seidelmann dann auch ohne Bedenken, schlich leise in den Flur, schloß die Tür wieder und kroch in den tiefen Winkel unter der Treppe. Hier

konnte er das übrige abwarten und schließlich, wenn er Glück hatte, alles hören, was im Hausflur von dem heimkehrenden Pärchen gesprochen wurde.

So rechnete Fritz Seidelmann, und seine Rechnung stimmte. Er war noch nicht lange in seinem unbequemen Versteck da vernahm er schon Schritte, die sich der Haustür näherten.

*

Eduard war mit Engelchen stumm und ohne sonderliche Hast heimgegangen. Den beiden jungen Menschen, deren Leben sonst so still dahinfloß, waren nach den erschütternden Ereignissen der letzten Stunde die Herzen so übertoll, daß sie die Flut ihrer Gedanken und Empfindungen scheu zurückdrängten, keinen Anfang zu einem Gespräch fanden und beide lieber gar nichts sagten.

Am Haus wollte sich Eduard verabschieden.

»Da sind wir. Gute Nacht, Engelchen.
Schlaf wohl!«

Aber das Mädchen hielt ihn zurück.

»Eduard!« schmeichelte sie. »Du willst schon fort? Soll das eine Strafe für mich sein?«

Der Bursche sah an ihr vorbei ins Leere und schwieg.

»Eduard!« begann Angelika von neuem.
»Ich bin recht garstig zu dir gewesen. Doch du darfst nicht im Zorn von mir scheiden, das ertrüge ich nicht!«

»Ich bin nicht zornig, nicht einmal böse auf dich, Engelchen«, versicherte Eduard.

»Und willst doch schon gehn? Mir ist so bange. Ich habe dir noch soviel zu sagen.«

»Ein andermal, Engelchen! Sieh, du frierst, du wirst dich erkälten!«

In der Tat schauerte das Mädchen zusammen. Aber sie gab nicht nach.

»So komm auf ein paar Minuten mit ins Haus! Die Eltern schlafen schon.«

»Wo denkst du hin?« .

»Nur bis in den Flur!« bettelte sie und drückte seine Hand.

Sie zog den nur schwach Widerstrebenden hinter das Haus und öffnete die Tür, durch die vor wenigen Minuten Seidelmann geschlichen war.

»Da neben der Treppe steht die Waschbank. Vorsicht – stoß dich nicht! – Hier können wir uns einen Augenblick setzen!«

Stumm ließ Eduard alles geschehn. Die Nähe des geliebten Mädchens versetzte ihn in einen Glücksrausch. In diesem Zustand war er zu jedem Wagnis bereit; denn ein Wagnis war es, daß Eduard Hauser, dem Hofmann jeden Umgang mit seiner Tochter

verboten hatte, bei Nacht heimlich das Haus dieses Mannes betrat. Im Fall einer Überraschung setzte er sich der Gefahr aus, schmäählich hinausgeworfen zu werden.

Dicht beieinander hockten sie auf der Bank und ahnten nicht, daß sich zwei Schritte von ihnen der befand, der ihr Glück hatte vernichten wollen.

Ein leises Geplauder hob an. Angelika, die plötzlich ganz voll Dankbarkeit gegen ihren Beschützer war, wollte vor allem wissen, wie er auf den Ball gekommen sei. Er aber wehrte ab.

»Davon nachher, Engelchen! Vorher gibts etwas Wichtigeres. Weißt du, daß ich in den letzten Tagen recht unglücklich war?«

»Ich weiß es. Und ich war schuld! – Verzeih mir!«

Statt zu antworten, drückte er sie nur stumm an sich und küßte sie.

»Ich kann mich jetzt selber nicht begreifen,
Eduard«, tuschelte Engelchen weiter.

»Glaubst du das?«

»Ich verstehe es schon«, nickte Eduard ernsthaft. »Es stürmte zuviel auf dich ein. Dein Vater wollte es haben, daß du der Einladung des Unbekannten folgtest; das war das erste. Und das zweite war das schöne, flimmernde Kleid einer Italienerin – das hatte es dir angetan. Nicht wahr?«

»Ja«, gestand Angelika beschämt.

»Und das dritte, Engelchen, ist das Schlimmste!«

»Das dritte?«

»Ja. Fast möchte ich dir's gar nicht sagen. Du könntest mir sonst wieder gram werden.«

»So darfst du nicht denken, Eduard! Was ich heut erlebt habe, soll mir für alle Zukunft eine Lehre sein.«

»Das ist ein gutes Wort, Engelchen. Du machst mir das Herz leicht. Weißt du, dein Vater ist ein ordentlicher Mann, aber er hat etwas an sich von dem Pharisäer, der Gott dankt, daß er besser ist als andre Leute. Der Hochmutsteufel sitzt ihm im Nacken.«

»Und?«

»Du bist seine Tochter.«

Das war ein freimütiges Bekenntnis, wie es Eduard Hauser früher dem Engelchen gegenüber nicht gewagt hätte. Jetzt aber glaubte er an ihre Läuterung, und die Erwiderung Angelikas gab ihm recht.

»Ja«, nickte sie, »so ist mein Vater, und so bin ich. Oder nein, Eduard, so war ich. Jetzt bin ich mit einem Schlag anders geworden. Jetzt weiß ich, wie lieb ich dich habe. Ich habe eingesehn, was für ein böses, hochmütiges Ding ich gewesen bin!«

»Du, mein liebes, schönes Engelchen!« strahlte Eduard glückselig.

»Und was du für ein prächtiger Mensch bist, Eduard, das habe ich bisher noch gar nicht geahnt. Als du diesem Seidelmann so tapfer entgegentratest, war ich ehrlich stolz auf dich. Und, glaube mir, jetzt ist mir klar, daß ich keinen andern zum Mann haben mag als dich!«

Eine Zeitlang war es nun still in dem finstern Flur und auf der Waschbank.

»Was wird aber dein Vater dazu sagen?« begann Eduard nach einer Weile wieder.

»Hab keine Sorge! Seidelmann hat ihm zwar den Kopf verdreht, aber wenn ich ihm von den Gemeinheiten dieses Menschen erzähle, wird er sich anders besinnen.«

Fritz Seidelmann unter der Treppe hatte jedes Wort gehört. Er hätte mit beiden Fäusten dreinfahren mögen, doch die Vorsicht gebot ihm, sich zurückzuhalten. Und zur Vorsicht kam die Klugheit. Er hatte Angelikas erste Frage aufgefangen, worauf die Antwort noch immer ausstand, und grad

auf diese Antwort kam es ihm an. Also mußte er warten. Seine Geduld wurde denn auch sogleich belohnt.

»Nun aber erzähle mir endlich«, begann soeben das Engelchen, »wie du in die geschlossene Gesellschaft gekommen bist! Darauf bin ich wirklich neugierig.«

»Das war freilich eine schwierige Sache«, bekannte Eduard mit einem tiefen Seufzer. »Als du darauf bestandest, zum Ball zu gehn, wurde es mir angst um dich. Ich ahnte, daß man dir eine Schlinge legen würde, und ich wollte um jeden Preis zu deinem Schutz in der Nähe sein. Voraussetzung dazu war, daß ich mir Zutritt zu dem Fest verschaffte.«

»Und wie hast du das fertiggebracht?«

»Es wäre bestimmt aufgefallen, wenn einer versucht hätte, sich ohne Eintrittsgenehmigung in den Ballsaal einzuschmuggeln«, fuhr Eduard in seiner Darlegung fort. »Deshalb mußte ich

trachten, auf irgendeine Weise zu einem Abzeichen zu gelangen, wie es für dieses Fest vorgesehen war. Ich hatte Glück. Der Maskenverleiher, bei dem ich mir ein Kostüm aussuchen wollte, übergab mir solch ein Abzeichen, das Kaufmann Strauch versehentlich bei ihm liegengelassen hatte, mit der Bitte, es ihm zuzustellen. Jetzt hatte ich, was ich brauchte, doch bestand die Gefahr, daß Strauch seinen Verlust bemerkte und sich hierwegen an den Maskenverleiher wenden würde. Das mußte ich verhindern. Ich kam auf den Gedanken, Strauch zu veranlassen, dem Fest überhaupt fernzubleiben. Ach, Engelchen, leicht ist mir das alles nicht geworden, und ich habe auch nachträglich noch Kopfschmerzen wegen der Sache!«

Das klang so kläglich, daß Angelika stutzte.

»Was hast du denn getan?« forschte sie besorgt.

Eduard gab sich einen Ruck. Jetzt hieß es, alles bekennen.

»Ich habe einen Brief an den Kaufmann Strauch geschrieben und ihm verboten, an dem Maskenball teilzunehmen. Dazu fügte ich die Mahnung, er dürfte die andern Mitglieder des ›.Kasinos‹ von seinem Wegbleiben ja nichts wissen lassen.«

»Du hast es ihm verboten? Und er hat gehorcht? Das ist seltsam!«

»Nicht so sehr, wie du denkst. Mir hätte er natürlich nicht gehorcht; er hätte mich nur ausgelacht. Aber ich hatte einen Einfall. Ich habe meine Handschrift verstellt. Und weißt du, wie ich den Brief unterschrieben habe?«

»Nun?«

»Das Buschgespenst!«

»Mein Gott!« stammelte das Mädchen im ersten Schreck. Weiter wußte sie vorläufig nichts zu sagen. Sie hatte das dunkle Gefühl, ihr Held habe sich hier in ein sehr gewagtes Abenteuer eingelassen.

Eduard aber nahm seinen Bericht wieder auf.

»Ich habe getan, als stammte der Brief von dem Buschgespenst, und Strauch hat es offenbar geglaubt. Schon heute früh hörte ich, er habe sein Maskenkostüm, diesen Türkenanzug hier, wieder abbestellt. Das gab mir die Gewißheit, daß mein Plan geglückt war. Ich ließ mir also vom Maskenverleiher den freigewordenen ›Türken‹ geben und ging an Stelle Strauchs auf den Ball. So bin ich vorläufig unbehelligt geblieben, und sogar Fritz Seidelmann hat mich für Strauch gehalten und mit mir gesprochen, als wäre ich sein bester Freund. Das war an der Saaltür. Das hast du ja mit angesehn.«

Jetzt siegte in Angelika die Freude über das gelungene Unternehmen.

»O Eduard«, flüsterte sie, »das war eine kühne Tat! Ich bin stolz auf dich. Ich bewundere dich.«

Der bewunderte Held aber seufzte.

»Nicht doch! Ich selber bin gar nicht so stolz auf mich. Der Brief macht mir gewaltige Sorgen. Ich habe ihn geschrieben, um Strauch zu verblüffen, um mir Zugang zu dem Fest zu verschaffen und dich beschützen zu können. Andre aber werden in der gefälschten Unterschrift möglicherweise eine strafbare Handlung sehn ...«

»Das wäre?«

»Gewiß. Ich muß damit rechnen. Einer, der etwas von solchen Dingen versteht, hat mich darauf aufmerksam gemacht.«

»Ach«, versuchte das Mädchen zu beschwichtigen, »wer will es denn herausbringen, daß du der Briefschreiber gewesen bist?«

Eduard legte die Stirn in ernste Falten.

»Nun, dazu gehört nicht gerade viel. Ich bin an Stelle von Strauch mit seinem Abzeichen als Türke auf dem Ball gewesen, obwohl ich dort von Rechts wegen keinen Zutritt hatte. Also ...! Seidelmann wird nicht so dumm sein, sich das Nötige nicht zu errechnen. Und vor ihm muß ich mich in acht nehmen. Er wird mir den heutigen Abend nie vergessen!«

»O Gott, ja!« seufzte Angelika auf. »Und er hat viele Freunde. – Eduard«, sie schlang die Arme um seinen Hals, »mir ist angst um dich!«

»Ängstige dich nicht – ich stehe unter einem mächtigen Schutz!«

»Unter einem mächtigen Schutz?«

»Ja«, nickte Eduard, der im Gedanken an seinen Gönner allmählich die Sicherheit wiedergewann. »Seidelmann hat mich entlassen und um den Lohn betrogen. Er dachte, ich sollte in Not und Elend geraten; aber grad dieses Unglück ist mir zum Glück

geworden. Der Förster hat uns über die erste Not hinweggeholfen, und dann hat auch noch ein anderer sich unsrer angenommen.«

»Noch ein anderer? Wer?«

»Ein geheimnisvoller Fremder. Ich sollte eigentlich kein Wort davon verraten; aber ihr kommt wohl sehr bald auch in die Lage, Hilfe zu suchen, weil die Seidelmanns nun auch euch die Arbeit kündigen werden, und da will ich dir gestehn, daß ich einen kenne, der sicher Rat schaffen wird«

»Wie du sprichst! Eduard, ich staune! Wer ist denn dein allmächtiger Helfer?«

»Das ist auch mir unbekannt.«

»Auch dir unbekannt? Das ist mir ein Rätsel. Du mußt doch seinen Namen kennen, mußt wissen, wo er sich aufhält und ...«

»Gewiß, aber das darf ich nicht sagen. Ich stehe im Dienst des Fremden, und zwar gegen hohen Lohn. Zu meinen Pflichten gehört vor allem Verschwiegenheit. Aber – sieh, Engelchen, wir lieben uns, und wir wollen ein Paar werden. Da darf ich's wohl wagen, dir wenigstens eine Andeutung zu machen, damit du keine Sorge um mich und auch um euch zu haben brauchst. Doch du darfst zu keinem Menschen davon plaudern, auch nicht zu den Eltern. Willst du mir das in die Hand versprechen?«

»Ich verspreche es.«

»Wenn das gelingt, was wir planen, so bin ich sicher, daß der Fremde auf die Dauer für mich sorgen wird.«

»Was wollt ihr denn tun?«

»Einen fangen«

»Wen?«

»Darüber muß ich allerdings schweigen.«

Das Mädchen streifte den Sprecher mit einem ängstlichen Blick.

»O du, nun habe ich keine ruhige Minute mehr! Mir ahnt, was du mir verschweigst.«

Betroffen merkte der Bursche, daß er schon zuviel geplaudert hatte, und so war er eifrig bemüht, den wohlbegründeten Argwohn Angelikas, die natürlich an das Buschgespenst dachte, zu zerstreuen.

»Die Sache ist gar nicht so gefährlich, wie du denkst.« Er machte absichtlich viel Worte und redete in einem fort, um keinen Widerspruch aufkommen zu lassen. »Einen Wink kann ich dir ja geben, nur Näheres darf ich nicht verraten. Es handelt sich um einen Mann, der drüben, jenseits der Grenze, aus dem Gefängnis ausgebrochen ist. Die Polizei glaubt, mit Sicherheit annehmen zu können, daß er sich in unsrer Gegend versteckt hält. Den wollen wir dingfest machen.«

»Das erzählst du mir jetzt nur so«, meinte Angelika mißtrauisch.

»Nicht doch! Es ist wirklich so.«

»Dann wäre dein Gönner also ein Polizist, vermutlich ein Geheimer?«

O weh, da hatte Eduard den Karren erst recht verfahren!

»Nein, nein«, widersprach er lebhaft. »Das ist alles ganz anders. Gib dich nur zufrieden, Engelchen! Ich kann nicht aus der Schule schwatzen. Jedenfalls brauchst du meinetwegen nichts zu fürchten, wenigstens um dieser Dinge willen nicht. Bedenklicher ist mir die Sache mit Fritz Seidelmann. Und dann habe ich vor allem Sorge, was dein Vater sagen wird.«

»Wegen heut abend?«

»Nun ja, Seidelmann wird ihn hart herannehmen.«

»Darauf werde ich ihn vorbereiten. Alles erzähle ich ihm, alles; dann wird er erkennen, daß Seidelmann ein Schurke ist, und wird ...«

»Und wird? Was denn, Engelchen?«

Sie schmiegte sich zutraulich an den Burschen.

»Weißt du, Eduard, ich glaube, daß der Vater dir zum Schluß dankbar ist für dein mutiges Eingreifen.«

»Ach, das wäre herrlich!«

»Ja, und dann erlaubt er dir wohl gar, uns wieder zu besuchen.«

»Und nimmt sein häßliches Verbot zurück«, ereiferte sich Eduard.

Angelika nickte versonnen.

»Und gibt womöglich seinen Segen dazu, daß ...«

Das Mädchen stockte. Der Bursche aber vollendete wonnetrunken den Satz.

»... daß du einmal meine Frau wirst, mein liebes, goldiges Engelchen.«

So flüsterten die beiden noch eine geraume Weile miteinander. Endlich besannen sie sich darauf, daß es Zeit sei, sich zu trennen. Ein Kuß noch, dann huschte Eduard zur Tür hinaus, die Angelika hinter ihm sorgsam zuklinkte. Arglos suchte sie nun ihre Kammer auf, nicht ahnend, daß sie dabei im Flur des Hauses ganz dicht an Fritz Seidelmann vorüberging, der noch immer im Treppenwinkel auf der Lauer lag.

Eduard stieg indessen über den Zaun, der das Hofmannsche Grundstück von dem kleinen Garten der Hausers trennte. Da löste sich vom Stamm eines Baumes schattenhaft eine Gestalt ab, und eine männliche Stimme rief Eduard an.

»Pst!«

Eduard stutzte. Er dachte schon, es wäre Fritz Seidelmann, der ihm hier auflauern wollte, und machte sich auf eine derbe Auseinandersetzung gefaßt. Da klärte ihn der andre über seinen Irrtum auf.

»Ich bin es, der Fremde.«.

Es war in der Tat Arndt, der hier auf seinen Gehilfen gewartet hatte. Er war von der Schenke her die Straße entlanggekommen. Darum hatte er Seidelmann nicht bemerkt, der sich im Haus der Hofmanns einschlich. Arndt hatte zwar damit gerechnet, Seidelmann würde sich hier irgendwo verstecken, um Eduard Hauser abzufassen. Aber er war doch nicht ganz auf die richtige Vermutung gekommen. So meinte er denn bereits, sich umsonst bemüht zu haben, und wollte nun wenigstens noch ein paar Worte mit dem jungen Hauser sprechen.

Der Bursche in seiner frohen Erregung machte Miene, sogleich loszuschwatzen. Arndt aber kam ihm zuvor.

»Sie waren bei Hofmanns?«

»Ja, ich habe Angelika heimbegleitet und ...«

»Schon gut! Haben Sie Seidelmann
gesehn?«

»Seidelmann? Der ist doch in der
Schenke.«

Arndt lachte kurz.

»Das glaube ich nun weniger. Ich fürchte
vielmehr, daß er hier irgendwo
umherschleicht. Doch das lassen Sie meine
Sorge sein! Berichten Sie lieber! Wie ist es
gegangen? Sie hatten
Unannehmlichkeiten?«

Eduard, der sich als Sieger fühlte, weil er
an diesem denkwürdigen Abend sein
Engelchen gewonnen hatte, tat stolz einen
tiefen Atemzug.

»O nein!« versicherte er. »Es gab zwar
einen Zusammenstoß mit Seidelmann ...«

»Das habe ich gemerkt.«

»... aber sonst ging alles nach Wunsch.
Seidelmann hielt mich für Strauch ...«

»Bis zuletzt?«

»Nein. Ich habe mich schließlich freiwillig
zu erkennen gegeben.«

»So, so! Das müssen Sie mir genauer
erzählen!«

Und Eduard Hauser erzählte. Arndt schwieg
zu allem und ließ den jungen Menschen
ruhig ausreden. Sein Gesicht legte sich
dabei in bedenkliche Falten.

»Das wird ein Nachspiel haben«, sagte er
dann, als Eduard mit seinem Bericht zu
Ende war. »Ich muß Ihnen leider erklären,
daß ich mit Ihnen nicht übermäßig
zufrieden bin. Hoffentlich haben Sie nicht
noch weitere Unvorsichtigkeiten
begangen?«

Der Ton, in dem Arndt sprach, wirkte nach und nach dämpfend und ernüchternd auf den jungen Hauser. Er senkte den Kopf und schwieg. Da mahnte ihn Arndt noch einmal.

»Nun? Wie steht es?«

»Ich weiß nicht, wie Ihre Frage gemeint ist«, kam es kleinlaut zurück.

»So will ich ein wenig nachhelfen und deutlicher sein. Es ist eine alte Erfahrung, daß verliebte Leute blind und zu dummen Streichen, sagen wir, zu Unüberlegtheiten geneigt sind. Angelika Hofmann hat am Ausgang des Abenteuers doch sicher von Ihnen wissen wollen, wie Sie überhaupt auf den Maskenball gekommen sind. – Sie nicken. Also! Darauf haben Sie ihr vermutlich die Geschichte von dem Abzeichen und dem Brief an Strauch anvertraut?«

»Das habe ich allerdings getan.«

»Und weiter?«

»Weiter hat sie Sorge um mich geäußert, weil mir Fritz Seidelmann nun doch das Leben schwer machen würde, und wir haben auch die Lage der Hofmanns erörtert, denen Seidelmann nun bestimmt nicht mehr so freundlich gesinnt ist wie vorher.«

Arndt erwies sich als ein ausgezeichneter Menschenkenner. Das alles hatte er bereits vorausgesehn, und nun ahnte er noch mehr. Es war fast, als hätte er das Gespräch zwischen Angelika und Eduard im Flur des Hofmannschen Hauses mit angehört. Er nahm Eduard jetzt einfach das Wort aus dem Mund und ergänzte, ohne zu fragen, den Bericht.

»Und da haben Sie sich schließlich zum Trost für das besorgte Engelchen auf Ihren Freund und Gönner berufen, in dessen Dienst Sie stehn, um das Buschgespenst zu fangen. War es nicht so?«

»Nein, nein«, wehrte sich Eduard hastig.
»Das mit dem Buschgespenst habe ich nicht zugegeben.«

»Sondern?«

»Ich habe gesagt, es handle sich um einen entsprungenen Verbrecher aus Böhmen.«

»Das haben Sie großartig gemacht!«

Eduard sah unsicher aus. Er konnte wegen der Dunkelheit nicht in den Zügen des Detektivs lesen, aber es war ihm nicht ganz geheuer zumut.

»Wirklich großartig!« fuhr Arndt indessen fort, und nun hörte es Eduard genau: das war Spott, offener Spott. »Ihr Engelchen wird nun fest davon überzeugt sein, daß Sie ihr die Wahrheit gesagt haben. Weiß sie denn auch, daß ich der Mann bin, der beim Förster wohnt?«

»Keine Silbe davon!«

»Daß ich Geheimpolizist bin?«

»Das vermutete sie, aber ich habe es geleugnet.«

»So, so! Nun, mein lieber Hauser, da haben Sie eine rechte Heldentat begangen. Gebe Gott, daß Angelika Hofmann jetzt vernünftiger ist als Sie und den Mund hält! Sonst könnte möglicherweise noch alles schief gehn.«

»Ich werde sie morgen in aller Frühe noch einmal streng ermahnen, verschwiegen zu sein.«

»Tun Sie das! Vielleicht nützt es etwas. Sagen Sie ihr, wenn sie plauderte, ginge es Ihnen an den Kragen! Das wird wahrscheinlich helfen.«

»Ach«, seufzte Eduard, »ich könnte doch gleich ...«

»Gar nichts können Sie, mein Lieber. Verfügen Sie sich jetzt heim! Ich hatte eigentlich eine wichtige Mitteilung für Sie, aber mir ist vorläufig die Lust vergangen, Ihnen Geheimnisse anzuvertrauen. Sie sind augenblicklich nicht in der Verfassung,

überlegsam damit zu verfahren. Gute Nacht jetzt! Morgen sprechen wir uns wieder.«

Eduard stand da wie ein armer Sünder und starrte vor sich hin in den Schnee. Als er den Kopf endlich hob, war Arndt verschwunden. Der Hauser-Sohn bohrte den Blick ins Dunkel, da glaubte er die Gestalt seines Gönners drüben an Hofmanns Zaun noch einmal auftauchen zu sehn. Aber er rief Arndt nicht nach, lief auch nicht mehr zu ihm hin. Einstweilen war sein Mut gebrochen. Er ließ schlaff die Arme hängen.

Das war wieder eine Dummheit von ihm, oder es war auch keine. Jedenfalls hatte dieses Verhalten einen gewissen Einfluß auf die weitere Entwicklung der Dinge, denn der Mann, der da am Zaun entlanghuschte, war gar nicht Arndt, sondern Fritz Seidelmann, der heimlich, den Kopf voll Neuigkeiten, die er soeben im Treppenwinkel erlauscht hatte.

Der junge Hauser sah die Gestalt des
andern untertauchen im Dunkel der Nacht.
Da fuhr ein Windstoß um die Hausecke,
wirbelte den Schnee auf und machte den
Burschen frösteln. Ein Unbehagen überfiel
Eduard wie eine dumpfe Ahnung
kommenden Unheils.

9. Es ist nichts so fein gesponnen ...

Erst nachdem die Schritte Angelikas in ihrem Kämmerchen verklungen waren, hatte es Fritz Seidelmann gewagt sein Versteck zu verlassen und sich hinauszuschleichen.

Schadenfreude und Rachsucht verzerrten sein Gesicht zur Fratze. Er war sehr zufrieden mit sich und seinem Einfall, dem verliebten Pärchen nachzuspüren. Nun hatte er allerlei Waffen gegen die beiden gewonnen, und sie sollten es büßen, daß sie ihm an diesem denkwürdigen Fastnachtsabend so übel mitgespielt hatten.

Sie sollten auch noch mehr büßen, wenigstens der junge Hauser. Nur über das Wie war sich Seidelmann einstweilen noch nicht klar. Die Gedanken bildeten in seinem Kopf fürs erste noch ein wirres Durcheinander.

In dieser Verfassung wollte Seidelmann soeben aus dem Schatten des Hauses hervortreten, als er ein Geflüster vernahm. Er fürchtete, auf seinen Feind zu stoßen, dessen Faust er, wenn es darauf ankam, bestimmt nicht gewachsen war, und duckte sich rasch. Dann kroch er vorsichtig dem Stimmenklang nach und bemerke nun Arndt im Gespräch mit Hauser.

Der Detektiv war dem jungen Seidelmann ein Fremder, und doch dämmerte bei seinem Anblick sogleich eine Ahnung in dem heimlichen Lauscher. War das nicht jener Tölpel, der ihm im Flur der Schenke so ungeschickt in die Quere gelaufen war und ihn grad zur Unzeit aufgehalten hatte? Seidelmann hatte den Fremden in jenem Augenblick nur ganz flüchtig gesehen. Dennoch glaubte er sich der Gestalt und der ganzen äußern Erscheinung, die er jetzt vor dem hellen Hintergrund der Schneelandschaft leidlich erkennen konnte, genau zu erinnern.

Jener Zusammenstoß im Wirtshausflur erschien Seidelmann plötzlich in einem ganz andern Licht. Sollte nicht Ungeschick, sondern wohlberechnete Absicht den Mann da in seinen Weg geführt haben? Hatte dieser Mensch etwa dem jungen Hauser den Rückzug gedeckt?

Was hatten denn die beiden hier in Nacht und Einsamkeit miteinander zu verhandeln? Seidelmann kam nach und nach auf die richtige Spur. Sollte dieser Unbekannte vielleicht gar der Fremde sein, von dem der Hungerleider Hauser vorhin dem hochmütigen Frauenzimmer vorgeschwärmt hatte? Fritz Seidelmann krallte wütend die Fingernägel in die Handflächen und beschloß, den Mann nicht aus den Augen zu lassen.

So verharrte er denn in seiner gebückten Haltung, bis der Fremde sich entfernte.

Jetzt erst wagte Fritz Seidelmann, sich aufzurichten und dem Mann nachzuschleichen. Der Unbekannte schlug

die Straße nach Osten ein und folgte ihr eine Strecke weit bis dahin, wo der Weg sich teilte und gradaus zum Nachbardorf, rechts zum Forsthaus führte. Hier war der Fremde plötzlich verschwunden.

Wohin?

Seidelmann blieb stehn und lauschte. Doch vergeblich. Der Erdboden schien den Verdächtigen verschlungen zu haben. Dieser Vorgang war wie ein Wunder, erklärte sich aber ziemlich einfach. Franz Arndt war ein Gegner, dem sein Verfolger nicht gewachsen war. Er besaß ein außerordentlich scharfes Gehör. Kurz nachdem er Eduard verlassen hatte, war es ihm gewesen, als schlürften leise Schritte in einiger Entfernung hinter ihm über den hartgefrorenen Schnee. Und er war ein Mann der schnellen Überlegung; blieb er jetzt stehn, um zu lauschen, so verriet er seinen Verdacht – also schritt er langsam weiter. Nach einiger Zeit schnaubte er sich die Nase und ließ dabei wie versehentlich

das Taschentuch fallen. Bei dieser Gelegenheit blickte er sich unauffällig um.

Da bemerkte er einen Mann hinter sich. Arndt dachte sogleich an Seidelmann, mit dessen Anwesenheit er ja rechnete. Er ging noch eine Streck weiter, stolperte über seinen Stock und schaute sich abermals um. Der Mann war noch immer hinter ihm, jetzt aber ein wenig näher.

Das war kein Zufall, das mußte er untersuchen. Es handelte sich bestimmt um einen Verfolger.

Arndt wartete, bis er an eine Stelle kam, wo dichtes Gebüsch zur Rechten sein Vorhaben begünstigte. Das war bei der obenerwähnten Wegteilung. Hier huschte er gedankenschnell nach rechts hinter die schützenden Sträucher, zog das Laken hervor, das er jederzeit zusammengefaltet bei sich trug, und warf es über. Dann streckte er sich lang in den verschneiten Graben, der dicht hinter dem Gebüsch

verlief. So war er von der weißen Fläche nicht zu unterscheiden.

Jetzt blieb der Verfolger stehn und lauschte in die Nacht hinein. Er schien nicht zu wissen, woran er war.

Und in der Tat: Fritz Seidelmann war fürs erste ratlos. Als er keine Schritte mehr hörte und auch niemand mehr sah, nahm er schließlich an, der Fremde sei rascher ausgesritten. Daher setzte er sich nach kurzem Zögern in Trab und hielt dabei den Blick suchend in die Ferne gerichtet.

Aber er kam nicht weit. Wie erwähnt, teilte sich der Weg gleich hinter den Büschen, und nun war wieder guter Rat teuer für Seidelmann. Spuren waren hier, wo doch tagsüber vielfach Menschen gingen, auch im Schnee nicht zu unterscheiden. Wohin hatte sich nun der Fremde gewandt? Lief er ins Nachbardorf, oder wollte er sich einstweilen im Wald verstecken?

Seidelmann kam zu keinem Entschluß, und so tat er schließlich, was ihm in dieser Lage allein übrigblieb. Er trat den Rückweg nach Hohenthal an. Dabei fiel es ihm nicht ein, etwa das Gebüsch, hinter dem Arndt im Graben lag, von dem weißen Bettuch völlig verdeckt, einer genaueren Betrachtung zu unterziehn. Verdrossen trottete er feldein, ohne sich auch nur einmal umzuschauen.

Hinter ihm erhob sich vorsichtig Franz Arndt. Er lugte um die Büsche. Richtig, Seidelmann war getäuscht worden und hatte die Verfolgung aufgegeben.

Arndt schmunzelte. Die Sache gefiel ihm. Jetzt war er außer Gefahr und beschloß, sogleich den Spieß umzudrehn und nun seinerseits dem jungen Seidelmann ein wenig nachzuspionieren. Die Achtlosigkeit des andern erleichterte ihm sein Vorhaben. Obendrein schützte ihn hier im freien, verschneiten Feld das weiße Tuch gegen Sicht. Und endlich hielt er sich wohlweislich in sorgsam abgemessener

Entfernung von Seidelmann, während er ihm bedächtig folgte.

So erreichte er schließlich wieder den Ort Hohenthal. Hinter der Ecke des ersten Hauses nahm er seine Umhüllung ab und schlich Fritz Seidelmann weiter nach. Es war keine Gefahr dabei; denn es war gegen Mitternacht, und niemand zeigte sich auf der Straße.

Bei Hausers Anwesen blieb Seidelmann stehn und pirschte sich dann hinter das Haus.

Vergebens suchte Arndt zu ergrübeln, was er damit bezwecken könnte.

Er folgte vorsichtig und gewährte, daß Fritz Seidelmann wohl eine Viertelstunde still und unbeweglich vor einem Fensterladen der Wohnstube stand und zu horchen schien; dann entfernte er sich. Auch jetzt hielt sich Arndt in immer gleichem Abstand hinter Seidelmann, bis der andere seine

Wohnung erreichte und in der Haustür verschwand.

Arndt blieb überlegend stehn.

Soll ich umkehren oder nicht? fragte er sich. Da oben brannte noch Licht. Man wartete also auf den Sohn und Neffen. Wahrscheinlich rechnete man damit, daß der junge Seidelmann vom Maskenball allerlei Neuigkeiten mit nach Haus bringen würde. Also gab es für den Detektiv hier eigentlich nichts mehr zu erkunden. Er hätte gehn können. Aber er blieb. Eine unerklärliche innere Spannung hielt ihn zurück. Ihm war es, als müsse nun erst noch etwas ganz Wichtiges kommen.

Nach einer Weile erlosch das Licht im Vorderzimmer des Obergeschosses; dafür erhellte sich zur ebenen Erde ein Fenster an der Gartenseite.

Arndt stutzte. Was hatte das zu bedeuten? Im Erdgeschoß lagen doch die Geschäftsräume, wie ihm Eduard Hauser

einmal erzählt hatte. Sollte hier jetzt, so spät in der Nacht, ein Plauderstündchen stattfinden? Das war doch wohl kaum anzunehmen.

Arndt stieg kurz entschlossen über den Zaun. Er wollte der Sache auf den Grund gehn. Hier war sicherlich etwas Wichtiges zu erfahren. Ohne besondern Anlaß begab sich jetzt bestimmt keiner der Seidelmanns in die Geschäftsräume.

Es wurde dem gewandten Detektiv nicht schwer, das Dach eines niedrigen Schuppens zu erklettern, der dicht bei dem erleuchteten Fenster rechtwinklig an das Hauptgebäude stieß. Ein Schneerutsch hatte offenbar vor kurzem fast die Hälfte der leicht geneigten Fläche von ihrer weißen Last befreit. So konnte es Arndt wagen, das Dach zu betreten und in den Raum, der hinter dem eigentlichen Kontor lag und für gewöhnlich abgeschlossen war, hineinzusehn. Er erblickte in dem Zimmer die drei Seidelmanns, Vater, Sohn und Oheim. Fritz Seidelmann saß neben dem

Rentner am Tisch und schien irgendeine Angelegenheit mit Eifer zu erörtern. Der Vater stand auf einem Stuhl an der Wand und nahm soeben ein Bild herab.

Hinter dem Bild zeigte sich ein großes, tiefes Loch in der Mauer, eine Art Geheimschrank. Seidelmann holte daraus eine Schachtel hervor und stellte sie auf den Tisch.

Zunächst entnahm er ihr einen glänzenden Gegenstand, den er beiseitelegte, ein Schmuckstück, bei dessen Anblick die Augen des heimlichen Beobachters draußen auf dem Schuppendach jäh aufleuchteten. Dann kramte der Kaufmann aus der Schachtel etwas Schwarzes heraus. Mit Verwunderung stellte Arndt fest, daß es Spitzen waren, kostbare Spitzen, die Seidelmann dem Bruder und dem Sohn prüfend vor Augen hielt.

Weiter kam Arndt nicht mit seinen Beobachtungen. Aus irgendeinem Grund – vermutlich, weil drinnen allerlei geheime

Dinge verhandelt wurden – sprang der Rentner plötzlich auf und trat hastig ans Fenster. Arndt glaubte sich schon entdeckt und duckte sich im ersten Schreck. Da sah er, daß sich die Seidelmanns offenbar jetzt erst darauf besonnen hatten, die Fenstervorhänge zuzuziehn. August Seidelmann besorgte das soeben schnell und ungeduldig und entzog damit die weitem Vorgänge im Zimmer den Blicken des Detektivs.

Also kletterte Arndt von seinem Beobachtungsposten herab und machte sich auf den Heimweg zum Forsthaus. Er konnte mit dem Ergebnis der Bemühungen dieses Tages zufrieden sein und war es auch. Während er rüstig ausschritt, gingen ihm allerlei Gedanken durch den Kopf. Die erste Rolle darin spielte jenes Schmuckstück auf dem Tisch der Seidelmanns.

Dann tauchten zwei Fragen auf: Weshalb hatte Fritz Seidelmann vorhin so lange an dem Häuschen der Hausers gelauscht? Und

was bezweckten die drei da drüben mit den schwarzen Spitzen?

Es wollte dem Detektiv keine Lösung dieser Rätsel einfallen. Vielleicht lag das daran, daß er immer wieder alles zwangsläufig in Verbindung brachte mit dem Buschgespenst, um das nun einmal in diesen Tagen all sein Sinnen kreiste.

Ja wahrhaftig, all sein Sinnen.

Als er im Wald, der tief die Zweige der schneebeladenen Fichten hängen ließ, einmal kurz zur Seite schaute, glaubte er wieder eine weiße Gestalt zu erblicken, die ihn anstarrte. Aber es war nur ein mannshoher, verschneiter Busch. Dahinter stand schweigend die breite Wand des Waldes, von der sich soeben ein Schatten ablöste. Der schwebte lautlos zu einem einzelnen Baum, aus dem alsbald das Krächzen eines Raben zu dem nächtlichen Wanderer herüberschallte.

*

Fritz Seidelmann hatte bei seiner Heimkehr von dem Maskenfest und der mißlungenen Verfolgung den Vater und den Oheim in der Tat noch wach gefunden.

Der Vater empfing ihn mit verdrießlicher Miene.

»Na, da bist du ja endlich!«

»Ja«, nickte Fritz. »Es hat lange gedauert. Ich wundere mich, daß ihr noch wach seid und auf mich wartet.«

»Hat seine Gründe«, knurrte der Kaufmann.
»Ich wollte noch ein Wort mit dir reden.
Sag mal, was hast du denn heut abend für dummes Zeug gemacht?«

»Dummes Zeug?« entrüstete sich der Sohn.

»Ja, ich meine den Auftritt mit dem jungen Hauser.«

»Das war allerdings eine dumme Sache, für die ich aber nicht verantwortlich bin. Woher wißt ihr denn schon davon?«

»Das fragst du noch? Das ganze Nest weiß es bereits, vom Pfarrer an bis herab zum Nachtwächter. Es sind ja genug Leute dabeigewesen. Ich ging in der neunten Stunde noch auf einen Sprung zum Bürgermeister, um etwas mit ihm zu besprechen. Dort wurde ich aufgehalten. Die Zeit verstrich. Wie das so ist. Aus dem Heimweg traf ich den Mühlbauer. Er kam aus der Schenke und berichtete mir haarklein die Sache von dir, Hauser und der kleinen Hofmann. Kannst dir denken, wie schadenfroh der Halunke grinste. Und ich mußte mir alles schweigend anhören. War eine Dummheit von dir, mein Junge, eine riesengroße Dummheit. Ich hätte dich für gescheiter gehalten.«

Fritz Seidelmann biß sich auf die Lippen, dann fuhr er zornig auf.

»Hätte sich dieser Schuft, der Hauser, nicht eingeschlichen, so wäre alles anders gekommen!«

Aber der Vater ließ die Widerrede nicht gelten.

»Die erste Schuld liegt bei dir«, beharrte er.
»Wie konntest du auch auf den verrückten Einfall kommen, die Tochter eines armseligen Webers zum Maskenball einzuladen! Wenn du schon in diese dumme Puppe vernarrt bist, mußttest du sie noch lange nicht ins ›Kasino‹ führen. Das war heller Blödsinn. Es gab andre Gelegenheiten, mit ihr schön zu tun. Jetzt bist du im ganzen Ort der Hansnarr.«

»Ich habe dich vorher von allem unterrichtet, und du hast mir nicht dagegen gesprochen. Vergiß das nicht! Und der Onkel wußte doch ebenfalls darum!«

Jetzt endlich, da er mit ins Spiel gezogen wurde, mischte sich der Rentner August Seidelmann ein.

»Bitte, Fritz, lade mir keine Verantwortung auf! Du hast mir die Angelegenheit vorgetragen, gewiß, und ich hatte sogar

nicht übel Lust, selber mit zu dem
Vergnügen zu gehn. Gebe ich alles zu.
Sonst aber kümmert mich die Sache nicht.
Was hättest du mir wohl auch geantwortet,
wenn ich über die Wahl deiner Dame für
diesen Abend Bedenken geäußert hätte?«

Fritz Seidelmann wollte etwas erwidern.
Aber der Vater kam ihm zuvor.

»Streitet euch nicht um müßige Dinge! Was
geschehn ist, ist geschehn; daran läßt sich
nichts mehr ändern. Hoffentlich hat die
dumme Geschichte unserm Ansehn nicht
geschadet. Ihr wißt ...«

»Keine Sorge!« fiel ihm der Sohn in die
Rede. »Wir werden dem jungen Hauser den
Hieb zurückgeben mit Zinsen sogar. Der
erste Schritt dazu ist schon getan.«

Der Vater schaute ihn mißtrauisch von der
Seite an.

»Hoffentlich nicht eine neue Dummheit!«

»O nein!« Fritz lachte überlegen. »Ich habe ein Gespräch zwischen dem Burschen und seinem Schätzchen belauscht und dabei allerlei wichtige Dinge in Erfahrung gebracht.«

»Wird auch viel Gescheites sein«, brummte der Kaufmann.

»Verliebtes Jungvolk schwatzt überhaupt nur törichtes Zeug«, fügte der Rentner hinzu.

Aber Fritz ließ sich nicht aus der Ruhe bringen.

»Hm«, meinte er, »töricht war es allerdings von Hauser, daß er so arglos drauflosredete, ohne sich zu vergewissern, ob nicht etwa unberufene Ohren alles mit anhörten. Er hat uns damit eine prächtige Waffe in die Hand gegeben.«

Und nun erzählte er zunächst von dem Kasino-Abzeichen, das Hauser vom Maskenverleiher ausgehändigt bekommen

hatte, sowie von dem Brief, den Eduard an Strauch geschrieben und mit der verhängnisvollen Unterschrift ›Das Buschgespenst‹ versehen hatte. Der Vater und der Onkel hörten ihm mit wachsender Spannung zu. Sie sagten zunächst kein Wort, aber in ihren Augen spiegelte sich der helle Triumph über den unbesonnenen Streich, den der verhaßte junge Hauser da vollführt hatte.

»Und du bist deiner Sache auch sicher?« fragte Martin Seidelmann, als Fritz endlich schwieg. »Der Brief ist wirklich vorhanden?«

»Gewiß, sonst hätte Hauser ja nicht an Stelle meines Freundes Strauch beim Fest erscheinen können. Übrigens, du sagst: vorhanden. Ich weiß natürlich nicht, ob Strauch das Schreiben aufbewahrt hat. Aber das ist wohl als sicher anzunehmen.«

»Sicher ist nichts. Du mußt morgen sofort in die Stadt gehn und feststellen, ob Strauch den Brief noch besitzt.«

»Das ist das Richtige«, nickte August Seidelmann bedächtig. »Hier ist in der Tat eine glänzende Handhabe gegen diesen Eduard Hauser gegeben. Er hat sich selber als Buschgespenst bekannt. Großartig! Also ist er der Anführer der Pascher. Das schon kann ihm das Genick brechen. Noch besser wäre es, wenn man ihn auch noch anderweit in den Verdacht einer Schmugglertat bringen, ihm scheinbar etwas dergleichen nachweisen könnte ...«

»Was nützt uns ein bloßer Verdacht?« unterbrach ihn Fritz. »Paschen muß er, tatsächlich paschen!«

»Das tut er nicht«, hieß es dagegen.

»Er muß einfach. Und wenn er es selber auch nicht weiß!«

»Das ist albernes Gerede.«

»Nicht doch! Ich habe bereits vorhin auf dem Heimweg darüber nachgedacht. Mein

Plan ist fertig. Paßt auf! – Haben wir vielleicht feine Spitzen im Haus?«

»Gewiß. Was soll es damit?«

»Das will ich euch erklären. Ich sah vorhin bei den Hausers durch den Fensterladen. Der Bursche ging zu Bett. Seinen Werktagsrock sah ich in der Stube hängen.«

»Nun? Und?«

»Sehr einfach. Man schleicht sich bei den Hausers ein und steckt dem Schuft eine Partie Spitzen unter das Futter des Rocks. Auf den Verlust einiger Ellen darf es uns dabei nicht ankommen. Die Sache lohnt sich. Die Spitzen sind überaus fein, er bemerkt sie gar nicht. Dann schickt man ihn irgendwie über die Grenze und erstattet Anzeige gegen ihn. Er wird abgefaßt. Es kommt heraus, daß er sich in jenem Brief als Buschgespenst unterschrieben hat –«

Der Onkel spreizte die Arme gegen die Decke und fuhr von seinem Stuhl auf.

»Alle Wetter, du bist ein gescheiter Kopf!«
rief er. »Ja, so wirds gemacht! Nicht
wahr?«

Das galt seinem Bruder Martin, der denn
auch sogleich zustimmte.

»Der Plan ist gut, gewiß. Nur hat die Sache
einige Schwierigkeiten, die bedacht sein
wollen. Kommt vor allen Dingen einmal
mit hinunter ins Kontor! Dort besprechen
wir die Angelegenheit weiter.«

Sie verlöschten das Licht und begaben sich
in die Stube im Erdgeschoß, wo sie von
Arndt beobachtet wurden.

Hier nahm Vater Seidelmann seine Rede
wieder auf.

»Vor allem eine Frage: Kann man denn so
ohne weiteres in die Wohnung der Hausers
gelangen?«

»Nichts leichter als das«, versicherte Fritz.
»Die Hintertür macht keine

Schwierigkeiten. Sie ist, wie üblich bei den Weberhäusern, nur mit einer Holzklinke versehen, die man von außen mit Hilfe einer Schnur heben kann. Und an der Stubentür befindet sich ein Schraubendrucker, wie wir auch einige haben. Das alles nehme ich schon auf mich. Aber es muß bald geschehn, möglichst noch diese Nacht.«

Der Rentner war so begeistert, daß er schon über die erste Vorarbeit für den Streich hinausdachte.

»Kann man es nicht so einrichten, daß Hauser im entscheidenden Augenblick vor den Grenzen flieht oder sich gar an ihnen vergreift?« drängte er.

»Auch das wäre zu erwägen«, nickte sein Neffe. »Die Hauptsache aber sind erst einmal die Spitzen. Ich schlage vor, daß wir sofort ans Werk gehn.«

Der Vater gab seine Einwilligung auf bedachtsamere Art.

»Dich treibt zwar nur der Haß wegen dieses dummen Frauenzimmers, aber du hast recht. Eduard Hauser als Buschgespenst beim Paschen ertappt! Der Einfall ist köstlich. Beeile dich und versuche dein Glück! Mir juckt es in allen Gliedern, dieser Sippe eins auszuwischen.«

»Auge um Auge, Zahn um Zahn!« faselte der Rentner mit unangebrachter Feierlichkeit, indem er lauernd auf seinen Neffen schielte.

Martin Seidelmann schob indessen einen Stuhl an die Wand und entnahm dem geheimen Behältnis hinter dem Bild die Schachtel und stellte sie auf den Tisch. Nachdem er den Deckel entfernt hatte, kramte er zunächst den Schmuck hervor, bei dessen Anblick Arndts Augen so seltsam aufleuchteten.

»Auch so ein Ding, an das sich allerlei Erinnerungen knüpfen«, meinte er nachdenklich.

»Zum Kuckuck mit den Erinnerungen!«
murrte der Rentner. »Ich an deiner Stelle
hätte das Schmuckstück schon längst
verkauft. Es liegt dir doch bloß im Weg
herum.«

»Daß ich ein Narr wäre! Es ist so viel
davon gesprochen worden, daß ich es nicht
wagen möchte, das Ding wegzugeben.«

»Dann würde ich es wenigstens
einschmelzen lassen.«

»Unsinn! Es ist altdeutsche
Goldschmiedekunst und hat so, wie es ist,
dreimal mehr als Goldwert. Nein, für mich
liegt es gut in dem Versteck!«

Nun holte der alte Seidelmann die
schwarzen Spitzen hervor und zeigte sie
prüfend Fritz und dem Bruder. Das war der
Augenblick, da der Rentner aufsprang und
die Fenstervorhänge zuzog, so daß Arndt
die Vorgänge im Zimmer nicht weiter
beobachten konnte. Es war ein Glück für
die Seidelmanns und ein Schaden für Arndt

und seinen Schützling Eduard Hauser, denn auf diese Weise blieben die dunklen Machenschaften der Seidelmanns in dieser Nacht unentdeckt.

Als die Fenstervorhänge geschlossen waren, ließ sich der Kaufmann von Fritz eine Schere reichen und schnitt von den schwarzen Spitzen einige Ellen ab. Inzwischen versah sich der junge Seidelmann mit einer kleinen Laterne und allem, was ihm nötig erschien; auch Schere, Nähnaedel und Zwirn vergaß er nicht, um das losgetrennte Futter wieder annähen zu können. Vor allem steckte er die Spitzen ein. Nach diesen Vorbereitungen machte er sich auf den Weg, nur ein wenig später, nachdem Arndt das Seidelmannsche Grundstück verlassen hatte.

Fritz glaubte, Vater und Oheim würden sich zur Ruhe begeben; aber die Angelegenheit war ihnen zu wichtig, und darum beschlossen sie, seine Rückkehr abzuwarten.

Es verging wohl über eine Stunde, bis er wiederkam.

»Nun, ists geglückt?« fragten beide wie aus einem Mund.

»Oh, ganz gut!« berichtete er. »Nur der Rock machte mir zu schaffen. Ich bin kein Schneider und verstehe nicht viel vom Nähen.«

Er gab noch eine kurze Schilderung vom Verlauf seines Unternehmens, dann setzte wieder der drängende Eifer des Rentners ein, der schmunzelnd und händereibend in der Hinterstube auf und ab ging.

»Das wäre also besorgt. Nun kommt die andre Frage: Wie bringen wir den Burschen über die Grenze? Hat er nicht Verwandte drüben?«

»Ja. Warum fragst du?«

»Man müßte einen Brief an ihn schreiben, worin er von diesen Verwandten eingeladen

wird, hinüberzukommen.«

»Das ist zu umständlich. Der Brief müßte doch von der Post gebracht werden; wir wären also gezwungen, vorher über die Grenze zu gehn, um ihn drüben aufzugeben. Das kostete uns drei Tage.«

»Und Briefschreiben ist immer gefährlich«, erklärte der Vater. »Wer kann die Handschrift so verstellen, daß man ihr nichts anzumerken vermag?«

»Ich!« sagte der Rentner stolz.

»Täusche dich nicht! Es gibt vereidigte Sachverständige, die auch dir hinter die Schliche kämen. Außerdem: woher einen Verwandtenbrief Hausers kriegen, dessen Schrift du nachmachen könntest?«

»Gut! So sendet dem Burschen einen Boten, der angeblich von Hausers Verwandten kommt!«

»Auch das ist zu gefährlich. Wir haben da drüben niemand, auf den man sich unbedingt verlassen kann.«

Der Rentner stieß ein kurzes, überlegnes Lachen aus.

»Ich habe euch wirklich für klüger gehalten. Muß dieser Bote denn ein Mann sein, der drüben wohnt? Hier habt ihr doch genug Leute, die ihr genau kennt, und denen ihr vertrauen dürft.«

»Richtig. Aber der Bote muß die Verwandten Hausers kennen. Es wäre doch bestimmt damit zu rechnen, daß die Hausers tausend Fragen an ihn stellen, wenn er plötzlich mit der Einladung ins Haus schneit. Das ist der Übelstand. Und selbst wenn wir einen geeigneten Mann finden, so müßte er wieder den Hausers als einer bekannt sein, der mit ihren Verwandten jenseits der Grenze Fühlung hat. Das ist ein endloses Hin und Her von Bedingungen und Voraussetzungen, und wenn es zur Sache kommt, haben wir doch

irgend etwas übersehn und fahren uns fest. Nein«, der Kaufmann Seidelmann sann einen Augenblick nach, »nein, wir müssen einen andern, einen ganz sichern Weg ausfindig machen. Wie wäre es, Fritz, wenn du morgen früh, sobald du mit Strauch gesprochen hast, einmal unsern Freund Spengler aufsuchtest? Er hält sich, wie ich genau weiß, zur Zeit vorübergehend in der Kreisstadt auf und ...«

»Großartig!« fiel ihm der Sohn ins Wort. »Spengler! An den habe ich in diesem Augenblick gar nicht gedacht! Natürlich ist er der geeignete Mann. Er hat seinen Wohnsitz drüben und ist außerdem ...«

... und ist vor allem sehr umsichtig und gewandt, ein Mensch, der sich in jeder Lage zurechtfindet«, ergänzte der Vater.

Der Rentner, der den erwähnten Spengler nicht kannte, warf seinen Verwandten einen forschenden Seitenblick zu.

»Ist dieser Spengler ein ... ein
Geschäftsfreund?«

»Ganz recht, ein Geschäftsfreund«, nickte
Martin Seidelmann.

»Er ist Agent für dies und das«, fügte Fritz
erklärend hinzu. »Er macht alles, wobei
Geld zu verdienen ist.«

»Dann scheint er mir in der Tat der richtige
Mann.«

»Gewiß. Ihm trage ich die Sache vor. Er ist
durchaus vertrauenswürdig. Vor ihm
brauche ich mich in nichts zu verstecken.
Ist er denn wie üblich anzutreffen?«

Diese Frage galt dem Vater.

»Wie üblich«, meinte er bedeutungsvoll.

»Dann werde ich mich beizeiten auf den
Weg machen, damit er nicht erst in
Geschäften ausgeht. Das wird einen kurzen
Schlaf geben diese Nacht.« Fritz
Seidelmann gähnte, dann aber leuchtete

etwas in seinen Augen auf, und er sprach lebhaft weiter. »Vorher habe ich euch nur noch eine weitere Mitteilung zu machen, mit der ich bisher absichtlich zurückgehalten habe. Ihr werdet staunen. Es ist also jetzt ausgemacht, daß Eduard Hauser als Buschgespenst entlarvt wird. So haben wir unsre Rache. Nun fragt es sich nur, was aus dem richtigen Buschgespenst wird.«

Verblüffte, verständnislose Blicke prüften Fritz Seidelmann. Der aber lachte.

»Versteht ihr mich nicht? Hauser ist doch nicht in Wahrheit das Buschgespenst.«

»Das wissen wir«, brummte der Rentner.

»Aber«, fuhr der junge Seidelmann triumphierend fort, »er hat es sich in den Kopf gesetzt, das Buschgespenst zu fangen.«

Der Rentner lachte nur. Sein Bruder aber, der Kaufmann Martin, knurrte:

»Was hat er?«

Darauf erzählte Fritz, was er über das Verhältnis Eduard Hausers zu seinem unbekannten Gönner und über die geheimen Absichten der beiden erlauscht hatte. Er sprach in diesem Zusammenhang endlich auch von seiner Begegnung mit dem Fremden im Flur der Schenke und von seinen letzten Beobachtungen draußen bei den Weberhäusern, besonders von der ergebnislosen Verfolgung des Fremden.

Diese Mitteilungen entfesselten eine gewaltige Erregung bei den beiden Zuhörern. Die nächtliche Unterredung hatte plötzlich einen neuen Antrieb gewonnen und dehnte sich nun so lange aus, daß Fritz fast gar nicht ins Bett kam und sich schließlich beim Tagesgrauen müde und verschlafen auf den Weg zur Stadt machte.

10. Eine Falle wird aufgestellt

Der nächste Tag war ein echter Aschermittwoch. Die Welt hatte an diesem Februarmorgen ein graues Gesicht. Fröstelnd trottete Fritz Seidelmann schon frühzeitig durch die Straßen und Gassen der Nachbarstadt. Es war ihm nichts daran gelegen, von einem, der ihn kannte, bemerkt zu werden. So kam er schließlich an die kleine Drogerie ›Zum Blauen Stern‹, huschte durch einen weiten Torbogen in den Hof, den er eilig überquerte, und verschwand im Hinterhaus, wo er im ersten Stock an eine Tür klopfte.

Eine alte Frau öffnete ihm und führte ihn auf seine Frage nach dem Kaufmann Michalowski in eine Art Fremdenzimmer, wo ein beweglicher, untersetzter Mann in mittleren Jahren soeben damit beschäftigt war, zwischen Zähnebürsten und Scheitelfrisieren seinen Morgenkaffee zu

schlürfen. Der Mann mit der Zahnbürste in der Linken sah unwillig auf. Aber sein Blick erhellte sich sogleich, als er Fritz Seidelmann gewahrte.

»Ah, Sie sind es! Schön willkommen! Einen Augenblick! Stehe sofort zu Ihren Diensten. Bitte, nehmen Sie Platz!«

Damit nötigte er den Besucher auf ein altmodisches, wurmstichiges Sofa.

»Nun, mein lieber Freund, was bringen Sie? Hat Ihnen der Vater schon von unserm neuesten Geschäft erzählt? Wir beabsichtigen ...«

Fritz unterbrach ihn.

»Nein, Herr Spengler, ich weiß noch nichts von dem Geschäft, und ich komme in einer ganz andern Angelegenheit.«

»So, so!« Spengler legte die Zahnbürste endgültig beiseite und kam an den Tisch, um den Rest seines Kaffees zu trinken.

»Dann erzählen Sie mal! Was gibt es denn?«

Und Fritz Seidelmann erzählte, erzählte alles, was er über das Maskenfest, Eduard Hauser, Angelika Hofmann, den rätselhaften Fremden und seine damit zusammenhängenden Erlebnisse und Pläne vorzubringen hatte.

Spenglers Gesicht wurde ernst. Bei oberflächlicher Betrachtung machte er den Eindruck eines gutmütigen Lebemanns; seine immer lächelnden Züge gaben ihm fast etwas Freundliches. Jetzt aber hatten sich seine Brauen zusammengezogen, und sein Blick war finster und drohend.

Sobald Fritz Seidelmann mit seinem Bericht zu Ende war, sprang er erregt vom Stuhl auf.

»Spitzen im Rock? Ohne es zu wissen? Das ist ein guter Einfall von Ihnen! Nun muß man ihn noch dazu bringen, in diesem Rock über die Grenze zu gehn.«

»Das eben ist unser Plan. Es fehlt uns nur ein verschwiegener Mann, der den Burschen unter einem geeigneten Vorwand zu diesem Gang veranlaßt.«

»Hm«, machte Spengler, »das wollte ich schon bewerkstelligen. Aber ich muß sagen, die Sache scheint mir so, wie sie geplant ist, noch nicht richtig reif. Passen Sie mal auf! Was kann diesem Hauser schon weiter geschehn, wenn man einige Spitzen bei ihm findet? Sie werden ihm allenfalls weggenommen, und er macht sich lediglich verdächtig. Wegen des Briefs an Strauch wird er sich herausbeißen. Das alles bricht ihm den Hals noch lange nicht. Ja, man kann solche Ereignisse überhaupt nicht genau berechnen. Es können sogar Umstände eintreten, die seine Unschuld wahrscheinlich machen oder womöglich beweisen. Was dann? In diesem Fall könnte sich die Waffe, die wir führen, sogar gegen uns kehren.«

»Oh, ich bin sehr vorsichtig gewesen!« meinte Fritz. »Kein Mensch dürfte sagen,

daß man ihm die Spitzen heimlich
eingenäht hat, oder gar, daß ich der Täter
bin.«

»Trau, schau, wem!« brummte Spengler.
»Der Teufel hat oft gerade da sein Spiel, wo
man am allerwenigsten an ihn denkt. Allzu
große Zuversicht hat schon manchen
gescheiterten Kerl ins Verderben gebracht.«

Fritz Seidelmann stand enttäuscht.

»So wollen Sie uns in dieser Sache nicht
helfen?« fragte er verzagt.

Da aber wehrte Spengler eifrig ab.

»Wer sagt denn das? Der Bursche muß
gehörig in die Patsche gebracht werden.
Das steht fest. Ich will nur sicher gehn und
bedenke darum alle Möglichkeiten. Wie
nun, wenn man hinterher zufällig solche
Spitzen bei Ihnen sieht oder findet?«

»Wer sollte sie bei uns suchen? Überdies
haben wir sie so gut versteckt, daß kein

Mensch sie zu entdecken vermag, und zur größern Sicherheit werde ich sogar den Zwirn, womit ich Hausers Rock wieder zugenäht habe, an dem gleichen Ort verstecken.«

»Das kann ich nur loben; die Hauptsache aber wäre, daß Hauser sich nicht gutwillig untersuchen ließe, sondern sich widersetzte oder einen Fluchtversuch machte.«

»Daran haben wir auch schon gedacht. Aber das wird nicht zu machen sein.«

»In der Welt ist alles zu machen«, versicherte Spengler. »Man darf nur kein Dummkopf sein. Lassen Sie mich nachdenken!«

Er schritt einigemal im Zimmer auf und ab. Dann blieb er plötzlich vor Fritz stehn.

»Könnte man diesen Hauser nicht wie zufällig irgendwo treffen? Aber es müßte bald sein. Vielleicht heute noch.«

»Das ist einzurichten. Sie müßten mich zu diesem Zweck nach Hohenthal begleiten, natürlich ein wenig unkenntlich im Äußern. Sie wissen schon. Falls Sie dem Hauser etwas vormachen, um ihn auf den Leim zu führen, darf er hinterher nicht sagen können: ›Der Mann, der mit mir gesprochen hat, sah so und so aus.‹ Wenn dann die Beschreibung auf einen gewissen Spengler alias Kaufmann Michalowski paßt, wäre womöglich alles verraten.«

»Ganz recht«, nickte Spengler. »Wird besorgt. Und nun beschreiben Sie mir diesen Hauser einmal für alle Fälle möglichst genau!«

Fritz Seidelmann kam diesem Wunsch nach, und Spengler hörte aufmerksam zu.

»Das genügt, ihn sofort zu erkennen«, sagte er zum Schluß. »Ich werde diesen Hauser auf mich nehmen. Er soll an mich denken! Ich werde ihn so einwickeln, daß ihm die Augen übergehn. Wissen Sie denn wirklich

genau, daß er im Sold jenes Fremden steht?«

»Er sagte es selber. Und ich wüßte nicht, von wem er plötzlich Geld haben sollte, wenn nicht von diesem geheimnisvollen Schurken. Denn er ist sonst ein armer Teufel.«

»Schön!« erklärte Spengler mit verblüffender Sicherheit. »So wird er mir sagen, wer dieser Fremde ist.«

»Was?« rief Seidelmann. »Er selber soll es Ihnen sagen? Womöglich freiwillig? Wie wollen Sie das anfangen?«

»Sehr einfach. Ich gebe mich für einen Vertrauten des Fremden aus. Das führt am schnellsten und sichersten zum Ziel.«

»Wenn Hauser glaubt, was Sie sagen!«

»Dafür werde ich schon sorgen.«

»Und wie wollen Sie ihn dazu bringen, über die Grenze zu gehn und sich im gegebenen

Augenblick den Beamten zu widersetzen?«

»Ich vertraue ihm ein Paket an, das niemand sehn darf, auch die Grenzer nicht.«

»Ein Päckchen mit Paschergut? Damit verraten Sie sich doch! Der Fremde verleitet ihn bestimmt nicht zum Paschen.«

»Wer redet denn von Paschergut?« fragte Spengler im Ton der Überlegenheit. »Das Päckchen wird wichtige Urkunden enthalten, deren Inhalt aus amtlichen Gründen geheim bleiben muß. Hauser hat die Papiere deshalb auch vor den Grenzern zu verbergen.«

»Das ist, genau besehn, ein fauler Zauber. Verzeihn Sie das harte Wort, Herr Spengler! Doch es mag in diesem Fall hingehn. Der unerfahrene Bursche wird es glauben. Nun aber kommt eine andre Frage: Besitzen Sie denn solche Schriftstücke?«

Spengler lachte breit.

»Aber mein Bester! Wie können Sie so etwas fragen! Dazu braucht man doch nichts als etwas Papier, Tinte und Feder! Ich werde nachher anfertigen, was ich brauche. Der Wortlaut der Blätter, die ich vor Hauser sehn lasse, um seine Bedenken zu zerstreuen, wird so sein, daß er sogar gern auf den Leim geht. Er wird stolz darauf sein, daß ihm diese Schriftstücke anvertraut werden. Das ist abgemacht. – Nun zu etwas anderm: Wie soll es denn herauskommen, daß Strauch den Brief erhalten hat? Wie ich ihn kenne, wird er die Sache verschweigen.«

»Gewiß. Aber ich will ihn jetzt eben aufsuchen, um ihn zur Anzeige zu bewegen.«

»Das ist der richtige Weg«, nickte Spengler bedächtig. »Im schlimmsten Fall erstatten Sie für Strauch die Anzeige. Aber reden Sie erst mit ihm! Ich fertige mir inzwischen die Schriftstücke an, die ich brauche, und mache mich ein wenig unkenntlich. Was ich dazu brauche, ist sofort beschafft.«

»Ja, ja«, sagte Fritz Seidelmann voll
Bewunderung. »Sie sind ein Mann, der
nicht in Verlegenheit zu bringen ist.«

Spengler lachte.

»Bin ich. Stimmt. Doch hören Sie weiter!
Wir treffen uns nachher, um gemeinsam
nach Hohenthal zu wandern. Bis kurz vor
den Ort können wir getrost beisammen
bleiben.«

»Und unser Treffpunkt hier in der Stadt?«

»Ich schlage die Straßenkreuzung unweit
vom ›Goldenen Ochsen‹ vor. In einer guten
Stunde erwarte ich Sie dort. Ist es Ihnen
recht so?«

»Abgemacht!«

Die beiden schieden mit einem kurzen,
herzhaften Händedruck.

*

Wenige Minuten später erschien Fritz Seidelmann in der Wohnung seines Freundes Strauch, der den Besucher nicht gerade mit Begeisterung empfing.

»Na, alter Junge, was machst denn du für ein Gesicht?« fragte Seidelmann. »Du hast wohl schon gehört, was gestern geschehn ist?«

Strauch war sichtlich verlegen.

»Ja«, meinte er. »Eine tolle Geschichte!«

»An der nur du schuld bist!«

»Ich?« versuchte der Verstimmte aufzubegehren.

Und Fritz Seidelmann nickte unbeirrt.

»Wer denn sonst? Es hat da gestern abend einen Skandal gegeben, der allein auf deine Rechnung kommt. Versuche nicht, dich weiß zu waschen! Ich weiß alles. Sag mir lieber, weshalb du nicht zum Kasinoball warst!«

Strauch tat einen tiefen Seufzer und zog die Augenbrauen hoch.

»Tja, mein Lieber, das war nun freilich so eine Geschichte. Ich war krank, wahrhaftig ernstlich krank. Was glaubst du? Mein Herz, ach, mein Herz ...«

Da lachte Fritz Seidelmann grob.

»Ja, ja, dein Herz! Das brachte den Mut nicht auf, dem Buschgespenst zu widersprechen.«

Entgeistert starrte ihn der andre an.

»Was sagst du? Dem Buschgespenst?«

»Gewiß. Oder willst du es leugnen, einen Brief von dem geheimnisvollen Oberhaupt der Pascher erhalten zu haben?«

Strauch war starr. Das dunkle Geheimnis, sein Geheimnis, das ihm seit nunmehr zwei Tagen das Leben verbitterte, war also schon in den Händen eines andern! Was konnte daraus noch werden? Ein Frösteln lief ihm

über den Rücken, wenn er an die Drohung des Buschgespenstes dachte. Und so sah er denn mit einem hilflos flehenden Bück zu Fritz Seidelmann auf, der spöttisch lächelnd vor ihm stand.

»Ich kann ja gar nicht leugnen«, sagte er und senkte das Haupt. »Der Brief ist in meinen Händen ...«

Sofort griff Seidelmann zu.

»Wirklich noch in deinen Händen? Das ist gut. Zeig mir das Schreiben!«

Strauch kramte den verhängnisvollen Brief umständlich aus seinem Schreibtisch hervor.

»Da!« sagte er schließlich. Und Fritz Seidelmann sah sein Spiel gewonnen.

»Mit diesem Schreiben«, erklärte er und klopfte auf das Papier, daß es knisterte, »mit diesem Schreiben gehst du zur Kriminalpolizei und erstattest Anzeige!«

Da aber fuhr der gute Strauch in die Höhe,
als hätte ihn eine Natter gebissen.

»Was? Anzeige erstatten? Bist du
verrückt?«

»Erlaube mal!«

»Nun ja. Soll ich mir den Tod an den Hals
holen? Das kannst du nicht von mir
verlangen. Der Mann, der mit dem
Buschgespenst anbindet, muß erst noch
geboren werden. Bitte, hättest du vielleicht
den Mut dazu?«

»Ich?« fragte Seidelmann. »Mit Freuden
werde ich dem Schurken das Handwerk
legen. Das will ich dir beweisen.«

»So? Dann beweise es! Ich für mein Teil
...«

»Du für dein Teil sollst ja auch weiter
nichts tun, als mir den Brief überlassen. Ich
werde damit zur Kriminalpolizei gehn und
die Anzeige ...«

»Fritz, mach mich nicht unglücklich! Ich flehe dich an!«

»Ach was! Unsinn! Du bist ein Hasenfuß!«

»Und du weißt nicht, was du ...«

»Ich weiß es sehr wohl. Laß mich handeln! Das Ganze ist ja eine Lächerlichkeit. Ich habe dir bereits gesagt, daß ich den Mut aufbringe, mit dem Buschgespenst anzubinden, und ich habe auch schon herausgebracht, wer der Briefschreiber ist.«

»Wer der ...« stotterte Strauch, »... wer das Buschgespenst ist?«

»Gewiß. Der junge Hauser aus Hohenthal ist es.«

»Hauser? Der Webersohn?«

»Kein anderer! Es geht ihm jetzt an den Kragen. In den nächsten Tagen wird man ihn an der Grenze beim Paschen ertappen. Dafür ist gesorgt.«

Da hob ein tiefer Seufzer die Brust des überängstlichen Herrn Strauch.

»Gott sei Dank!« stammelte er. »Nun fällt mir eine Zentnerlast von der Seele. Wenn es so ist, überlasse ich dir gern alles Weitere.«

»Und den Brief zur Anzeige?«

»Natürlich auch den Brief. Mach damit, was du willst! Nur bereite mir keine allzu großen Unannehmlichkeiten! Du weißt, man hat hier in der Stadt seinen Ruf zu vertreten. Und vor allem erzähle mir weiter! Also der Hauser ist es ...?«

Damit war ein neuer Abschnitt der Unterhaltung eingeleitet. Fritz Seidelmann mußte erzählen, und er tat es eifrig, wenn auch sehr vorsichtig; denn er hütete sich, Strauch irgend etwas wissen zu lassen, was den Freund seiner Meinung nach nichts anging. Und der Schluß war, daß die beiden in Frieden und Freundschaft voneinander schieden, Seidelmann mit dem Brief in der

Tasche, den er zur Kriminalpolizei tragen wollte.

Vorher jedoch begab er sich zunächst nach der Straßenkreuzung unweit vom ›Goldenen Ochsen‹, um seinem Vertrauten Spengler, der dort vielleicht schon auf ihn wartete, das Ergebnis der Unterredung mit Strauch mitzuteilen.

Als er um die Ecke bog, stand da schon ein gutgekleideter, behäbiger Mann, in dem Seidelmann trotz des künstlichen Bartes, der Perücke und einer großen, entstellenden Brille sogleich seinen Verbündeten erkannte oder eigentlich mehr witterte. Es war in der Tat Spengler, der scheinbar gelangweilt die Straße hinabblickte, beim Erscheinen des jungen Seidelmann aber wie überrascht aufschaute.

»Was sehe ich? Fritz Seidelmann aus Hohenthal, der Sohn meines Geschäftsfreundes? Ist es möglich? Wo kommen Sie denn schon her zu dieser frühen Stunde?«

Seidelmann stellte sich gleichfalls überrascht, weil man nicht wissen konnte, ob man irgendwoher zufällig beobachtet wurde. Dann aber kamen die beiden auf den eigentlichen Grund ihres Zusammentreffens zurück.

»Wie war es bei Strauch?« lautete Spenglers erste Erkundigung gedämpft.

»Strauch weigert sich, Anzeige zu erstatten«, berichtete der andre. »Es ist mir aber gelungen, ihm den Brief abzulisten. Ich werde an seiner Stelle zur Kriminalpolizei gehn. Hier ist das Schreiben!«

Spengler überflog den Brief und nickte befriedigt vor sich hin.

»Es enthält ohne allen Zweifel eine Bedrohung, und so scheint es mir unmöglich, daß Hauser straflos davonkommt. Wann werden Sie den entscheidenden Gang tun?«

»Gleich. Oder sind Sie anderer Ansicht?«

»Allerdings, denn in diesem Fall müßte ich hier wohl noch eine Stunde auf Sie warten. Wir wollen doch gemeinsam nach Hohenthal aufbrechen. Außerdem ist es vielleicht besser, Sie warten erst ab, welches Ergebnis ich erziele. Man könnte dann, je nachdem meine Rücksprache mit dem Burschen verläuft, der Kriminalpolizei gleich einen genauen Wink geben über Ort und Stunde, wo und wann sie das Buschgespenst auf frischer Tat zu ertappen vermag.«

Diese Gründe mußte Seidelmann gelten lassen, obwohl ihm der Gedanke nicht gefiel, erst noch einmal nach Haus zurückkehren zu sollen, ohne die hochwichtige Anzeige erstattet zu haben.

»Sie haben recht«, nickte er. »Nur halte ich es für nötig, Strauch von diesem Aufschub kurz zu verständigen. Er könnte sonst gar irgendeine Dummheit machen, die uns alles verdirbt und ... doch halt!« unterbrach er

sich. »Da sehe ich, daß das Schicksal eingreift und unsrer Sache die entscheidende Wendung geben will.«.

Er deutete nach rechts die Straße hinab.

»Bemerken Sie dort den jungen Mann mit dem Paket? Es ist Hauser!«

»Unser Buschgespenst?« rief Spengler freudig erstaunt. »Das trifft sich ja großartig? Wollen uns ein wenig in den Hauseingang hier zurückziehn, damit er uns nicht sieht!«

»Recht so! Und nun – ah, sehn Sie, er geht in das Haus da drüben. Ahnen Sie, was er da zu schaffen hat? Er will seinen Maskenanzug abliefern.«

»Wenn er wieder herauskommt, werde ich ihm folgen. Ich muß auf alle Fälle mit ihm sprechen«, erklärte Spengler in seiner kurzen, bestimmten Art. »Ihnen, mein lieber Seidelmann, rate ich, inzwischen schleunigst zu verschwinden. Es wäre

verfehlt, wenn Sie der junge Mensch, an den ich mich heranpirschen will, in meiner Gesellschaft erblickte. Er hätte dann wohl von vornherein kein Vertrauen zu mir.«

Seidelmann war schon sprungbereit.

»Ja, ja, ich mache mich unsichtbar«, versicherte er eifrig. »Fragt sich nur, wann und wo wir uns wieder treffen.«

»Das muß sich finden. Sie können ja vorsichtig beobachten, wohin sich Hauser wendet, sobald er drüben beim Maskenverleiher fertig ist. Für alle Fälle können wir vereinbaren, daß wir, in – na, sagen wir in zwei Stunden – wieder hier am ›Goldenen Ochsen‹ sind.«

»Abgemacht. Auf Wiedersehn!«

Damit eilte Fritz Seidelmann fort. Spengler aber wartete, bis der junge Hauser wieder auf der Straße erschien und überraschenderweise im ›Goldenen Ochsen‹ verschwand. Dann schritt auch er

bedächtig nach dem Wirtshaus hinüber, trat da ins Gastzimmer, setzte sich an einen Fensterplatz und ließ sich ein Bier geben.

Er sah, daß Eduard Hauser einen Kaffee bekam. Der junge Mensch war durchfroren von dem langen Marsch zur Stadt und genoß mit Behagen das warme Getränk. Bohnenkaffee war ja überhaupt im Leben des armen Burschen bisher ein fast unbekannter Genuß gewesen, ein Genuß, den man sich erst neuerdings leisten konnte, seit man im Sold des Fremden stand.

Ach, des Fremden! Eduard Hauser durfte gar nicht daran denken, wie sehr er seinen Gönner enttäuscht und verstimmt hatte. Dieses Unglück verwirrte ihn so sehr, daß er nicht einmal die rechte Freude über den glücklichen Verlauf seiner Herzensangelegenheit mit dem Engelchen zu empfinden vermochte. Der junge Mensch sann immer wieder darüber nach, wie er wohl das Verfehlte gutmachen und es

womöglich durch einen großen Dienst, den er Arndt leistete, ausgleichen könne.

Er ahnte in diesem Augenblick noch nicht, daß keine drei Schritte von ihm entfernt einer mit ihm im gleichen Zimmer saß, der ihm zu einem solchen Dienst verhelfen wollte, zu einer angeblich großen Gefälligkeit für den Fremden, und noch weniger ahnte Hauser, daß das alles nur eine Vorspiegelung, eine tückische Falle sein würde, die listige Feindschaft ihm stellte.

Und so wurde ihm denn seine Arglosigkeit zum Verhängnis.

Spengler tat zunächst so, als schenke er dem andern keinerlei Beachtung. Nach einer Weile aber wandte er sich halb herum und begann ein Gespräch mit dem Wirt. Er zog scheinbar Erkundigungen verschiedener Art ein und ließ dabei durchblicken, daß er ortsfremd sei.

»Der Herr ist wohl nicht aus dieser Gegend?« forschte der Wirt nach einigen Fragen Spenglers.

»Nein. Ich bin von auswärts. Ich kam mit der Bahn und will nach Hohenthal. Wie weit ist es bis dorthin?«

Der Wirt, der vorher müßig am Fenster gestanden und beobachtet hatte, wie der Fremde mit Fritz Seidelmann sprach, wollte bereits den Mund auf tun und sagen, der Herr habe ja soeben mit einem Bewohner von Hohenthal gesprochen; und das wäre dem braven Spengler nicht gerade angenehm gewesen. Da mischte sich Eduard Hauser ein.

»Sie werden es in anderthalb Stunden schaffen«, meinte er zuvorkommend. »Ich bin von dort. Wenn Sie Wert darauf legen, könnte ich Ihnen sogar den Weg zeigen.«

Spengler, der den Eindruck eines anständigen und wohlhabenden Mannes machte, warf einen freundlich forschenden

Blick auf Hauser und nickte ihm dann dankbar zu.

»Das ist mir lieb, mein junger Freund. Eigentlich wollte ich mir einen Schlitten mieten; aber ich komme gradwegs aus Dresden, und wenn man so lange Zeit in der Bahn gesessen hat, ist einem eine Fußwanderung willkommen. Wollen Sie sich, bis wir aufbrechen, nicht zu mir setzen?«

Eduard nahm seinen Kaffee und leistete der Aufforderung Folge, während sich der Wirt zurückzog und seine beiden Gäste sich selbst überließ.

»Sind Sie in Hohenthal gut bekannt?«
forschte Spengler.

»Ja. Ich bin dort geboren.«

»Ah, da kann ich Sie ja gleich um eine Auskunft bitten. Kennen Sie dort vielleicht eine Familie Hauser? Es sollen überaus brave, wenn auch arme Leute sein.«

Eduard errötete.

»Dieses Wort ehrt mich, mein Herr. Ich bin ein Hauser.«

Spengler streckte ihm in gut gespielter Überraschung die Hand entgegen.

»Sollte man ein solches Zusammentreffen für möglich halten! Ein Hauser? Das freut mich? Darf ich nach Ihrem Vornamen fragen?«

»Ich heiße Eduard und bin der älteste Sohn ...«

»... des Webers Hauser? Ich weiß Bescheid und muß in unsrer Begegnung nun erst recht die wunderbare Fügung bestaunen. Denken Sie an, gerade Ihretwegen bin ich hier! Ausgerechnet Sie wollte ich in Hohenthal aufsuchen.«

»Mich?« wunderte sich Eduard.

»Ja, Sie! Man hat mir einen sehr günstigen Bericht über Sie geliefert. Das veranlaßt

mich, Ihnen mein Vertrauen zu schenken.«

Die Augen des Burschen wurden immer größer.

»Herr«, sagte er, »wer sind Sie? Ich ...«

»Schon gut! Davon später!« wurde lächelnd abgewehrt. »Sie werden sogleich merken, wie gut ich um Sie und Ihre Angelegenheiten Bescheid weiß. Sie verkehren heimlich mit einem, der sich ein großes Ziel gesteckt hat?«

Eduard fuhr zurück. Er betrachtete den andern, als sähe er ihn jetzt erst; er blickte in ein lächelndes, wohlwollendes Gesicht, und das beruhigte ihn.

»Mein Herr, ich weiß in der Tat nicht ...«

»Dieser jemand hat Ihnen eine Summe ausgezahlt«, fuhr Spengler schnell fort.

»Ich verstehe Sie nicht. Ich weiß nicht, von wem Sie sprechen.«

Der andre nickte befriedigt vor sich hin.

»So ist es recht! Ich sehe, daß Sie verschwiegen sind, daß man sich auf Sie verlassen kann. Es ist mir sehr lieb, daß ich grad Sie hier treffe. Dadurch wird mir ein Weg erspart, und ich kann gleich hier mit Ihnen sprechen. Sie müssen freilich Vertrauen zu mir fassen. Deshalb lesen Sie zunächst einmal dieses hier!«

Er brachte ein Päckchen zum Vorschein, das eine Anzahl sorgfältig zusammengefalteter Schriftstücke enthielt. Spengler öffnete das Päckchen, schlug eines der Papiere auseinander und schob es Eduard über den Tisch.

Der junge Hauser las es. Seine Verwunderung stieg dabei mit jeder Zeile. Als er mit dem Brief fertig war, fragte ihn Spengler im Ton eines Mannes, der seiner Sache vollständig gewiß ist:

»Nun, was halten Sie davon?«

Eduard blickte ihn mit dem Ausdruck größter Hochachtung an.

»Herr, Sie sind ein hoher Polizeibeamter!« sagte er voll Ehrfurcht.

»Das war nicht schwer zu erraten. Ich will etwas andres wissen. Können Sie sich nun denken, worum es sich zwischen uns handelt?«

»Diese Schriftstücke enthalten vertrauliche Mitteilungen für die jenseitige Grenzbehörde«, erklärte der junge Mensch. »Soviel verstehe ich. Was aber ich mit dieser Angelegenheit zu schaffen habe ...«

Hier brach er ab und sah Spengler fragend an. Der erwiderte den offenen Blick mit einem unergründlichen Lächeln, das wohl eine Aufmunterung enthalten sollte.

»Nun? Weiter!« drängte er. »Ist es denn gar so schwer?«

»Ich finde keine Beziehung zwischen diesen Papieren und mir.«

»Auch dann nicht, wenn Sie bedenken, daß Sie im Dienst eines Mannes stehn, über dessen geheime Absichten wir beide genau unterrichtet sind?«

Im Kopf des jungen Häuser verwirrten sich die Gedanken. Sein Gönner hatte also mit dieser Sache zu tun. Aha, schoß es ihm durch den Sinn, das ist die Angelegenheit, über die er gestern abend eigentlich mit mir reden wollte, die er aber nur kurz erwähnte und dann doch verschwieg, weil ich ... weil ich mich als unzuverlässig erwiesen hatte!

Eduard tat wieder einmal einen tiefen Seufzer, einen der vielen Seufzer der Reue, die ihm seit der letzten Mitternacht schon entschlüpft waren. Und abermals festigte sich in ihm der Entschluß, nun aber seinen Mann zu stehn und zu zeigen, daß er auch schweigend und besonnen handeln konnte.

»Ich begreife«, sagte er endlich. »Sie stehn in laufender Verbindung mit meinem Gönner. Er hat Sie auf mich aufmerksam gemacht ...«

»Sehr recht, sehr recht«, nickte Spengler.

»... und nun haben Sie für mich einen Auftrag, der sich auf diese Papiere bezieht. Sie können Vertrauen zu mir haben. Sie können mir jede Weisung geben. Ich werde nicht versagen.«

Darauf wieder das unergründliche Lächeln in Spenglers Gesicht. Wäre Eduard Hauser nur einigermaßen Menschenkenner gewesen, so hätte er gefühlt, daß da vor ihm gleichsam eine häßliche Spinne saß, die ihr tückisches Netz um ihn wob. Aber er war ein unerfahrener Bursche, und so wurde er das Opfer dieser Spinne.

Spengler deckte jetzt scheinbar seine Karten auf.

»Diese Papiere sind, wie Sie richtig bemerkt haben, geheimer Art und von höchster Wichtigkeit; sie müssen über die Grenze gebracht werden, ohne daß jemand davon erfährt, ohne daß jemand ihren Inhalt kennenlernt. Wollen Sie das übernehmen?«

»Ich?«

»Ja, gewiß, Sie!« Spenglers Blick wurde zürnend. »Fürchten Sie sich? Wollen Sie das große Vertrauen, das man höheren Orts in Sie setzt, enttäuschen?«

»Nein, nein!«

»Nun, so hören Sie mich an und lassen Sie Ihren Worten vom guten Willen die Tat folgen! Ein sicherer und verschwiegener Mann, der zudem ein Kenner der Grenze ist, soll die Papiere unbemerkt hinüberschaffen. Das werden Sie besorgen, und zwar in der kommenden Nacht. Sind Sie bereit dazu?«

Eduard nickte nur. Er war ganz klein geworden vor der Überlegenheit des andern, und doch schwellte ein wunderbarer Stolz seine Brust.

»Das freut mich. Die Belohnung wird nicht ausbleiben«, fuhr Spengler fort. »Man wird Sie im Auge behalten. Nachher gebe ich Ihnen Aufschluß über die Person, der Sie die Schriftstücke überbringen sollen. Vorher aber sagen Sie mir erst, wie oft Sie mit – mit Ihrem Gönner zusammenkommen?«

»Sooft er es für nötig hält.«

»Wo wohnt er?«

»Herr«, wich Eduard aus, »Sie kennen seinen Wohnort doch ebenso genau wie ich.«

Spengler zwang sich zu einem Schmunzeln über die angeblich lobenswerte Verschwiegenheit des jungen Mannes.

»Natürlich kenne ich ihn«, lenkte er scheinbar ein, tastete aber sogleich wieder in anderer Richtung vor. »Wie weit sind eigentlich die Unternehmungen gegen das Buschgespenst vorgeschritten?«

»Das dürfte alles in dem Dienstbericht stehn, den Sie doch bestimmt zu lesen bekommen.«

»Zum Teufel, junger Mann, weichen Sie mir nicht so aus! Selbstverständlich habe ich das alles gelesen. Aber ich muß Sie doch schließlich auch was fragen dürfen, und Sie müssen antworten.«

»Ich darf nichts antworten, was gegen die Weisungen verstößt, die man mir gegeben hat«, beharrte Eduard Hauser.

»Die Gewissenhaftigkeit selbst! Großartig!« spottete Spengler, fuhr jedoch sogleich in einem andern Ton fort: »Aber Scherz beiseite! Ich wollte Ihnen nur ein wenig auf den Zahn fühlen, und Sie haben die Probe glänzend bestanden. Meine

Anerkennung!« Spengler streckte dem errötenden Burschen die Hand entgegen und drückte ihm herzlich die Rechte. »Sie sind wirklich ein sehr verschwiegener junger Mann. Und nun wieder zur Sache! Sie tragen also die geheimen Papiere noch in dieser Nacht über die Grenze. Den Ort Breitenau kennen Sie natürlich. Am Eingang dieses Dorfes, dort, wo der Wald aufhört, wird rechter Hand im Gebüsch zwischen 9 und 10 Uhr ein Mann auf Sie warten. Er wird Sie ansprechen und um den Weg nach Hohenthal fragen. Das ist das Erkennungszeichen. Diesem Mann händigen Sie die Schriftstücke aus! Nun aber kommt die Hauptsache für Sie. Sie müssen Ihren Gang über die Grenze so einrichten, daß niemand Sie bemerkt. Ist Ihnen ein Weg bekannt, wo Sie unauffällig durchzukommen glauben?«

»Der Föhrensteig«, ging Eduard Hauser ins Garn. »Ich denke, dort kann man es wagen.«

»Und wenn Sie doch auf einen Grenzbeamten stoßen?«

»Dann hat die Sache wohl keine Schwierigkeiten. Ich habe ja nichts Verzollbares bei mir.«

Spengler lächelte wieder einmal spöttisch und überlegen.

»O Sie harmlose Seele! Gewiß haben Sie nichts Verzollbares bei sich, wohl aber etwas, das nicht für die Augen Unberufener bestimmt ist; und dazu gehören in unserm Fall auch die Grenzbeamten.«

»Sie dürfen wirklich die Papiere nicht sehn?«

»Wo denken Sie hin?« fuhr Spengler auf. Dann runzelte er finster die Stirn. »Hören Sie, junger Mann, mir kommen Bedenken. Sie nehmen die Sache zu leicht. Sie sind für uns vielleicht doch nicht der Richtige. Ich werde es mir noch überlegen.«

Da aber unterbrach ihn Hauser hastig.

»Nein, nein! Versuchen Sie es mit mir!« bat er. Ihn quälte eine jähe Angst, er könne auch hier wieder versagen und sich die Gunst seines Gönners nun endgültig verscherzen. »Erklären Sie mir, was ich tun soll, und ich werde es ausführen! Ich werde auch einen Grenzbeamten um keinen Preis Einblick in die Schriftstücke gewinnen lassen.«

Spengler zeigte sich wieder versöhnt und nickte.

»Gut. Ich freue mich, daß Sie im letzten Augenblick zur Einsicht kommen. Sonst hätte ich wirklich geglaubt, man wäre von Ihren Fähigkeiten allzu überzeugt gewesen. Sie dürfen, wenn Sie im Geheimdienst staatlicher Behörden stehn, nicht immer fragen, wieso und warum und ob und ob. Sie müssen Ihre Weisungen in Empfang nehmen und schweigend danach handeln. Solche Männer braucht der Staat. Sie verstehn mich nun?«

»Vollständig.«

»Recht so! Und nun endlich zum Schluß!
Ich werde die Schriftstücke einsiegeln.
Alles, was dazu nötig ist, habe ich bei mir.
Sie tragen die kostbaren Dinge über die
Grenze und haften dafür, daß niemand,
einfach niemand Einblick in die Papiere
gewinnt. Was Sie tun, wenn Ihnen ein
Grenzbeamter in die Quere kommt und sich
allzu neugierig zeigt, ist dann Ihre Sache.«

»Ist meine Sache«, nickte Hauser.

»Das heißt?« fragte Spengler lauernd, weil
er sein Opfer ganz sicher haben wollte.

»Das heißt, daß ich dann dem Beamten, der
in diesem Fall ja im Unrecht ist, einfach
entwischen würde.«

»Hm! Wird Ihnen das auch gelingen?«

»Oh«, strahlte Eduard Hauser, »was denken
Sie! Ich bin flink. Ein Sprung ins Gebüsch,
wo ich Weg und Steg, jeden Stein, jeden

Baum besser kenne als auch der tüchtigste Grenzbeamte, ein rascher Sprung macht mich unsichtbar. Dann soll man nach mir suchen. Ich bringe die Papiere sicher hinüber, ohne daß jemand sie näher ansieht.«

»Schön«, nickte Spengler. »Ich will Ihnen noch sagen, daß Ihr Gönner von allem unterrichtet ist. Sie müssen sich aber, damit niemand Verdacht schöpft, vorerst von ihm fernhalten, dürfen vorher nicht mit ihm sprechen. Hören Sie, nicht mit ihm sprechen! Begegnet er Ihnen zufällig, so winken Sie ab und verschwinden!«

»Ich verstehe.«

»Sie dürfen natürlich erst recht keinem andern Menschen von der Sache erzählen.«

»Wie werde ich!«

Das sagte Eduard Hauser sehr fest und dachte dabei: Aha, er weiß schon, daß ich einmal unzuverlässig gewesen bin!

Wunderbar, wie rasch sich diese Männer vom Geheimdienst untereinander verständigen!

»Sie werden die Bezahlung für diesen Sonderdienst von mir erhalten«, fuhr Spengler fort. »Wollen Sie eine Anweisung haben?«

»Nein, nein! Ich bin ja schon bezahlt.«

»Diese Sache ist Sonderleistung. Aber gut, lassen wir die Bezahlung, bis Sie Ihre Pflicht erfüllt haben! Ich weiß Sie dann schon zu finden. Das Geld ist Ihnen sicher. Sie bekommen vierzig Mark, daß Sie es im voraus wissen.«

Schon wieder so viel Geld? Eduard Hauser fand überhaupt keine Worte; er nickte nur. Inzwischen zog Spengler ein Stück Siegellack, einen Kerzenstummel, ein Paar Zündhölzer und ein Petschaft hervor und verschloß den Brief mit den geheimnisvollen Schriftstücken. Dann drückte er Eduard Hauser die Hand.

»Gehn Sie jetzt, und machen Sie Ihre Sache gut! Ihren Kaffee bezahle ich mit. Wann werden Sie aufbrechen?«

»Sobald es finster ist, also in der fünften Stunde.«

»Recht so!«

Damit schob er den jungen Mann zur Tür hinaus.

Hauser hatte kaum die Gaststube verlassen, so bezahlte Spengler und ging gleichfalls. Zwei Straßen weiter stieß er auf Fritz Seidelmann, der gut aufgepaßt hatte.

»Nun? Alles in Ordnung?«

»In bester Ordnung sogar.«

Spengler erstattete genauen Bericht, während sie die Straße entlangschlenderten.

»Kommen Sie nun noch mit nach Hohenthal?« erkundigte sich Fritz Seidelmann.

Darauf lächelte Spengler.

»Vorläufig nicht. Aber wir sehn uns bald wieder. Nach allem andern fragen Sie nur Ihren Vater!«

Er ging. Seidelmann aber machte sich auf den Weg zur Kriminalpolizei. Der Kommissar, an den er verwiesen wurde, kannte ihn dem Namen nach und empfing ihn sehr liebenswürdig und zuvorkommend.

»Ich möchte mir einen Rat und eine Auskunft erbitten«, begann Seidelmann.

Darauf machte der Kommissar eine höflich einladende Handbewegung.

»Bitte, nehmen Sie Platz!«

Seidelmann setzte sich. Dann aber wußte er im Augenblick nicht, wie er beginnen sollte.

»Ist die Sache denn so schwierig? Was betrifft sie?« erkundigte sich der Beamte.

»Das – das Buschgespenst.«

Seidelmann sprach das Wort nur zögernd aus. Kaum aber war es geschehn, so sprang der Kommissar überrascht auf.

»Das Buschgespenst? Alle Wetter! – Bitte, sprechen Sie!«

Nun holte Fritz Seidelmann den Brief an Strauch aus der Tasche und reichte ihn dem Kommissar. Der überflog die wenigen Zeilen. Sein Gesicht nahm den Ausdruck der größten Spannung an. Dann warf er einen ernsten, forschenden Blick auf Fritz.

»Kennen Sie die Wichtigkeit dieser Zeilen, Herr Seidelmann?«

»Ich ahnte sie, und deswegen ging ich zu Ihnen.«

»Sehr gut! Und nun vor allem eine Frage: Wie kommen Sie zu diesem Schreiben?«

»Ich sah es bei meinem Freund, dem Kaufmann Strauch. Er zeigte mir den Brief

vorhin. Sogleich riet ich ihm, das Schreiben der Behörde zu übergeben; aber er hegte Bedenken und meinte, es könne ihm an den Kragen gehn, wenn das Buschgespenst erfahre, daß er Anzeige erstattet habe.«

»Hm – ja – immer wieder diese Furcht vor dem rätselhaften Buschgespenst! Das eben ist es, was uns so hindernd in den Weg tritt! Grad diejenigen, die uns vorteilhafte Winke geben könnten, unterlassen es aus Furcht vor der Rache des Verbrechers. Aber bitte, erklären Sie mir diesen Brief! Es ist mir da noch vieles unklar.«

Fritz Seidelmann berichtete, was er für notwendig hielt.

»Kennen Sie die Handschrift?« fragte darauf der Beamte.

»Sie ist verstellt. Aber ich halte sie für die Schrift eines meiner jungen Heimarbeiter.«

»Wie?« fragte der Kommissar sichtlich enttäuscht. »Einer Ihrer Arbeiter sollte das

Buschgespenst sein? Ich habe mir das, aufrichtig gestanden, anders gedacht.«

»Oh, der Kerl ist pfiffig genug dazu!«

»Hm, ein einfacher Weber? Ist mir beinahe unwahrscheinlich.«

»Wieso? Der Betreffende heißt Eduard Hauser und ist als Pascher verdächtig, wenn man ihm bisher auch noch nichts beweisen konnte.«

»Und wie steht es mit dem Ruf der Familie? Sind Vater und Mutter ordentlich?«

»Die Leute stellen sich arm, aber das kennt man ja.«

»Haben Sie noch andre Beweise gegen den Mann?«

Darauf gab Seidelmann eine kurze, für seine Zwecke zurechtgestutzte Darstellung der Vorfälle nach dem Maskenball und erklärte, er habe Eduard Hauser, nachdem

der Bursche sein Mädchen verlassen, im Gespräch mit einem Pascher belauscht.

»Ich hörte nicht alles, aber doch manches, was da gesprochen wurde.«

»Redeten sie vom Schmuggel?«

»Ja. Der andre schien von jenseits der Grenze zu sein. Er machte eine Bestellung, wenn ich recht gehört habe, auf Spitzen.«

»Ging Hauser darauf ein?«

»Sofort!«

Der Kommissar sann eine Weile schweigend vor sich hin.

»Wenn man den Schurken nur das Handwerk legen könnte!« sagte er endlich.
»Aber es geht wie mit dem Teufel zu. – Die Kerle sind nicht zu fassen!«

»Nun, in diesem Fall wäre nichts leichter als das, Herr Kommissar«, versicherte Seidelmann. »Ich hörte ja, wie die beiden

genau die Zeit bestimmten. Und ich kenne auch den Ort, wo Hauser die Spitzen verstecken soll. Er will nach Einbruch der Dunkelheit am Föhrensteig sein.«

»Am Föhrensteig? Das ist der Weg von Hohenthal über die Berge nach Breitenau, wenn ich recht unterrichtet bin.«

»Ja. Der Föhrensteig selber ist eine hölzerne Brücke, die man über den Waldbach gelegt hat.«

»Ich kenne sie. Wir haben dort schon einmal nach den Paschern und nach dem Buschgespenst gefahndet. Wird man dort auf Hauser warten?«

»Nein. Er trägt die Spitzen bis kurz vor Breitenau; die Dunkelheit und den Föhrensteig erwähnte er nur, um einen Wink in bezug auf den Weg und auf die Zeit seines Eintreffens zu geben. Er will die Spitzen unter das Rockfutter nähen. Der andre mahnte ihn zur Vorsicht; er aber lachte und meinte, daß es keinem

Menschen einfallen werde, das Futter zu untersuchen.«

Der Beamte war begeistert von dem, was er da hörte. Er ging einigemal im Zimmer auf und ab und blieb dann dicht vor Seidelmann stehn.

»Sie haben der Behörde einen großen Dienst erwiesen. Endlich etwas Greifbares! Jetzt werden wir die Schlinge zuziehn. Wir werden dem Buschgespenst das Handwerk legen. Ich will Hauser noch heut greifen.«

»Wie? Sie wollen selber ...«

»Ja. Ich selber werde das berüchtigte Buschgespenst fangen. Wollen Sie sich daran beteiligen?«

Diese Frage hatte Fritz Seidelmann im stillen ersehnt. Welch eine Genugtuung, wenn er bei der Verhaftung des verhassten Nebenbuhlers zugegen sein konnte! Aber er hütete sich, seinen Gefühlen Ausdruck zu geben.

»Wird denn das möglich sein?« erkundigte er sich.

»Weshalb nicht? Ihre Anwesenheit wird uns sogar nützlich sein, denn Sie kennen den Burschen am besten. Eine Frage nur: Können Sie reiten?«

»Leidlich.«

»Schön. Ich werde einige Grenzer und Gendarmen aufbieten. Vorher habe ich noch einiges zu erledigen. Aber wenn wir dann reiten, treffen wir noch vor der Dämmerung beim Föhrensteig ein.«

»Verzeihung, hier habe ich ein Bedenken, Herr Kommissar. Unser Weg führt durch Hausers Wohnort. Wenn er uns bemerkt, ahnt er die Gefahr.«

»Wir reiten um Hohenthal herum, teilen uns und schlagen verschiedene Wege ein.«

»Das mag angehn. Hoffentlich klappt alles. Ich brenne darauf, die Gegend endlich von

dem Buschgespenst befreit zu sehn. Der Bursche ist aber unglaublich verwegen, und wenn am Föhrensteig nicht die allerbesten Maßregeln ergriffen werden, so schlüpft uns der Kerl doch noch durch die Finger.«

»Verlieren wir keine Zeit mit solchen Bedenken!« unterbrach der Kommissar diese Einwände ein wenig selbstbewußt.
»Wo werden Sie zu finden sein?«

»Im Gasthof ›Zum Goldenen Ochsen‹.«

Die beiden trafen noch genaue Verabredungen. Dann empfahl sich Seidelmann und verließ das Amtsgebäude. In ihm war eine tolle Freude über den gelungenen Streich.

11. Nachts im Haingrund

Unterdessen befand sich Eduard Hauser auf dem Heimweg nach Hohenthal. Er ahnte nichts von der Wolke, die sich gefahrdrohend über ihm zusammenzog; im Gegenteil, er war voll Zuversicht, freute sich, daß ihm eine Gelegenheit geboten war, seinem Gönner einen wichtigen Dienst zu erweisen, und dachte zwischendurch sehnsüchtig an Angelika, deren Herz er nun endgültig gewonnen hatte. So verflogen ihm die anderthalb Stunden Weg wie wenige Minuten, und er blieb verwundert stehn, als er seinen Heimatort vor sich sah.

Nach kurzer Überlegung beschloß er, durchs Dorf zu gehn, in der leisen Hoffnung, Engelchen unterwegs zu begegnen. Wenn nicht, wollte er langsam am Zaun des Hofmannschen Grundstücks hinschlendern; vielleicht erblickte sie ihn durchs Fenster und kam auf einen Augenblick heraus.

Er hatte sich auch wirklich nicht verrechnet. Zwar spähte er auf der Dorfstraße vergeblich nach dem Mädchen aus, als er aber an der hintern Pforte des Hofmannschen Hauses stehnblicb, öffnete sich gleich darauf die Tür, und Angelika huschte heraus. In seiner Freude merkte der Bursche gar nicht, daß sie keineswegs froh und heiter dreinschaute.

»Richtig!« lachte er ihr entgegen. »So habe ich es mir gewünscht! Du hast mich kommen sehn?«

»Ja«, entgegnete sie einsilbig.

»Deine Eltern auch?«

»Nein, sonst hätte ich das Zimmer nicht verlassen dürfen.«

»So ist dein Vater immer noch gegen mich?«

»Oh, womöglich ärger als vorher«, seufzte sie. »Die Seidelmanns haben ihn ganz und

gar beschwätzt. Komm mit hinter die Hecke dort, daß er uns nicht beisammen sieht, sonst gibt es einen bösen Auftritt!«

Sie zog Eduard hastig ein paar Schritte abseits, dann setzte sie ihren Bericht fort.

»Ja, es steht noch immer schlecht um unsre Sache. Als Vater erfuhr, was gestern geschehn ist, war es fast nicht zum Aushalten. Er schalt mich ein albernes Ding, und als ich ihm widersprach, drohte er mir sogar mit – mit Schlägen.«

»Das soll er bleiben lassen!« knurrte Eduard.

»Und fortjagen will er mich – zu – zu Seidelmanns!«

»Als Stütze der Hausfrau, nicht wahr? Das ist stark! Aber warte nur, daraus wird nichts!«

»Und wenn er mich nun zwingt?«

»Das kann er nicht. Ich würde ein sehr ernstes Wort mit ihm sprechen.«

»Er läßt dich ja gar nicht ins Haus.«

»So schicke ich einen andern, den er wohl anhören wird. Hab nur keine Sorge und laß mich handeln! Vorläufig allerdings habe ich keine Zeit. Ich muß noch einen Botengang nach Breitenau machen.«

»Nach Breitenau? Da kommst du ja, auf dem Rückweg wenigstens, in die Dunkelheit.«

»Schadet nichts. Die Sachs ist wichtig und wird gut bezahlt.«

Engelchen sah ihren Herzallerliebsten von der Seite an, ein wenig prüfend und ein wenig neugierig.

»Ach so, du gehst für den Fremden ...?«

Er aber war standhaft und ließ nichts aus sich herauslocken, wie er ihr ja auch bereits verschwiegen hatte, daß er erst bei Beginn

der Dunkelheit aufbrechen, also den Wald nicht nur auf dem Rückweg im Finstern durchqueren wollte.

»Nein«, sagte er, »mit dem Fremden hat das gar nichts zu tun. Überhaupt ... ich habe ihm mitgeteilt, daß ich zu dir von ihm gesprochen habe. Da war er sehr böse. Tu mir also die Liebe und hüte mein Geheimnis! Ich könnte sonst schlimmen Verdruß haben.«

»Ich bin keine Plaudertasche«, fiel das Engelchen wieder einmal in den schnippischen Ton zurück, den sie früher bisweilen gegen Eduard angeschlagen hatte. Dann aber besann sie sich, und in ihren Augen leuchtete es herzlich auf. »Geh mit Gott, Liebster! Und nimm dich im dunklen Wald vor dem Buschgespenst in acht!«

Eduard nickte nur und drückte ihr die Hand.

»Ich warte auf dich«, fuhr sie fort, »wenn es auch spät wird. Ich muß dich heut abend

noch einmal sprechen. Mir ist so bang, als sollte ein Unglück über uns kommen.«

»Nicht doch, Engelchen!« wehrte er ab.
»Das Glück, das Glück kommt zu uns!«

»Hoffentlich! ... Also ich warte. Es wird sich schon ein Behelf finden lassen, daß ich gegen neun Uhr etwa noch einmal aus dem Haus kann. Dann komme ich zu euch an die Hintertür.«

»Das ist lieb. Ich freue mich auf heut abend. Und nun leb wohl!«

»Leb wohl!«

Ein verstohlener Kuß noch, dann trennten sie sich.

Eduard ging zunächst heim, um den Eltern mitzuteilen, daß er am späten Nachmittag einen Gang nach Breitenau tun müsse. Über alles andre schwieg er sich pflichtgemäß aus.

Der Vater schüttelte sorgenvoll den Kopf.

»Du bist jetzt von lauter Geheimnissen umgeben. Das will mir nicht gefallen.«

»Du kannst ohne Sorge sein«, beruhigte ihn der Sohn. »Was ich tue, ist ehrlich und recht.«

»Das will ich wohl glauben, Eduard. Aber du gehst bei Nacht durch den Wald und über die Grenze. Denk an das Buschgespenst! Wie leicht geschieht da etwas; und dann wissen wir uns keinen Rat, denn wir kennen deine Wege nicht.«

»Mir wird nichts geschehn, Vater, und solltet ihr zu Haus einmal Rat oder Hilfe brauchen, wenn ich nicht da bin, so geht zum Förster! Er ist ein kluger Mann und immer hilfsbereit. Das hat er uns gegenüber ja bewiesen. Ich glaube, er hat mich gern. An ihn könnt ihr euch jederzeit wenden. Er weiß übrigens auch Bescheid um meinen Gönner, über den ich dir bisher immer nur Andeutungen machen durfte.«

Eduard sagte das alles in wohlerwogener Absicht. Er hegte zwar keine ausgesprochene Besorgnis wegen des nächtlichen Abenteuers, das ihm bevorstand, aber er rechnete doch damit und mußte damit rechnen, daß sich vielleicht irgendein unliebsamer Zwischenfall ereignete. Was dann? Die Eltern hatten ja in der Tat keine Ahnung, was sie beginnen sollten, wenn der Sohn etwa im Lauf der Nacht nicht zurückkam.

Oder geschah ihm heute nichts, so konnte schon der nächste Tag ein Mißgeschick bringen. Eduard stand doch im Dienst des Fremden, der es sich zum Ziel gesetzt hatte, das Buschgespenst zu fangen. Das würde bestimmt nicht ohne irgendwelche Kämpfe und Gefahren abgehn. Auch für solche Fälle war vorzusorgen.

Nun aber konnte Eduard dem Vater doch unmöglich sagen: Wenn es einmal nötig werden sollte, wenn ihr euch keinen Rat wißt und ich entweder von den Leuten des Buschgespenstes gefangen oder verwundet

bin, von schlimmeren Möglichkeiten ganz zu schweigen, so geht ins Forsthaus! Dort wohnt der Vetter Arndt, mein Gönner und Auftraggeber. Er ist Geheimpolizist und verfügt über ausgezeichnete Beziehungen und auch über reiche Geldmittel. Er wird euch auf keinen Fall im Stich lassen. – So offen durfte er nicht sprechen. Das wäre gegen seine Pflicht gewesen.

Also war es am klügsten, den Vater an den Förster zu verweisen. Wunderlich würde dann nötigenfalls schon die Verbindung mit Arndt herstellen. Darum wollte Eduard vorsichtshalber den Förster auch noch kurz von seinem nächtlichen Botengang verständigen. Er wollte es tun, ohne dabei gegen das Gebot seines unbekannten Auftraggebers aus der Stadt zu verstoßen, das heißt, ohne im Forsthaus ein Wort mit Arndt zu wechseln. Wie sich das einrichten ließ, mußte der Augenblick ergeben.

So verstrichen die Stunden bis zum Einbruch der Dunkelheit. Eduard verbrachte sie in quälender Ungeduld. Die

Spannung, die jedem vorher bekannten Abenteuer vorausgeht, lag wie ein Alp auf ihm. Endlich aber war es Zeit aufzubrechen.

Er verabschiedete sich von den Eltern und ging, schlug aber nicht gleich die Richtung zum Föhrensteig ein, sondern wendete sich zunächst zum Forsthaus.

Zum Glück – so dachte wenigstens Eduard – traf er hier nur den alten Wunderlich an.

»Der Herr Vetter ist ausgegangen«, meldete der Förster. »Vermutlich willst du zu ihm. Tut mir leid. Du mußt ein andermal wiederkommen, mein Junge.«

»Ist nicht nötig, Herr Förster«, erklärte Eduard, der froh war, daß sich alles so nach Wunsch fügte. »Ich habe nur für Sie eine Nachricht.«

»Für mich? Von wem?«

»So ist es nicht gemeint. Von mir aus möchte ich Ihnen etwas mitteilen.«

»Dann schieß los, mein Junge!«

»Ich muß jetzt noch hinüber nach Breitenau und ...«

»Unsinn! Wer läuft bei Nacht und Nebel durch den Bergwald über die Grenze! Kein vernünftiger Mensch!«

»Ist nicht zu ändern, Herr Förster, und ist auch nicht so schlimm. Ich kenne den Weg und fürchte mich nicht.«

»Hm. Jetzt begreife ich, was du bei mir willst. Ich soll dich begleiten. Offen gestanden paßt es mir aber verteufelt schlecht. Ich sitze über einer Holzberechnung, die bis morgen früh fertig sein muß. Das Rechnen und das Kritzeln auf dem Papier ist meine schwache Seite, und ich weiß nicht ...«

»Machen Sie sich keine Sorgen!«
unterbrach Eduard den Alten. »Ich gehe
allein. Meine Absicht war es nur, Sie von
dem Gang zu verständigen.«

»Weshalb?«

»Ja, wenn ich das sagen könnte. Ich hatte so
das Gefühl, es wäre gut, wenn jemand
wüßte, wo ich zu suchen bin.«

»Höre, mein Junge, das klingt fast wie eine
böse Ahnung! Auf solch innere Stimmen
soll man achten. Geh nicht! Kehre um! Ich
rate dir gut.«

»Das glaube ich, Herr Förster, aber ich muß
dennoch gehn. Ich habe es versprochen,
und die Botschaft, die ich hinübertragen
soll, ist wichtig und eilig.«

»Darf man fragen, worum es sich handelt?«

»Verzeihung, Herr Förster, ich habe
Schweigen gelobt.«

»Schon gut. Der Mann muß sein Wort halten und sein Maul dazu, wenn es nötig ist. Geh also in Gottes Namen!«

Sie schieden mit einem Händedruck. Der Förster wendete sich seufzend wieder seiner Holzberechnung zu. Eduard aber verfolgte eine kleine Strecke weit noch die Straße, dann bog er seitlich ab nach dem Föhrensteig.

Die Nacht war kalt und finster. Der Mond war fast ständig von Wolken verdeckt. Das gab ein mühseliges Wandern. Ein Glück, daß wenigstens der Schnee ein gewisse Helligkeit verbreitete. Er knirschte bisweilen unter den Tritten des jungen Mannes, der ruhig seinen Weg verfolgte.

Nach einiger Zeit vernahm er das Rauschen des Waldbachs, dessen Wasser unter der Eisdecke dahinschoß, und bald gelangte er an die schmale Brücke.

Sie bestand nur aus einer roh zugehauenen, jetzt eisbedeckten Bohle, und es war nicht

ungefährlich, im Dunkeln darüber hinwegzugehn. Deshalb setzte Eduard nur langsam und vorsichtig einen Fuß vor den andern.

So hatte er eben die Mitte der Brücke erreicht, als ihn eine laute Stimme von jenseits des Steiges anrief.

»Halt! Wer da?«

Er erschrak, obgleich er auf eine ähnliche Begegnung gefaßt war. Es vergingen einige Augenblicke, bis er antwortete.

»Gut Freund!« rief er ins Dunkel.

Dann überlegte er, was er beginnen sollte. Er mochte sich nicht durch wilde Flucht verdächtig machen und wollte doch einer weiteren Berührung mit Menschen ausweichen.

Während er noch zögerte, hörte er das Klirren von Waffen. Er hatte also Grenzer

vor sich. Langsam trat er Schritt um Schritt zurück.

»Halt!« tönte es ihm da auch im Rücken entgegen. »Wer da?«

»Gut Freund!« antwortete er auch jetzt.

»Stehnbleiben! – Nicht rühren!«

Männer kamen auf beiden Ufern zwischen den Bäumen hervor.

O weh, der Bote mit den geheimen Papieren war regelrecht eingekreist! Was tun? Sollte er sich ergreifen lassen?

Nein!

Er machte trotz der Glätte auf der Bohle einen Satz über die Brücke an Land. Dann flog er mit einem gewaltigen Sprung mitten unter die überraschten Grenzer hinein, die im Dunkeln ebenso wenig sahen wie er. Heftig prallte er auf zwei Männer, stieß mit den Fäusten zu und – war hindurch.

»Feuer!« befahl da eine scharfe Stimme.

Schüsse knallten.

Eduard war es, als würde er am Arm gepackt und zur Seite gerissen. Aber er raffte sich auf und stürmte weiter.

Es war ein unsinniges Beginnen, in dieser Finsternis durch den Wald zu rennen. Kaum hatte Eduard einige Sprünge getan, so krachte er mit dem Kopf an einen Baum und stürzte.

»Dort! – Da ist er! – Auf ihn! – Dort liegt er!« schrien die Verfolger durcheinander.

Laternen flammten auf, und Männer warfen sich auf den Gehetzten, bevor er wieder in die Höhe kam. Dann vergingen ihm die Sinne. Der Anprall an den Baum war zu heftig gewesen. Aber seine Natur war kräftig; nach kaum zwei Minuten schlug er die Augen wieder auf und erblickte im schwachen Schein der Leuchten etwa ein Dutzend Grenzer und Schutzleute. Er

versuchte sich zu bewegen, aber da merkte er, daß er an den Händen gefesselt war; die Füße dagegen waren noch frei.

Vor ihm stand ein Beamter in der Uniform eines Polizeikommissars und musterte ihn scharf. Eduard erschrak heftig; denn der Mann mit dem strengen Blick und dem Schleppsäbel an der Linken hielt das versiegelte Päckchen in der Hand.

»Ah«, rief er soeben befriedigt, »er kommt schon wieder zu sich! Richtet ihn auf und lehnt ihn an einen Baum; aber gebt acht! Wenn er den geringsten Versuch macht zu entweichen, schießt ihr ihn in die Beine!«

Zwei Polizisten packten Eduard an und stellten ihn aus die Füße.

»Wer sind Sie?« fragte der Kommissar.

Jetzt half kein Leugnen mehr, das sah Eduard ein.

»Ich heiße Hauser«, bekannte er.

»Ausgezeichnet!« lachte der Beamte grimmig. »Haben wir den Fuchs also doch erwischt! – Was tun Sie hier?«

»Ich will nach Breitenau.«

»In welcher Absicht.«

»Ich habe eine Botschaft auszurichten.«

»Von wem und an wen?«

»Das darf ich nicht sagen.«

»So? Also Heimlichkeiten? Das ist höchst verdächtig! Wissen Sie denn nicht, daß wir Sie zum Sprechen zwingen können?«

»Gewiß, aber Sie werden es nicht tun. Sie können doch nicht einen harmlosen Menschen ...«

»Reden Sie kein dummes Zeug!«

unterbrach ihn der Kommissar barsch.

»Überhaupt brauchen wir Ihr Geständnis gar nicht. Das Päckchen hier wird sprechen. Ich werde es öffnen.«

»Das werden Sie nicht tun!« fuhr Eduard auf.

»Wer soll mich daran hindern? Sie etwa?«

»Ich bitte Sie ja nur, mein Geheimnis zu schonen. Der Umschlag enthält Privaturkunden, die keinem Unberufenen vor die Augen kommen dürfen!«

»Machen Sie sich nicht lächerlich! Polizei und Gericht sind keine Unberufenen!«

Der Kommissar ließ sich von einem Unterbeamten mit der Blendlaterne leuchten und öffnete das verhängnisvolle Päckchen.

»Hm. Nur Briefe und Schriftstücke! Kein Schmuggelgut! Deswegen brauchte er nicht auszureißen. Na, man wird später prüfen, was die Papiere enthalten.«

Zähneknirschend und zitternd vor Erregung hatte Eduard dulden müssen, daß sein

Geheimnis oder vielmehr das seines Auftraggebers angetastet wurde.

»Sie sehn«, keuchte er, »ich habe die Wahrheit gesprochen. Nun geben Sie mich wieder frei!«

»Nicht so hitzig, mein Söhnchen!« wehrte der Kommissar ab. »Wir sind noch nicht fertig miteinander. – Haben Sie außer diesen Schreibereien nichts andres bei sich, kein zollpflichtiges Gut?«

»Nein.«

»Sonderbar. Weshalb haben Sie dann die Flucht ergriffen und sich zur Wehr gesetzt?«

Eduard fühlte, daß er darauf keine genügende Erklärung geben konnte, und wurde unsicher.

»Die Schriften sollte niemand lesen, auch kein Beamter«, brachte er endlich mühsam hervor. »Deshalb mußte ich versprechen,

falls ich Grenzen begegnen sollte, lieber zu fliehn, als das Päckchen in ihre Hände fallen zu lassen.«

»Wem haben Sie das versprechen müssen?«
forschte der Kommissar. »Wer hat Ihnen
denn den Umschlag mit den Papieren
anvertraut?«

»Ein Herr, den ich in der Kreisstadt im
›Goldenen Ochsen‹ kennenlernte«, gestand
Eduard Hauser in seiner Bedrängnis.

»Wer war der Herr? Name? Stand?«

»Den Namen habe ich nicht erfahren. Der
Herr war offenbar ein hoher Beamter der
Geheimpolizei.«

Es war, als wollte der Kommissar dem
Burschen mit seinem Blick bis in den
tiefsten Winkel der Seele schauen. Da
Eduard diesem Blick standhielt, erschien
endlich ein helles, freundliches Licht in den
forschenden Augen.

»So, so! Sie haben also eine ungewöhnliche Bekanntschaft gemacht, die zu einem geheimnisvollen Auftrag führte. Erzählen Sie mir die Sache genauer!«

Dieser Aufforderung mußte Eduard Folge leisten, ob er wollte oder nicht. Er tat es mit größter Vorsicht und beachtlichem Geschick, indem er sich hütete, auch nur ein Wort über seinen Gönner Arndt und dessen Absichten einfließen zu lassen. Daß er dadurch zuletzt sich selbst schädigte, weil allein Arndt seine Unschuld vor der Behörde hätte erweisen oder doch mit Nachdruck verteidigen können, das ahnte der junge Hauser freilich nicht.

So fiel denn sein Bericht ein wenig unklar und verworren aus. Doch der Kommissar nickte trotzdem dazu.

»Das klingt zwar alles recht ungewöhnlich«, meinte er zum Schluß, »aber ich will es gelten lassen. Einem unerfahrenen Menschen wie Ihnen kann man dergleichen schon vormachen. Ich

werde die Papiere behalten und die Sache weiter verfolgen. Im übrigen aber, junger Freund, sind wir noch nicht fertig miteinander. Sie tun so harmlos, es spricht auch allerlei für Sie, und doch – sind Sie vermutlich ein ganz durchtriebener Halunke.«

»Herr Kommissar!« stammelte Eduard betroffen.

»Schon gut! Ich werde Ihnen sogleich beweisen, daß sie trotz allem ein Pascher sind: Denken Sie an die Spitzen!«

»An ... was?«

Der Beamte winkte hinter sich ins Gebüsch. Darauf trat Fritz Seidelmann hinzu. In seinem Gesicht zuckte grimmiger Haß. Eduard Hauser aber fuhr zusammen.

»Jetzt ahnt mir Schlimmes«, sagte er unsicher. »Sooft mir etwas Böses widerfuhr, immer hatten die Seidelmanns

ihre Hand im Spiel. Vielleicht ist es heut wieder so.«

»Werden sehn«, erwiderte der Beamte.
»Herr Seidelmann hat Sie uns als Schmuggler angezeigt. Sie müssen ja wissen, wieweit Sie schuldig sind. Halten Sie still, Hauser!«

Er betastete die Rocksäume des jungen Mannes.

»Hm!« meinte er dann. »Hier stimmt etwas nicht. Wollen doch einmal öffnen.«

Er zog sein Taschenmesser hervor und machte kurzerhand einen Schlitz in Eduards Rockfutter. Dann langte er mit der Hand in die Öffnung.

»Sie behaupten noch immer, nichts Verzollbares bei sich zu tragen?« fragte er, während seine Rechte noch zwischen Futter und Stoff umhertastete.

»Ich kann es beschwören.«

»So, so! Und was ist das hier?«

Dabei zog der Beamte einen langen Streifen Spitze aus dem Rock des Burschen.

Eduard erschrak.

»Was – ist – das –?« wiederholte er, gedankenlos stammelnd, die Worte des Kommissars.

»Das sind die Spitzen, von denen ich vorher sprach, mein Junge! Darauf liegt hoher Zoll, wenigstens drüben für die Einfuhr. Sieh mich nicht so verständnislos an, Bursche! Du denkst wohl, der Einfuhrzoll nach Böhmen kümmert uns hier nicht? Das ist ein Irrtum, alter Freund. Die Zollbehörden arbeiten Hand in Hand. Du entgehst der Strafe nicht. Da ist dein Schuldbeweis!«

Der Beamte hielt Eduard den bedeutsamen Fund dicht vor die Augen.

»Nun?« forschte er, da der junge Hauser schwieg. »Wie kommt das in Ihren Rock?«

»Ich weiß es nicht«, beteuerte Eduard. »Ich kann jeden Eid ablegen, daß ich von diesen Spitzen keine Ahnung hatte.«

»Sie sind demnach überhaupt kein Pascher?«

»Nein.«

»Sie sind auch nicht – das Buschgespenst?«

»Das – Buschgespenst? – Wieso?«

»Nun, Sie haben es doch selber behauptet.«

»Ich? Ist mir nicht eingefallen!«

»Hm! Wollen Sie sich einmal dieses Schreiben ansehen?«

Der Kommissar hob die Laterne und hielt Eduard den verhängnisvollen Brief an Strauch vors Gesicht.

Der junge Hauser verfärbte sich.

»Aha!« frohlockte der Beamte. »Da haben wir den Vogel gefangen. Heraus jetzt mit der Sprache! Wer hat diesen Brief geschrieben?«

»Ich«, gestand Hauser.

»Und Sie haben sich als Buschgespenst unterzeichnet!«

»Ja. Aber ich bin es nicht.«

»Und das soll ich Ihnen glauben? Machen Sie sich mit solch kindischen Ausreden doch nicht lächerlich!«.

»Ich – ich wollte – ach, das hat seine ganz besondere Bewandtnis – ich wollte den Kaufmann Strauch nur einschüchtern. Daher wählte ich diese Unterschrift.«

Der Kommissar lachte wie über einen guten Witz. Er war tatsächlich in bester Laune. Endlich, endlich hatte er den Burschen ertappt, der ihm so viel Kopfzerbrechen

und so manche schlaflose Nacht verursacht hatte.

»Sie unterzeichnen sich als Buschgespenst; Sie wollen sich bei Nacht und Nebel heimlich über die Grenze schleichen; als man Sie anruft, fliehn Sie vor den Grenzbeamten; man findet Spitzen bei Ihnen, die drüben hoch zu verzollen sind – mein Lieber, das genügt! Da helfen keine Ausreden mehr. – Habt gut acht auf den Gefangnen, Leute! Ihr wißt, er ist das Buschgespenst, ein gefährlicher Bursche, dem es auf ein Menschenleben nicht ankommt. Fort mit ihm!«

Das alles rauschte gleichsam über Eduard hinweg wie die Flut eines wild dahinbrausenden Stromes, gegen die es keinen Widerstand gibt. Der Gefesselte stand wie betäubt. Er fand kaum einen klaren Gedanken.

Der Brief, der unselige Brief! zuckte es immer wieder auf in seinem Hirn. Der Brief war schuld. Er zeugte gegen den Schreiber.

Und dann das andre, die nächtliche Grenzüberschreitung und die Flucht vor den Beamten! Ach, warum hatte er grad diesen Auftrag übernehmen müssen!

Am verhängnisvollsten aber wurden ihm nun die Spitzen, die man in seinem Rock eingenäht gefunden hatte. Rätselhaft, woher sie stammten. Eduard zermartete sich mit Grübeleien über den Ursprung des angeblichen Paschergutes, und dabei dämmerte ihm eine ferne Ahnung von dem Schurkenstreich eines gehässigen Feindes.

Während er so stand, ohne sich zu regen, ohne ein Wort zu sprechen, verhandelte der Kommissar mit seinen Leuten und mit Fritz Seidelmann. Sie redeten leise untereinander, damit es der Gefangne nicht verstehn sollte. Der aber achtete gar nicht auf sie. Bis er sich endlich auffraffte und in wirren, unzusammenhängenden Sätzen seine Unschuld zu beteuern begann.

»Ich kann mich ja nicht wehren«, brach er schließlich fast in Tränen aus. »Ich muß

alles über mich ergehn lassen. Aber ich bin kein Pascher, kein Verbrecher. Ich habe nichts mit dem Buschgespenst zu schaffen. Ich – ich kann nur sagen, daß es irgendwie an den Tag kommen muß ...«

»Schweigen Sie!« unterbrach ihn der Kommissar kurz und barsch. Er war jetzt von Seidelmann ganz gegen Hauser eingenommen worden. »Ihre Winkelzüge und Schliche helfen Ihnen nicht mehr. Zunächst haben wir Sie einmal. Gehn Sie lieber in sich, bereuen Sie! – Und nun vorwärts, Leute! Nach Hohenthal! Wir werden die Wohnung Hausers durchsuchen!«

»Herr, du mein Gott!« schrie Eduard auf.

»Sehn Sie, wie Sie erschrecken? Man wird neue Beweise Ihrer Schuld entdecken. Bekennen Sie sich schuldig?«

»Nein. Ich erschrecke nur um meiner Eltern willen. Haben Sie Erbarmen mit den alten

Leuten! Sie können den Tod davontragen,
wenn sie mich als Gefangnen sehn!«

»Das ist Ihre eigne Schuld, Hauser. Auch
das Elend Ihrer armen Eltern wird auf Ihr
Gewissen kommen. Aber ich bin kein
Unmensch. Ich werde Ihre Eltern
vorbereiten, bevor wir bei ihnen eintreten. –
Und nun ernstlich fort!«

Der Zug setzte sich in Bewegung. Einige
der Beamten blieben zurück und führten
dem Trupp die Pferde nach.

*

Der Marsch durch Wald und Feld dünkte
Eduard eine Ewigkeit, und doch näherten
sie sich dem Ziel viel zu schnell.

Seine Eltern, seine armen Eltern!

Der Kommissar ließ sich von Eduard das
Häuschen zeigen, wo die Hausers wohnten.
Dann eilte er voraus.

Als er in den engen Flur trat, hatte man drinnen in der Stube gerade das Abendessen beendet, und der alte Hauser betete.

Der Beamte zögerte und lauschte an der dünnwandigen Stubentür. Das Gebet des Webers kam tief aus einem gläubigen Herzen. Das fühlte der Lauscher, und es wurde ihm eigentümlich zumut. Sollte das Buschgespenst wirklich der Sohn einer Familie sein, in der offenbar echte Frömmigkeit herrschte?

Er schob diese Gedanken mit Gewalt beiseite, klopfte an und trat ein.

Mit einem freundlichen ›Guten Abend‹ näherte er sich dem Tisch, an dem die Bewohner des kleinen Hauses saßen. Das Ehepaar Hauser erhob sich höflich.

»Ich bin Kommissar der Kriminalpolizei und komme in dienstlicher Angelegenheit«, sagte der Beamte und sah dabei die Hausers scharf an, um den Eindruck seiner Worte zu beobachten.

»Worum handelt es sich?« fragte der Vater ruhig. »Sollen wir in irgendeiner Sache Zeugen sein?«

»Nein, es geht um Sie selber.«

»Um – uns?«

Der Kommissar verwandte noch immer keinen Blick von den Gesichtern der beiden.

»Sie paschen!«

Frau Hauser wurde vor Schreck weiß wie eine frisch getünchte Wand. Der Alte aber schüttelte lächelnd den Kopf.

»Erschrick nicht, Mutter! Wer weiß, welches törichte Gerede uns diese Unannehmlichkeit eingetragen hat. Wir haben ein reines Gewissen. Was kann uns da geschehn?«

»Oh, es ist durchaus kein leeres Gerede, Herr Hauser!« erklärte der Kommissar. »Ihr Sohn zählt zu den Schmugglern!«

»Mein Eduard? Für den stehe ich wie für mich selber.«

»Behaupten Sie nicht zuviel! Wo ist er jetzt?«

»Er ist nach Breitenau gegangen.«

»Was will er dort?«

»Er wird etwas zu besorgen haben.«

»Das heißt, er wird irgend etwas hinüberpaschen. Man hat ihn unterwegs erwischt.«

»Wieso erwischt? Doch nicht als Pascher?«

»Doch!«

Der alte Hauser lächelte noch immer.

»Ich weiß nicht, Herr, warum Sie mir das erzählen. Entweder handelt es sich um einen Irrtum, eine Verwechslung oder um einen schlechten Scherz.«

»Sie irren sich. Es ist Ernst, bitterer Ernst. Man hat sogar Schmuggelwaren bei Ihrem Sohn gefunden.«

»Glaubst du das, Mutter?« fragte Hauser ruhig.

Frau Hauser schüttelte nur den Kopf.

»Ich auch nicht. Unser Junge hat saubere Finger; er ist kein Verbrecher. – Übrigens« – das war mit einem seltsamen Seitenblick auf den Kommissar gesagt – »was hat man denn bei dem Jungen gefunden, Herr Kommissar?«

»Kostbare Spitzen. Im Rockfutter verborgen.«

Die Frau griff zitternd nach der Lehne eines Stuhls. Sie bewegte die Lippen, brachte aber kein Wort hervor. Der alte Weber dagegen schüttelte den Kopf wie einer, der klipp und klar mit überlegen nüchternem Verstand eine unmögliche Sache überdenkt.

»Spitzen!« sagte er langsam, jedes Wort scheinbar schwer wägend. »Jetzt verstehe ich. Darauf liegt drüben hoher Einfuhrzoll. Aber die Angelegenheit stimmt nicht, kann nicht stimmen. Mit solch dummen Dingen hat unser Junge nichts zu schaffen.«

Der Kommissar ließ ihn gewähren. Er wartete ruhig ab, und so richtete sich denn der schewergeprüfte Hauser schließlich mit einem Ruck auf und sah dem Beamten fest ins Gesicht.

»Wie ist das nun, Herr Kommissar? Sie haben unsern Eduard verhaftet?«

»Ja, er steht draußen.«

»Der arme Junge!«

»Wir müssen hier Haussuchung halten«, fuhr der Kommissar jetzt etwas strenger fort. »Ich wollte Sie nur vorbereiten, damit wir Sie nicht zu sehr erschrecken!«

Mutter Hauser stieß einen Schrei aus und verbarg das Gesicht in der Schürze. Hauser jedoch blieb ruhig, aber er atmete tief.

»Erschrecken? – Ja, ja. – Ich danke Ihnen, daß Sie so viel Rücksicht auf uns nehmen, Herr! Bringen Sie den Eduard nur getrost herein! Glauben Sie mir, Herr, er ist so unschuldig wie Sie oder ich.«

»Das wollen Sie wirklich so genau wissen?«

»Ja, Herr. Und sollte ich mich dennoch irren, so werde ich ihn dazu bringen, ein offnes Geständnis abzulegen. Mir wird er gehorchen. Darauf können Sie sich verlassen.«

Während Eduard mit seiner Bedeckung, bei der sich noch immer Fritz Seidelmann befand, draußen vor dem Haus stand, fühlte er oben am Arm einen stechenden Schmerz, und zugleich bemerkte er, daß es ihm naß über die gefesselten Hände lief.

Ich muß verletzt sein, dachte er. Aber er kam nicht dazu, die Verwundung weiter zu beachten. Gaffer tauchten hier und da hinter den Zäunen auf, so daß dem Burschen jede Minute des Wartens unter Bedeckung zur Höllenqual wurde.

In diesem Augenblick befahl der Kommissar durch das Fenster, den Verhafteten hereinzubringen.

Zwei Grenzer führten Eduard in die Stube. Seidelmann folgte. Er hatte hier durchaus nichts mehr zu tun. Aber da keiner ihm wehrte, verschaffte er sich auch noch diesen Triumph. Die andern blieben im Flur.

»Herrgott«, schrie Frau Hanser auf, als sie ihren Sohn erblickte, »du blutest ja!«

Sie wollte zu ihm eilen. Ihr Mann aber hielt sie zurück.

»Laß das, Mutter! Es ist besser, sein Leib ist verletzt, als seine Seele. Eduard, komm her!«

Das war nach Art der schwerblütigen, kernhaften Gebirgsbewohner aufrecht und streng gesagt. Der Kommissar vermerkte auch das, ließ aber den Dingen vorerst ihren Lauf. Der Sohn trat mit seinen Wächtern an den Vater heran.

»Hast du wirklich gepascht?« fragte der alte Häuser.

»Nein!«

»Aber man hat Spitzen bei dir gefunden.«
Er hob die rechte Hand wie zum Schwur.
»Eduard, im Angesicht dessen, der alles weiß und alles vergibt, antworte: Woher hast du diese Spitzen?«

»Ich habe nichts von ihnen gewußt. Sie steckten im Rockfutter. Ich kann es mir selber nicht erklären, wie sie hineingekommen sind.«

Es war, als wollte ihn der Vater mit den Blicken durchbohren.

»Glaubst du ihm, Mutter?«

»Ja«, hauchte die Frau, »er ist mein Junge und ...«

»Gut«, unterbrach sie der Mann. »Ich glaube auch, daß er unschuldig ist. Herr Kommissar, die Sache muß noch eine andre Bewandnis haben. Wenn man meinen Sohn so ohne weiteres verhaftet, geschieht hier vielleicht ein größeres Verbrechen, als es das Schmuggeln je gewesen sein kann. Gott wird es fügen, daß der Schuldige entdeckt wird.«

»Brennt ihn nur nicht weiß!« rief in diesem Augenblick Fritz Seidelmann von der Tür her. »Er hat sich ja in einem Brief selber als Buschgespenst unterschrieben.«

Der alte Hauser wurde erst jetzt auf Seidelmann aufmerksam.

»Ah, Sie sind auch dabei? Jedenfalls haben Sie auch die Anzeige erstattet?«

»Das geht Sie nichts an! Aber es stimmt. Ich will das gar nicht leugnen. Jeder muß im Kampf gegen das Buschgespenst seine Pflicht tun.«

»Nun, in bezug auf Pflichterfüllung sind Sie allerdings ein Vorbild«, spottete der alte Weber bitter. Dann wandte er sich wieder an Eduard. »Was ist das mit dem Brief, Eduard? Stimmt es?«

»Ja, Vater«, nickte der Sohn und erzählte kurz, wie er dazu gekommen war, den Brief an Strauch zu schreiben und sich in der Unterschrift als Buschgespenst auszugeben.

Der Vater stand mit gerunzelter Stirn und hörte diese Beichte schweigend an. Aus den Augen der Mutter leuchtete das helle Entsetzen. Eduards jüngere Geschwister und die Beyer-Kinder drängten sich unbeachtet in einer Stubenecke zusammen wie ein Trupp verängstigter Tiere.

Der Kommissar ließ seine Blicke prüfend zwischen Vater und Sohn hin und her gehn.

Die Eindrücke, die er hier empfing, bewiesen ihm, daß die Hausers unbedingt als ehrbare Leute anzusehn waren. Der Vater hielt seine Kinder in strenger Zucht. Ein solches Familienleben aber ist kein Nährboden für verbrecherische Triebe. Das wußte der erfahrene Kriminalbeamte, und so zögerte er nicht, diesen Umstand bei seinen Schlußfolgerungen in Rechnung zu stellen.

Jetzt war Eduard mit seinem Bericht zu Ende. Der alte Hauser tadelte ihn ernst und rückhaltlos wegen seines Leichtsinns. Dann aber wandte er sich an den Kommissar.

»Sie sehn«, sagte er, »der Junge hat unbedachtsam gehandelt, und es geschieht ihm recht, daß er nun die Folgen zu spüren bekommt. Das wird ihn in Zukunft klug machen. Nur ist er darum noch lange kein Verbrecher. Das mit den Spitzen wird sich aufklären, und Sie werden hier im Haus kein Paschergut finden, auch sonst nichts, was gegen Eduard zeugen könnte. Suchen

Sie! Wir können das Ergebnis in Ruhe abwarten.«

Darauf gab der Kommissar seinen Leuten den Befehl, mit der Haussuchung zu beginnen. Inzwischen durfte keine der im Zimmer versammelten Personen ihren Platz verlassen. So kam es, daß die Blicke der Hausers zum Fenster hinauswanderten in die nächtliche Dunkelheit.

Da sahen sie, daß drüben bei Hofmanns die Haustür geöffnet wurde. Heller Lichtschein drang daraus hervor. In diesem Schein wurde das Engelchen sichtbar, das anscheinend in großer Hast und Verwirrung auf die Straße eilte.

Gleich darauf gab es ein Geräusch im Flur, die Stubentür tat sich aus, und herein trat Angelika, heftig schluchzend und in furchtbarer Erregung.

Sie hatte soeben eine schlimme Auseinandersetzung mit ihrem Vater gehabt, der sie abermals zwingen wollte,

die Stellung bei Seidelmanns anzunehmen.
Die Tochter wehrte sich dagegen, und der
Vater geriet in sinnlosen Zorn.

»Liegt dir vielleicht der Lump, der Eduard
Hauser, im Sinn?« tobte er.

»Eduard ist arm, aber kein Lump. Fritz
Seidelmann, der reiche Verlegersohn, ist
einer«, verteidigte sich die Tochter.

»Eduard meint es ehrlich mit mir, und du
solltest dich schämen, ihn zu beschimpfen
und mich an die Seidelmanns verschachern
zu wollen.«

»Was sagst du, Mädel?« brüllte Hofmann.
»Verschachern nennst du das? Ich will dich
Gehorsam lehren! Gleich morgen früh
schaffe ich dich zu Seidelmanns!«

»Lebendig gehe ich nicht in das Haus
dieses Schurken!«

»Dann hast du bei mir kein Heim mehr!«

»Es wird sich auf der weiten Erde wohl noch ein Plätzchen für mich finden.«

»So wagst du mit mir zu reden? Ich werde dir zeigen, wohin du gehörst!«

Der Streit hatte schon längere Zeit gewährt. Frau Hofmann war nicht daheim, sie war zu einer Bekannten gerufen worden, die plötzlich schwer erkrankt war, und so sah sich das Mädchen dem aufgeregten Vater ganz allein und schutzlos gegenüber. Seine Wut kannte jetzt keine Grenzen mehr; er drang mit erhobenen Fäusten auf Angelika ein.

Da stieß sie einen Schrei aus, riß die Tür auf und floh hinaus in die Nacht. Wohin sollte sie sich in ihrer Bedrängnis wenden? Sie überlegte nicht lange und eilte zu den Hausers hinüber.

In ihrer Erregung merkte sie zunächst gar nicht, daß auch hier etwas Ungewöhnliches vorging. Sie öffnete die Stubentür, erblickte

Eduard, warf sich an seine Brust und
schlang die Arme um ihn.

»Hilf mir! Der Vater will ...«

Da erst sah sie, daß Eduard gefesselt war
und daß Blut aus seinem Ärmel tropfte.

»Herrgott! Was ist mit dir?« schrie sie auf.

Eduard ließ den Kopf hängen. Ein Zittern
lief durch seine Gestalt, so sehr packten ihn
Scham, Verzweiflung und Ratlosigkeit.

»Ach, Engelchen, man hat mich im Wald
abgefangen und verhaftet!«

»Verhaftet? Dich? Weshalb?«

»Ich soll gepascht haben.«

»Das ist ja heller Unsinn!«

»Und ich soll das Buschgespenst sein. Der
dort hat mich angezeigt!«

Er deutete mit einer Bewegung des Kopfes nach der Ecke hin, wo Fritz Seidelmann stand, die Lippen hämisch aufeinandergepreßt in den Augen ein Funkeln, das von Haß, Rachsucht und Schadenfreude sprach.

Mit einem Ruck fuhr Angelika herum. Sie erkannte Seidelmann, dessen Anwesenheit ihr bisher völlig entgangen war. Ihre Züge erstarrten. Ihre Hände ballten sich zu Fäusten.

»Der dort«, wiederholte sie tonlos Eduards Worte. »Freilich, der dort! An allem ist er schuld. Seinetwegen will mich der Vater schlagen und aus dem Haus jagen.« Dann hob sie plötzlich die Arme und tat in wilder Erregung einen Schritt auf Seidelmann zu. »O dieses Scheusal in Menschengestalt! Diese Bestie! Gott im Himmel soll ihn strafen, den Schurken, den Schleicher, den Ehrabschneider, den Betrüger ...«

Der Kommissar wollte rasch dazwischentreten, weil er etwas Schlimmes

kommen sah. Aber das Mädchen, das einfach nicht mehr wußte, was es tat, war schneller als er. Mit einem Griff hatte sie eines der Gewehre an sich gerissen, die neben ihr an der Wand lehnten. Die Schutzleute und Grenzbeamten hatten ihre Büchsen da abgestellt, um bei der Haussuchung nicht behindert zu sein.

Das Gewehr an sich reißen und damit auf Seidelmann eindringen war eins. Angelika dachte nicht etwa daran, zu schießen. Sie wollte nur zustoßen. Doch es kam anders.

Aus Versehen berührte ihre Hand den Abzug. Ein Schuß krachte. Dröhnend lief der Widerhall durch das kleine Haus. Seidelmann schrie auf, wankte und fiel hintenüber. Das Engelchen stand ein, zwei Sekunden lang starr und bewegungslos. Dann entsank die Waffe ihrer Hand. Mit einem Wehlaut brach das Mädchen zusammen.

Der Kommissar, der auf sie zugesprungen war, um sie an einer Verzweiflungstat zu

hindern, konnte sie gerade noch in seinen Armen auffangen. Dann ließ er sie langsam zu Boden gleiten.

Dem Knall des Schusses war ein vielstimmiger Schrei gefolgt; auch die Leute, die bei der Haussuchung in den einzelnen Räumen verstreut waren, eilten herbei. Die im Zimmer Versammelten drängten durcheinander. Es gab eine unbeschreibliche Verwirrung. Eduard kniete neben Angelika. Seine gefesselten Hände tasteten nach ihrem Gesicht.

Mit lauter Stimme gebot der Kommissar Ruhe. Seine erste Frage war an einen der Grenzer gerichtet, der sich mit Seidelmann beschäftigte.

»Wie steht es? Ist er tot oder nur verletzt?«

Der Beamte bemühte sich, mit dem Taschentuch ein starkes Blutgerinnsel an Seidelmanns Kopf zu stillen.

»Kein Anlaß zur Besorgnis!« sagte er. »Er ist nur bewußtlos. Der Mann scheint mehr vor Schreck umgefallen zu sein. Hier an der linken Schläfe ist eine Wunde, von einem Schrotkorn gerissen.«

»Schrot? Aha, ich weiß Bescheid! Schrot ist auf der Pascherjagd oft wirksamer als eine Kugel. Aber wie konnte sich die Büchse so rasch entladen?«

»Das Gewehr gehört mir, Herr Kommissar. Ich habe am Föhrensteig geschossen, dann hastig wieder geladen und dabei wahrscheinlich nicht richtig gesichert.«

»Das setzt einen Verweis, mein Lieber. Ungesicherte Waffen – Sie wissen Bescheid! Und nun wollen wir mal nach der Wunde sehn!«

Seidelmann war in der Tat nur ohnmächtig. Die Blutung wurde gestillt; dann legte einer der Beamten auf Geheiß des Kommissars einen Notverband um Seidelmanns Stirn, worauf der Bewußtlose rasch wieder zu

sich kam. Sein erster Griff war nach der verletzten Stelle.

»Herr Kommissar«, sagte er wütend, »Sie sind Zeuge, daß dieses Frauenzimmer da auf mich geschossen hat!«

»Stimmt, Herr Seidelmann.«

»Sie hat mich nur verwundet. Aber sie hätte mich auch töten können. Ich ersuche Sie, Ihre Pflicht zu tun und die Verbrecherin zu verhaften.«

Der Beamte wehrte gelassen ab.

»Ruhe, Ruhe, Herr Seidelmann! Ich kenne meine Dienstvorschriften genau und werde pflichtgemäß handeln.«

»Und ich werde ...«

»Sie werden jetzt heimgehn und sich um Ihre Wunde kümmern«, unterbrach ihn der Kommissar bestimmt.

»Oho! Sie wollen mich fortschicken?«

»Ich bitte Sie, meiner Weisung Folge zu leisten. Sie müssen auf Ihre Verletzung Rücksicht nehmen. Außerdem verschärft Ihre Anwesenheit hier nur unnötig die Lage und könnte leicht zu weiteren Zwischenfällen führen.«

»Das ist stark!«

»Das ist vorbeugend gehandelt.«

»Aber man wird hier meine Aussagen brauchen.«

»Hier nicht. Das kommt später. Bitte, Herr Seidelmann, erschweren Sie mir die Ausübung meines Amtes nicht unnütz und fügen Sie sich! Sie dürfen überzeugt sein, daß ich meine Pflicht auch dann tue, wenn Sie nicht anwesend sind. Sobald ich Sie brauche, werde ich Sie an Amtsstelle rufen lassen.«

Mit mißvergnügtem Gesicht verschwand Fritz Seidelmann. Kurz darauf schlug Angelika die Augen auf und starrte

verwundert um sich. Nur langsam dämmerte in ihr die Erinnerung an das Geschehene auf.

»Eduard«, flüsterte sie, »habe ich wirklich geschossen?«

»Allerdings, Engelchen. Der Schuß ging plötzlich los.«

Entsetzt wandte sie den Kopf zur Seite, um mit den Augen Seidelmann zu suchen. Da sie ihn nicht gewahrte, sprang sie mit einem Ruck auf.

»Man hat ihn fortgeschafft! Ich habe ihn erschossen!«

»Nein, nein«, beruhigte Eduard die Entsetzte. »Nur ein Streifschuß an der Stirn, weiter nichts! Seidelmann ist nach Haus gegangen. Der Herr Kommissar hat es so angeordnet, damit nicht noch mehr Unheil entsteht.«

»Gott sei Dank! Ich war so erbittert, ich wußte wirklich nicht, was ich tat. Und ich wollte ja auch gar nicht schießen, sondern ihn nur damit hinaustreiben.«

Das Mädchen ließ sich auf einen Stuhl fallen und begann heftig zu weinen. Mutter Hauser legte den Arm um sie.

»Sei still, mein Kind, und beruhige dich! Unser Herrgott wird alles zum Besten lenken.«

Der Kommissar hatte den Vorgang mit schweigender Aufmerksamkeit verfolgt.

»Wir wollen's hoffen, Frau Hauser«, sagte er jetzt. »Der junge Seidelmann scheint Ihnen feindlich gesinnt zu sein?«

»Herr, ich sage nicht gern einem meiner Mitmenschen Übles nach«, mischte sich der alte Hauser ein, »aber in diesem Fall wäre Schweigen eine Torheit. Beide Seidelmanns, Vater und Sohn, machen uns das Leben schwer, wo sie nur können.«

»Und warum diese Feindschaft?«

»Wegen dieser da!«

Er deutete dabei auf Engelchen und berichtete kurz alles, was in letzter Zeit zwischen Seidelmann, Angelika und Eduard vorgefallen war.

Der Beamte sann ein Weilchen vor sich hin. Dann hob er plötzlich den Kopf.

»Wohin hängen Sie abends beim Schlafengehen Ihren Rock?« fragte er Eduard scheinbar ganz unvermittelt.

»Ich pflege ihn hier in der Stube auszuziehen und auch hier zu lassen.«

»Ist nachts Ihr Haus gut verschlossen?«

»Herr Kommissar«, warf der alte Hauser ein, »wir sind arme Leute. Wer will uns etwas nehmen? Die Weberhäuser hier im Gebirge sind alle so eingerichtet, daß man zum mindesten durch die Hintertür jederzeit hereinkommen kann.«

»Auch des Nachts?«

»Ich sage ja: jederzeit.«

»So, so! Hm! Ich werde mir diese Hintertür einmal ansehen.«

Der Beamte ließ seinen Worten die Tat folgen. Als er dann wieder in die Wohnstube trat, hatten seine Leute soeben die Haussuchung beendet und meldeten, sie hätten nicht das Geringste gefunden, was auf Schmuggelei schließen lasse.

Der Kommissar schien das nicht anders erwartet zu haben und durch diese Meldung angenehm berührt zu sein. Er winkte seinen Leuten, die Stube zu verlassen, und wandte sich dann an Eduard.

»Ich will Ihnen gestehn, Hauser, daß sich meine Meinung über Sie in der letzten Viertelstunde gebessert hat; dennoch muß ich den gesetzlichen Vorschriften folgen.«

»Sie werden mich mit nach der Stadt nehmen?«

»Vorläufig. Bis es sich aufgeklärt hat, wie die Spitzen in Ihren Rock gekommen sind.«

»Mein Gott! Da werde ich wohl ewig in Haft bleiben.«

»Ich will das nicht hoffen, Hauser. Ich habe so eine Ahnung, als sollte bald Licht in diese Geschichte kommen. Was ich mir noch nicht zusammenreimen kann, das ist Ihr Fluchtversuch im Wald; dem haben Sie es zuzuschreiben, daß ich Ihnen Ihre Fesseln noch nicht abnehmen kann.«

»Aber darf man nicht wenigstens nach meiner Wunde sehen?«

»Ja. Dazu haben wir noch Zeit.«

Angelika wollte das sogleich übernehmen; doch der Kommissar wehrte ab.

»Überlassen Sie das der Mutter, Fräulein Hofmann!«

»Warum?«

»Meine Pflicht, Fräulein!«

Engelchen blickte ihn ungewiß und fragend an.

»Sie haben auf einen Menschen geschossen«, fügte der Beamte erläuternd hinzu.

»Ich wollte ja gar nicht!« beteuerte, das Mädchen nochmals. »Aber dieser – ach, ich wollte ihn doch nur hinausjagen! Die Flinte ist ja von selber ...«

»Na, so ganz von selber ist das Gewehr nun grad nicht losgegangen, Fräulein. Sie werden wohl an den Abzug geraten sein. Ich war ja Zeuge.«

»Man wird doch nicht denken, daß ich ihm wirklich ans Leben wollte? Ich habe ja noch nie solch eine Waffe in der Hand gehabt!«

»Aber das böse Gesetz verlangt, Fräulein, daß die nähern Umstände dieses Zwischenfalls geklärt werden, und dazu bedarf es vor allen Dingen Ihrer Gegenwart.«

»Ich werde gewiß kommen, sobald Sie mich bestellen.«

Dem Kommissar war es darum zu tun, das Mädchen möglichst schonend von der Notwendigkeit auch ihrer Verhaftung zu verständigen. Er zog die Brauen hoch und räusperte sich.

»Hm! Und wenn ich Sie nun gleich jetzt bestelle?« fragte er schließlich.

»Gleich jetzt? In der Nacht?«

»Ja.«

»O du lieber Himmel! Das wäre ja eine Verhaftung!«

»Wenn Sie es so nennen wollen, allerdings.«

»Aber warum denn? Ich laufe Ihnen doch nicht davon.«

»Das glaube ich Ihnen«, wurde der Kommissar allmählich deutlicher, »und es wäre auch unklug von Ihnen, wenn Sie es täten. Sie müssen bedenken, daß Fritz Seidelmann Anzeige gegen Sie erstatten wird ...«

»Anzeige?«

»Gewiß, vielleicht wegen Mordversuchs, zum mindesten aber wegen fahrlässiger Körperverletzung. Darum ist es besser, Sie vertrauen sich meinem Schutz an. Ich meine es wahrhaftig nur gut mit Ihnen.«

Dieser Trost verfehlte allerdings gänzlich seine Wirkung. Das Engelchen brach fast zusammen.

»O Gott, o Gott, verhaftet!« stöhnte sie.

Dann aber kam ihr plötzlich ein anderer Gedanke. Sie sah auf und trat zu Eduard

hin, der vor ihrem Jammer völlig verstummt war.

»Du und ich«, sagte sie leise, als wäre es nur für ihn bestimmt. »Mir scheint, es soll so sein, daß wir miteinander gehn.«

Er schaute sie leuchtenden Auges dankbar an.

»Engelchen!« Das war wie ein unterdrückter Jubelruf.

Sie gab ihm den Blick zärtlich zurück.

»Miteinander ins Gefängnis«, fuhr sie fort, und es war seltsamerweise keine Bitterkeit im Ton ihrer Rede. »Beim Vater habe ich ja sowieso kein Zuhause mehr. Komm!«

Da aber legte sich der Kommissar ins Mittel, der dieses ungewöhnliche Liebesgeflüster aufmerksam verfolgt hatte.

»Nicht so schnell, Fräulein Hofmann! Sie werden doch erst noch einmal heimgehen müssen.«

»Weshalb? Ich mag ja gar nicht.«

»Gleichviel, es muß sein. Ich werde Sie begleiten und Ihren Eltern wenigstens kurz Bescheid sagen. Inzwischen packen Sie sich die nötigsten Kleider, etwas Wäsche und allerlei Kleinigkeiten zusammen, ohne die der Mensch auch in der Untersuchungshaft nicht sein kann.«

Er ließ Eduard unter der Aufsicht seiner Leute zurück, gab Weisung, einen Wagen für die beiden Häftlinge zu besorgen, und schritt dann mit dem Engelchen hinüber nach dem Haus der Hofmanns.

In der Nachbarschaft hatte es sich inzwischen herumgesprochen, daß man Hausers Eduard unter Bedeckung heimgebracht habe. Die Neugierigen waren rasch zusammengeströmt. Als dann Fritz Seidelmann erschien, hörten sie von ihm ausführlich, was sich zugetragen hatte. Die ungeheuerliche Kunde, Eduard Hauser sei als Pascher ertappt und als Buschgespenst entlarvt worden, verbreitete sich mit

Windeseile unter den Gaffern. Auch daß Angelika Hofmann auf Seidelmann geschossen und ihn verwundet habe, wurde bereits erzählt und erörtert.

Soeben unterbreitete man Angelikas Vater die Schreckenskunde. Man hatte ihn aus seiner Wohnung geholt und fiel nun auf offner Straße mit der schlimmen Neuigkeit über ihn her. In diesem Augenblick tauchte der Kommissar mit Engelchen auf.

Er scheuchte die Menge mit einem barschen Wort auseinander und gab dem alten Hofmann einen Wink.

»Kommen Sie mit ins Haus! Ich habe mit Ihnen zu sprechen.«

Drinne im Wohnzimmer verständigte er den entsetzten Vater vom Stand der Dinge. Hofmann fuhr wütend auf. Es sei eine Ungerechtigkeit, seine Tochter in diese Geschichte zu verwickeln. Dem jungen Seidelmann sei ja gar nichts geschehn. Er verlange, daß Angelika auf der Stelle

freigelassen werde. Den Burschen aber, den jungen Hauser, möge man seinetwegen hängen oder köpfen. Das sei ihm gleichgültig.

Weiter ließ ihn der Kommissar nicht schwatzen. Er machte ihm gründlich den Standpunkt klar.

»Mäßigen Sie sich, Herr Hofmann«, sagte er, »sonst bringen Sie sich noch in Ungelegenheiten! Die Verhaftung Ihrer Tochter besteht zu Recht. Das Fräulein wird mir in die Kreisstadt folgen. Geschehn wird ihr vermutlich nicht viel. Die Sache ist zum Glück noch gut abgelaufen. Ihnen aber rate ich, sich ruhig zu verhalten und zu überdenken, inwieweit Sie selber Schuld tragen an der leidigen Entwicklung der Dinge.«

Hofmann wurde durch den strengen Ton des Beamten gehörig eingeschüchtert. Er jammerte und klagte zwar noch weiterhin, aber er begehrte nicht mehr auf. Seiner Tochter gegenüber war er plötzlich auffällig

unsicher. Als Angelika ihre wenigen Habseligkeiten eingepackt hatte, wozu sie kaum eine Viertelstunde brauchte, schien er sich von ihr verabschieden zu wollen. Sie aber gab ihm nur kurz die Hand. »Leb wohl, Vater! Grüß mir die Mutter! Sie soll mich einmal besuchen im Untersuchungsgefängnis!«

Hofmann wußte nicht, ob er wachte oder träumte. Die Tür schloß sich hinter dem Engelchen und dem Kommissar. Der Weber starrte den beiden nach, ohne ein Wort zu sagen. So verstrichen mehrere Minuten. Da klang von draußen das Rollen eines Wagens und Pferdegetrappel.

Eine wilde Angst überkam den Mann in der kleinen Stube. Er gab sich einen Ruck und eilte hinaus. Doch er fand die Straße leer. Der Wagen mit den Gefangnen war schon fort, die berittenen Beamten verschwanden gerade im Dunkel der Nacht, und die Neugierigen hatten sich verlaufen, heimgeschickt von einem kurzen Befehl des Kommissars.

Der einsame Mann schaute sich ratlos um.
Dann schritt er rasch auf das Haus des
Nachbarn zu. Im Flur blieb er stehn und
lauschte. Von drinnen klang die Stimme des
alten Hauser. Er las laut aus dem
Gesangbuch vor.

»Was Gott tut, das ist wohlgetan,
es bleibt gerecht sein Wille ...«

Hofmann wartete, bis das Lied zu Ende
war, dann klopfte er an und trat ein. Die
Hausers sahen ihm erstaunt entgegen.

»Das Engelchen ist fort«, sagte Hofmann
tonlos.

»Unser Junge auch«, klang die Erwiderung.

»Verhaftet!«

»Das wissen wir.«

»Mein Gott, wie soll ich das ertragen?«
schrie Hofmann auf.

Der alte Hauser hob nur beschwichtigend oder abwehrend die Rechte.

»Geh zu deinem Gönner Seidelmann und laß dich von ihm trösten!«

»Das ... das sagst du mir, Nachbar? ... Weiter nichts?«

»Ich hätte höchstens noch hinzuzufügen, daß du dir überlegen kannst, wieviel Schuld du selber daran trägst, daß alles so gekommen ist. Im übrigen wiederhole ich deine eignen Worte: Wir passen nicht mehr zusammen. Geh!«

Hofmann stand eine Weile starr. Eine Entgegnung fand er nicht. Dann wandte er sich schweigend ab und wankte zur Tür hinaus.

»Aber, Vater«, fragte Frau Hauser verwundert, »du schickst ihn fort ohne Trost? Das ist doch sonst nicht deine Art.«

»Das ist sie auch jetzt noch nicht.«

»Warum tust du es dann?«

»Ihm zuliebe. Er soll in sich gehn. Wenn er an den nächsten Abenden mit seiner Frau einsam zu Haus sitzt, wird er mit seinem Hochmut abrechnen, und das wird ihm heilsam sein. Sobald er dann ein anderer Mensch geworden ist, sprechen wir uns wieder.«

12. Die Stimme der Vergangenheit

Förster Wunderlich war seit Eduard Hausers kurzem Besuch aus der Unruhe nicht mehr herausgekommen. Die Holzberechnung wollte und wollte nicht stimmen; der Alte knurrte mit seiner Frau, knurrte mit dem Försterburschen und mit dem Waldhüter und war froh, als endlich Schritte im Flur erklangen und Arndt ins Zimmer trat.

»Gott sei Dank, daß Sie da sind, Herr Vetter!« begrüßte Wunderlich den Gast seines Hauses. »Der Eduard Hauser war vor einigen Stunden hier.«

»So? Was wollte er denn?«

»Ja, das kann ich selber nicht sagen. Er rückte nicht mit der Sprache heraus. Es schien etwas Geheimnisvolles zu sein.«

»Machten Sie ihn denn nicht darauf aufmerksam, daß er Ihnen auch wichtigste Meldungen anvertrauen dürfte, Herr Förster?«

»Ich hab' ihm schon zugeredet.«

»Und er sagte dennoch nichts?«

»Nur, daß er einen Botengang nach Breitenau übernommen hätte, sonst kein Wort. Um so wichtiger muß also die Sache sein, da er sie nicht einmal mir anvertraut hat.«

»Eine sonderbare Geschichte«, meinte Arndt. »In der Nacht hinüber nach Breitenau! Das gibt mir zu denken. Möglich, daß es etwas gewesen ist, wobei er eigentlich meiner Hilfe oder doch meiner Gegenwart bedurft hätte! Hm – ich werde die Sache untersuchen.«

Der Förster sah den Detektiv verdutzt an.

»Sie können doch unmöglich jetzt bei Nacht und Dunkelheit nach Breitenau laufen ...«

»Denke ja gar nicht daran«, unterbrach ihn Arndt.

»Denke gar nicht daran!« Der brave Förster schüttelte den Kopf. »Was wollen Sie denn sonst beginnen? Unsereiner sitzt hier, läßt vor Sorgen die Pfeife ausgehn und knobelt und klügelt, daß einem das Hirnschmalz kocht, und wenn es zur Sache kommt, springt trotz alledem nichts heraus. Und der Herr Vetter erklärt ganz einfach ...«

Wunderlich war während dieser Rede im Zimmer auf und ab gelaufen. Jetzt blieb er stehn, stutzte und sah verwundert zur Tür, durch die soeben der Vetter Arndt verschwunden war.

»Ist das eine Art!« brummte der Alte.

Dann horchte er hinaus. Wahrhaftig, sein Gast war fortgegangen, fort in die

Winternacht.

Der Sinn dieses Verfahrens wollte dem Förster nicht einleuchten. Arndt aber wußte gar wohl, was er tat. Er stapfte durch den Schnee eilig hinunter nach Hohenthal. Richtig, bei den Hausers war noch Licht. Das traf sich gut. Nun konnte er Näheres über Eduard und seinen seltsamen Botengang nach Breitenau erfragen.

Er trat in die Wohnstube, wo Vater und Mutter nach dem Weggang Hofmanns noch in ernstem Gespräch beisammensaßen, und fragte nach Eduard.

»Der ist leider nicht zu Haus«, erklärte der Vater.

»Und Sie wissen nicht, wo ich ihn treffen könnte?« erkundigte sich der Detektiv, der erfahren wollte, wieweit die Eltern in die Geheimnisse des Sohnes eingeweiht waren.

»Das weiß ich wohl«, erwiderte der Alte, »glaube aber nicht, daß es Ihnen viel nützt,

wenn Sie es erfahren. Darf ich fragen, wer Sie sind?«

»Verzeihung, daß ich mich nicht gleich vorstellte!« lächelte der Besucher. »Mein Name ist Arndt. Ich komme vom Förster Wunderlich. Der Förster sagte mir, Ihr Sohn habe dort vorgesprochen, und ich nehme an, daß wir einiges miteinander zu besprechen haben.«

»Der Fremde aus dem Forsthaus!« rief Vater Hauser freudig erregt. »Gott sei Dank! Siehst du, Mutter, schickt uns der liebe Gott nicht gleich einen, den wir brauchen?«

»Sie brauchen mich also?«

»Und wie! Erst heute sprach mein Sohn davon, daß wir uns ins Forsthaus wenden sollten, wenn wir einmal in seiner Abwesenheit eines Rates bedürften.«

»Das hat er recht gemacht. – Nun, hier bin ich, und ich stehe gern zur Verfügung!«

»Herr«, begann der alte Hauser, der schwerblütig und schwerfällig war wie die meisten Erzgebirgler, »Sie haben meinem Sohn erlaubt, mir einiges mitzuteilen. Ich weiß also, daß ich einen Mann vor mir habe, dem wir zu Dank verpflichtet sind und der uns wohl will. Unser Eduard ist verhaftet worden!«

Arndt stutzte.

»Was sagen Sie? Verhaftet?«

»Ja, Herr.«

»Das ist doch einfach nicht denkbar. Warum denn?«

»Als Pascher im Wald am Föhrensteig!«

»Unmöglich!«

»Und doch war es möglich, Herr! Man hat sogar behauptet, er sei das Buschgespenst. Man hat einen Brief entdeckt, den er unvorsichtigerweise geschrieben hat, einen Brief an den Kaufmann Strauch ...«

»Ah! Das habe ich mir gedacht!«

»Wie? Sie wissen von dem Brief?«

»Eduard hat mir selber davon gesprochen.«

»Und Sie haben ihn nicht gewarnt?«

»Weil es zu spät war. Er hatte den Brief schon abgeschickt.«

»Und Sie wissen auch, zu welchem Zweck er den Brief geschrieben hat?«

»Ja, das weiß ich. Aber nun, bitte, weiter! Auf diesen Brief hin hat man ihn doch nicht verhaften können.«

»Nein, das nicht, aber man hat Paschergut bei ihm gefunden.«

Arndt schüttelte ruhig den Kopf.

»Ihr Eduard ist doch kein Pascher!«

»Bei Gott, das ist er nicht! Er selber war sich keines Unrechts bewußt; aber als er

untersucht wurde, hat man die Ware doch bei ihm gefunden, und zwar im Rockfutter.«

»Im Rockfutter? Was für Ware?«

»Spitzen, kostbare schwarze Spitzen!«

»Spitzen?«

»Ja. Und nun frage ich Sie: Woher soll Eduard diese Spitzen haben? Barer Unsinn! Das ist das Rätselhafte an der Sache.«

»Hm!« machte Arndt. »Mich kümmert die Sache andersherum. Wie kommt es, daß man grad Eduards Rockfutter so genau untersucht hat?«

»Das hat Fritz Seidelmann veranlaßt.«

Arndt hob überrascht den Kopf.

»Fritz Seidelmann? Hat er etwa Ihren Sohn angezeigt?«

»Ja. Er hat sogar die Beamten bei der nächtlichen Streife begleitet.«

»Das ergibt eine seltsame Rechnung«, brummte Arndt nachdenklich. »Spitzen – Rockfutter – Seidelmann – Angelika – hm!«

Der alte Hauser stutzte. Nur, weil der Name Angelika fiel, griff er zu.

»So wissen Sie auch schon von der Sache mit Engelchen?«

»Wie meinen Sie das?« fragte der Detektiv zurück. »Mir ist die ganze Maskenballgeschichte bekannt ...«

»Nein, nein«, unterbrach ihn der Weber. »Das Mädchen ist doch auch verhaftet worden.«

»Nun hört aber doch alles auf! Was soll denn Fräulein Hofmann verbrochen haben?«

»Sie hat auf Fritz Seidelmann geschossen.«

»Wann? Weshalb? Erzählen Sie!«

Hauser berichtete nun, wie sich der Zwischenfall zugetragen hatte, der zur Festnahme Angelikas führte. Zum Schluß übermannte ihn der Zorn, und er brach in heftige Anklagen gegen die Seidelmanns als die eigentlichen Urheber allen Unglücks aus. Doch Arndt ließ ihn nicht ausreden.

»Soweit ich die Dinge übersehe«, erklärte er ruhig, »liegen sie für das Mädchen gar nicht so schlimm. Sie hat im Affekt gehandelt, wie der juristische Ausdruck lautet. Das macht sie weniger strafbar. Auch ist ja dem jungen Seidelmann nicht viel geschehn.«

»Freilich, dem Schurken hätte ich einen gründlicheren Denkazettel gegönnt.«

»Für das Mädchen ist es schon besser so, mein lieber Hauser. Natürlich verstehe ich Ihren Grimm. Ich weiß, wie Ihnen die Seidelmanns bereits mitgespielt haben.«

Da schüttelte der alte Hauser den Kopf.

»O nein, Herr, das wissen Sie nicht! Da kommen Dinge in Betracht, die weit zurückliegen.«

»Was für Dinge?«

»Ach, man spricht am besten gar nicht davon.«

»Und wenn ich Sie nun recht sehr darum bitte?« drängte Arndt.

»Nun, Ihnen als dem Vertrauten Eduards will ich den Gefallen tun, obgleich ich nicht gern davon rede. Ein Vetter von mir hatte ein Mädchen geheiratet, dem Seidelmann – ich meine jetzt den Vater – nachstellte, obwohl er schon verheiratet war. Der Vetter verunglückte nach ein paar Jahren im Bergwerk und die Base kam zu Seidelmann in Stellung.«

Arndt atmete schwer.

»Weiter!« bat er mit auffällig heiserer Stimme.

»Das übrige ist bald erzählt. Seidelmann setzte seine Nachstellungen fort, wurde jedoch abgewiesen.«

»Aber warum blieb denn die – die junge Frau bei diesem Schurken?«

»Herr«, fragte Hauser zurück, »wissen Sie, was Armut heißt? Haben Sie jemals gehungert? Und, falls Sie selber auch ohne Klage darben sollten, würden Sie sich nicht sogar vor dem ärgsten Feind beugen, wenn Sie Ihr Kind dadurch vor der bitteren Not bewahren könnten?«

»Ich verstehe. Ihre Base hatte ein Kind?«

»Einen Knaben. Fränzchen hieß er. Und so blieb sie im Dienst bei den Seidelmanns und wehrte sich tapfer.«

»Das war brav von ihr.«

»Brav wohl«, nickte Häuser, »aber verhängnisvoll. Eines Tages wurde der Frau Seidelmann ein kostbares Armband gestohlen, und ihr Mann beschuldigte meine Base des Diebstahls. Sie kam in Untersuchungshaft und starb bald darauf aus Gram.«

Arndt hatte die Stirn in eine Hand gestützt und schwieg. Die Erzählung Hausers hatte ihn gepackt. Der alte Weber ahnte ja gar nicht, was er dem andern berichtete. Jetzt erst durchschaute Arndt das ganze Treiben, dem seine Mutter zum Opfer gefallen war. So also war es gewesen: Weil seine Mutter die Bewerbungen eines Schurken ausschlug, wurde sie von ihm aus gemeiner Rache in den Tod getrieben. Es bemächtigte sich seiner eine Stimmung, wie er sie noch nie im Leben gefühlt. Am liebsten wäre er mitten in der Nacht hingegangen und hätte Martin Seidelmann an der Kehle gepackt.

Dem Weber war die Bewegung Arndts nicht entgangen.

»Nicht wahr, das sind traurige Sachen?«
fragte er. »Ja, es ist für uns arme Leute
nicht gut, an diese alten Dinge zu rühren.
Es wird einem dann manchmal fast zu
schwer, das Leben weiter zu tragen ...«

Arndt raffte sich auf.

»Und die Leute im Dorf?« forschte er.
»Haben die an die Schuld Ihrer Verwandten
geglaubt?«

»Kein einziger. Aber es hatte ja keiner
Gelegenheit, zu ihren Gunsten auszusagen,
denn es kam zu keiner Verhandlung. Die
Base starb kurz vorher –, wie wir alle
sagten: aus Gram.«

»Und was ist aus dem Knaben geworden?«

»Aus dem Fränzchen? Der blieb erst bei
den Großeltern. Als diese aber kurz darauf
auch starben, wurde er ins Armenhaus
gesteckt. Eine reiche Familie hat sich später
seiner angenommen. Jedenfalls geht es ihm
nicht schlecht, wenn er noch lebt. Wir hier

in Hohenthal haben nie wieder etwas von ihm gehört.«

Arndt hatte sich jetzt wieder vollständig in der Gewalt.

»Ich danke Ihnen, lieber Hauser; Ihre Erzählung hat mir über manches im Haus Seidelmann die Augen geöffnet. Ich sehe jetzt klarer als vorher. – Nun aber wieder zurück zu Ihrem Sohn! Haben Sie denn keine Ahnung, was Eduard eigentlich im Wald gewollt hat? Förster Wunderlich sprach von einem Botengang nach Breitenau.«

»So ist es auch. Eduard kam gegen Mittag aus der Stadt heim und teilte mir mit, daß er am Spätnachmittag nach Breitenau müsse; er sagte mir aber nicht, was er dort wolle. Heut abend jedoch, als man ihn verhaftet hatte, erzählte er, er habe im Gasthof ›Zum Goldenen Ochsen‹ in der Kreisstadt einen Herrn getroffen, für den er ein Päckchen Urkunden nach Breitenau habe schaffen sollen.«

»Was für Urkunden?«

»Das habe ich nicht erfahren. Der Kriminalkommissar hat die Papiere beschlagnahmt. Sie müssen doch eigentlich darum wissen?«

»Ich? Wieso?«

»Weil mir aus dem ganzen Hin und Her hervorzugehn schien, daß Eduards Auftraggeber mit Ihnen sehr gut bekannt sein müsse.«

»Schwindel!« rief Arndt laut. »Jetzt beginne ich klar zu sehn. Man ist mir auf die Spur gekommen, und Ihr Sohn ist in die Hände eines Betrügers gefallen, eines Feindes, der ihn verderben will!«

»So ähnlich haben wir's uns auch gedacht. Gott wird ihn in seinen Schutz nehmen.«

»Nun«, sagte Arndt grimmig »hier kann ich Ihnen zu Ihrer Beruhigung versichern, daß Ihr Gebet schon erhört ist.«

»Wie? Verstehe ich recht: schon erhört?«

»Ja. Sie brauchen keine Sorge um Eduard zu haben. Seine Haft wird nicht von langer Dauer sein.«

»O Herr, wenn das wahr wäre!«

»Es ist wahr. Ihr Sohn ist unschuldig. Erst hat ihm jemand die Spitzen heimlich in den Rock genäht. Dann hat man ihn zu dem nächtlichen Botengang beschwätzt und ihm die Urkunden aufgeredet. So mußte er schließlich grad ins Verderben laufen.«

»Und wer will das beweisen?«

»Ich.«

»Herr, wenn Sie das fertigbrächten!«

»Es wird mir voraussichtlich nicht einmal allzu schwer werden.«

»Oh, wenn Sie das sagen, Herr, dann ist Eduard schon so gut wie gerettet! Dann ist mir um ihn nicht mehr bange und um

Engelchen auch nicht. Sie sind unser Retter in der Not. Gott lohne Ihnen, was Sie an uns tun!«

Arndt wehrte ab. Dann erhob er sich mit einem plötzlichen Entschluß und reichte dem Ehepaar Hauser zum Abschied die Hand.

»Also: Zuversicht und ein wenig Geduld! Sie können gewiß sein, daß Eduard bald wiederkommt.«

Der Weber geleitete den späten Besucher noch bis vor die Haustür. Hierauf schritt Arndt eilig durchs Dorf, bog seitlich ab in der Richtung nach dem Wald und erreichte endlich wieder das Forsthaus.

In der Stube des Försters brannte noch Licht, und als Arndt die Haustür aufschloß, trat der alte Wunderlich in die Tür.

»Herein mit Ihnen, Sie Ausreißer!« rief er.
»Wo bleiben Sie denn so lange?«

»Aber Alter!« ertönte drin die tadelnde Stimme der Försterin. »Was fällt dir ein, in diesem Ton mit dem Herrn Vetter zu sprechen! Er kann ja auch gar nichts dafür!«

»Das verstehst du nicht«, knurrte Wunderlich, der ganz ungewöhnlich erregt und deshalb wie ausgewechselt war. »Er mag nicht zur Unzeit draußen herumlaufen.«

Damit schob er Arndt einfach in die Stube hinein.

Der Detektiv ließ sich das gutmütig gefallen.

»Was hat es denn gegeben?« fragte er ruhig. »Weshalb sollte ich denn nicht ausreißen, wie Sie es nennen?«

Jetzt besann sich der Förster. Er tat einen tiefen Seufzer und setzte eine klägliche Miene auf.

»Herr Vetter«, sagte er, »wenn Sie wüßten, wie dringend wir Sie hier gebraucht haben! Meine Frau, das Bärbchen, ich, der Försterbub und der Waldhüter, überhaupt alle Leute im Forsthaus und im Dorf haben Sie gebraucht!«

»Wozu?«

»Ja, wozu! Sie werden starr sein vor Schreck wenn Sie es hören. Der Hauser-Eduard ist futsch!«

»Hm!«

»Und das Engelchen von Hofmanns ist futsch! Die beiden sind ins Gefängnis geschleppt worden. Ins Gefängnis! Ist das nicht entsetzlich?«

Der Alte war so vom Mitleid gepackt, daß er vergaß, die halblange Försterpfeife, die ihm kaum einmal ausging wieder zwischen die Zähne zu stecken. So stand er mitten im Zimmer und blickte erwartungsvoll auf Arndt.

Da sah er zu seinem Erstaunen, daß der Detektiv nicht im geringsten aus der Fassung geriet.

»Das alles weiß ich schon«, sagte Arndt,
»Und ich habe in dieser Sache das Meinige bereits getan.«

»Sie haben –?«

»Ja. Ich war bei den alten Hausers und habe mir genauen Bericht erstatten lassen über den Stand der Dinge. Dabei hat es sich herausgestellt, daß es mir wohl nicht schwer werden wird, den Fall aufzuklären und die Unschuld Eduards zu beweisen. Auch das Mädchen werde ich herausbeißen können.«

»Donnerwetter!« staunte der Förster. »Das nenne ich eine rasche Tat!«

Und Frau Wunderlich nickte dazu, als wollte sie sagen: Siehst du, Alter, ich habe von Anfang an Vertrauen gehabt zu unserm Herrn Vetter!

Arndt aber lächelte.

»Sind Sie nun wieder ein wenig zufrieden mit mir, Herr Förster?«

Der Alte paffte bereits von neuem in gewaltigen Zügen vor sich hin. Er war also schon halb beruhigt und versöhnt. Aber ohne ein kleines Gebrumm ging es doch nicht ab.

»Hm«, meinte er. »Sie haben da soeben viel versprochen. Werden Sie auch alles halten können?«

»Das wird sich zeigen«, lautete der kurze Bescheid.

»Und darf man nicht Näheres erfahren? Was sagten die Hausers? Wie hat sich alles zugetragen? Einer von den Waldarbeitern brachte die schlimme Kunde mit aus dem Dorf. Gepascht haben soll der Eduard; das ist natürlich Unsinn. Und das Engelchen soll auf den Fritz Seidelmann geschossen haben. Tolle Geschichten, einfach toll!«

Jetzt endlich bequemte sich Arndts aus seiner überlegenen Zurückhaltung herauszugehen und den Förstersleuten Genaueres zu erzählen. Er beachtete dabei die größte Vorsicht und hütete sich, auch nur ein Wort zuviel zu sagen. So kam es, daß die Zuhörer am Schluß noch viele Fragen hatten, die ihnen Arndt je nach Gutdünken beantwortete oder auch nicht.

Endlich wollte der Förster noch herausbringen, wie sich der Herr Vetter nun eigentlich das Rettungswerk für Eduard und Angelika dächte. Hier aber wurde Arndt plötzlich sehr einsilbig.

»Das werden Sie morgen oder übermorgen alles erleben«, sagte er.

»Was?« Die Stirn Wunderlichs umwölkte sich wieder. »Morgen? Übermorgen? Ja, zum Kuckuck, Sie halten uns wohl zum Narren? Erst behaupten Sie so bestimmt, es würde Ihnen nicht schwer werden, die beiden herauszubeißen, und dann ...«

»... dann verspreche ich Ihnen, daß Sie die Befreiung schon in den nächsten Tagen erleben sollen. Stimmt das etwa nicht zusammen?«

»Stimmen oder nicht!« knurrte Wunderlich.
»Hören will ich, wie das geschehn soll. Ich mag mich nicht auf die Folter spannen lassen.«

»Tut mir leid, da kann ich Ihnen nicht helfen. Wissen Sie nicht, lieber Wunderlich, daß ein Mann zu gegebener Zeit schweigen muß wie das Grab?«

»Ah! So ist es gemeint! Genau wie der Eduard vor ein paar Stunden! Der war auch so geheimnisvoll, und dann lief er grad in die Patsche.«

»Das wird mir nicht geschehn. Das gelobe ich Ihnen. Morgen in aller Frühe fahre ich in die Kreisstadt ...«

»Fahre ich, fahre ich! Womit? Etwa mit meinem Hundeschlitten?«

»Nein, mein Lieber, vielmehr mit einem richtigen Pferdeschlitten, den Sie mir rechtzeitig beschaffen werden. Es wird wohl einer in Hohenthal aufzutreiben sein. Ich selber kann da nicht herumfragen, weil es nicht auffallen soll. Ich muß vorsichtig sein.«

»So, so! Also wird der alte Wunderlich doch gebraucht. Nun, ich werde mich an den Teichbauer wenden, ob er morgen für Sie fahren will.«

»Recht so.«

»Aber wissen darf man vorher nichts?«

»Nein. Dafür sollen Sie allerlei mit erleben – morgen und übermorgen. Einverstanden, Herr Vetter?«

Brummend legte der Förster seine Hand in die dargebotene Rechte des Detektivs. Er war besiegt und streckte die Waffen, und sein Bärbchen lächelte dazu wie zu all den

kleinen Schrullen und Eigenarten ihres
gestrengen Herrn Gemahls.

13. Förster Wunderlich auf der Pirsch

Am andern Morgen war Wunderlich zeitig auf den Beinen. Nach dem Grundsatz, daß eine Liebe der andern wert ist und eine Hand die andre wäscht, hatte ihm Vetter Arndt in der Nacht noch bei der Holzberechnung geholfen, die nach Heranziehung einer so tüchtigen Hilfskraft denn auch überraschend schnell fertig wurde. Darüber atmete der Förster gewaltig auf. Seine brummige Laune war gänzlich verflogen, und als er sich mit seinem Bärbchen ins Schlafzimmer zurückzog, sprach er bereits wieder von Arndt als von einem pfiffigen Kopf und einem äußerst brauchbaren Menschen.

Demzufolge strebte er am kommenden Morgen, kaum daß der Tag graute, doppelt willig nach Hohenthal und beredete den Teichbauer, sogleich seinen Schlitten anspannen zu lassen.

Der Herr Vetter, so erklärte Wunderlich, der bei ihm zu Besuch sei, habe dringend in der Stadt zu tun, und da auch er, der Förster, selber in Geschäften schleunigst dorthin müsse, wollten sie mitsammen fahren. Zu Fuß sei das bei dem Schnee und den schlechten Wegverhältnissen doch eine zu ungemütliche Sache.

Während nun Christian, der Knecht des Teichbauern, auf Geheiß seines Herrn die Pferde anschrirte, drang Wunderlich auch noch darauf, daß die Bäuerin zwei behäbige Wärmflaschen heiß machte und im Fußgestell des Schlittens verstaute. Decken lagen im Forsthaus schon bereit. So, nun konnte die Fahrt beginnen.

Es ging zunächst noch einmal zur Försterei zurück. Für ein Pferdegespann war der Umweg nicht groß, und man gewann dadurch noch den Vorteil, daß Arndt auf diese Weise den Ort Hohenthal nicht erst zu durchqueren brauchte.

Oh, es war alles reiflich bedacht! Arndt war ja Detektiv, und sein Helfer, der Förster Wunderlich, war auch nicht auf den Kopf gefallen.

Arndt hatte das Frühstück soeben beendet, ein Genuß, den Wunderlich heut schon lange hinter sich hatte, als der Schlitten vor dem Forsthaus hielt. Ohne langen Abschied von der Frau Försterin nahmen die beiden Männer hinter dem Knecht des Teichbauern in dem leichten Gefährt Platz, und hinaus ging es in den schneehellen Morgen, durch prächtigen Winterwald und später über weißglänzende Feldwege und Landstraßen.

Wunderlich war sehr redselig; so entsprach es seiner ausgezeichneten Laune. Er witterte das Abenteuer und freute sich darauf. Natürlich, er war doch nicht umsonst Jäger mit Leib und Seele. Auch Arndt zeigte sich angeregt und unterhaltsam. Die Reden gingen munter hin und her zwischen den beiden, und der Detektiv wunderte sich im stillen, daß der Förster keine einzige neugierige Frage in

bezug auf die kommenden Dinge mehr tat. Das gefiel ihm. Entweder hatten seine Belehrungen vom vergangenen Abend erstaunlich gefruchtet, oder Wunderlich war klug genug, des Knechts wegen zu schweigen, der trotz des hellen Geläutes der Schlittenglocken jedes Wort seiner Fahrgäste hätte aufschnappen müssen.

Endlich, als sie den Saum der Kreisstadt schon erreicht hatten, öffnete Arndt den Mund zu einer nähern Weisung an den Lenker des Gefährts.

»Nach dem Gasthof ›Zum Goldenen Ochsen‹!« rief er Christian zu.

Der nickte nur und nahm den Weg nach dem gebotenen Ziel. Dann fuhr der Schlitten in den großen Torbogen der Wirtschaft ein. Im Hof kam der Stalldiener herbei. Er begrüßte Christian kameradschaftlich, zog dann seine Mütze und wollte dem Teichbauer aus dem Fahrzeug helfen. Da sah er zu seinem Erstaunen einen fremden Mann im

Schlitten sitzen und neben ihm den alten Wunderlich, den Förster aus dem Wald bei Hohenthal.

Daß er auch Arndt schon einmal gesehen hatte, damals nämlich, als der Detektiv in der Küche mit der Wirtin sprach, vor der Überraschungskomödie, die er mit dem Wirt des ›Goldenen Ochsen‹ aufführte, das ahnte der Brave freilich nicht.

Christian versorgte nun mit dem Stalldiener die Pferde. Sie wurden ausgespannt, während der Schlitten im Hof stehnblieb. Dann ging Christian mit dem andern in die kleine Stube im Hintergebäude, wo Dienstboten, Kutscher usw. sich aufzuhalten pflegten, wenn sie auf ihre Herrschaft warteten. Die beiden Fahrgäste aber begaben sich ins Gastzimmer.

Der Raum war menschenleer. Sie nahmen an demselben Fenstertisch Platz, an dem kürzlich Michalowski gesessen und Eduard Hauser übertölpelt hatte. Da ging die Tür

hinter dem Schanktisch auf. Der Wirt erschien.

Er begrüßte den Förster als einen alten Bekannten, der freilich nur selten in der Stadt und noch seltner im ›Goldenen Ochsen‹ auftauchte; denn die Dienstbezüge des guten Wunderlich gestatteten ihm für seine Person keine großen Seitensprünge.

Als auch Arndt dem Wirt die Hand bot und ihn vertraulich ansprach, stutzte der Mann.

»Ja, freilich, Herr, ich sollte meinen, wir hätten uns auch schon gesehn. Die Stimme kommt mir bekannt vor. Aber ich weiß wahrhaftig nicht ...«

»Denken Sie an den närrischen Kauz mit der blauen Brille!«

Der Wirt fuhr auf.

»Sie wären ... der Fremde ...?«

»Ganz recht? Ich bin's.«

Der Besitzer des ›Goldenen Ochsen‹ brauchte eine Weile, um aus seiner Verblüffung herauszufinden. Verblüfft war aber auch der Förster. Arndt mußte ihn erst mit wenigen Worten flüchtig darüber aufklären, daß der Herr Wirt und der Vetter Arndt schon einmal nähere Bekanntschaft miteinander gemacht hatten.

Nun folgte der ersten, kurzen Begrüßung eine zweite, herzlichere.

»Sie glauben nicht, wie sehr mich Ihr Besuch freut, meine Herren!« versicherte der Wirt und fügte, zu Arndt gewendet, hinzu: »Ich habe mit Ihrem Besuch gerechnet, nachdem Sie sich fürs erste bei mir nicht mehr sehn ließen. Sie sagten mir neulich, daß Sie das Buschgespenst suchen, und nun geht heut früh in der Stadt das Gerücht um, daß Sie Ihre Aufgabe schon gelöst hätten.«

»Aha!« machte Arndt mit einer bezeichnenden Kopfbewegung gegen den Förster. »Man weiß schon!«

»Man munkelt, verehrter Herr«, verbesserte ihn der Wirt. »Bestimmtes weiß man nicht. Aber ich hoffe das nun von Ihnen zu erfahren.«

»Sollen Sie erfahren, mein Lieber, sollen Sie. Sie werden sogar mehr zu hören bekommen, als irgendeiner von der Sache weiß. Vorerst aber bringen Sie uns einen heißen Kaffee! Die Morgenfahrt im Schlitten war kühl – trotz bester Verpackung ... Ist Ihnen doch recht, Herr Vetter?«

Über diese Anrede, die dem Förster galt, wunderte sich der Wirt gewaltig. Daß der Alte aus dem Wald einen so hochbeamteten und tüchtigen Vetter besaß, war ihm bisher gänzlich unbekannt gewesen. Seine Hochachtung vor dem schlichten Mann stieg um viele Grade.

Indessen wiegte Wunderlich brummend den Kopf hin und her.

»Hm«, meinte er, »recht oder nicht! Ein heißer Kaffee, zumal kräftig gebraut und unverfälscht, ist an einem Tag wie heute nicht zu verachten. Aber ...«

»Nun?« forschte Arndt. »Aber? Heraus mit der Sprache!«

»Ein herzhafter Grog wäre mir noch lieber«, platzte der Förster los.

Arndt lachte.

»Also, dann einen herzhaften Grog für den Herrn Förster! Für mich bleibt's beim Kaffee!«

Der Wirt entfernte sich. Wunderlich holte die unvermeidliche Pfeife hervor, stopfte sie und setzte sie bedächtig in Brand. Arndt zündete sich eine Zigarre an.

»So«, sagte Wunderlich dann. »Bis jetzt gefällt mir das Abenteuer ganz ausgezeichnet. Nun kann es weitergehn. Sie wollen dem Wirt jetzt alles erzählen?«

»Nur das Nötigste. In der Hauptsache will ich wichtige Auskünfte von ihm einholen.«

»Und Sie meinen wirklich, er kann Ihnen nützlich sein?«

»Das meine ich. Entsinnen Sie sich nicht, daß ich Ihnen gestern abend sagte, unser gemeinsamer Freund Eduard Hauser sei hier im ›Goldenen Ochsen‹ von einem Unbekannten, der sicher ein falsches Spiel trieb, auf den Leim geführt worden? Ich denke, daß der Wirt die beiden gesehen, vielleicht sogar beobachtet hat, sich jenes Gauners erinnert und ...«

»Kreuztürken!« fuhr der Förster dazwischen. »Da hat der Hund die Nase auf der Spur! Natürlich! Sie sind wirklich ein Pfiffikus, Herr Vetter.« Dann kratzte er sich mit der Linken hinterm Ohr. »Ich muß gestehn, so nahe der Gedanke liegt, ich bin nicht drauf gekommen, obwohl ich doch gelernt habe, eine Fährte anzusprechen.«

Hier wurde das Gespräch der beiden unterbrochen. Der Wirt brachte zunächst den Grog für Wunderlich und gleich danach auch den Kaffee für Arndt. Hierauf setzte er sich, ohne lange zu fragen, zu den beiden an den Tisch. Der Förster rückte sich auf seinem Stuhl zurecht mit dem Behagen eines Mannes, der im Theater nach dem letzten Klingelzeichen auf den Beginn eines spannenden Schauspiels wartet. Arndt aber wendete sich an den Wirt.

»Also Ihnen ist ein Gerücht zu Ohren gekommen, wonach man das Buschgespenst ertappt und hinter Schloß und Riegel gebracht haben soll?«

»So ist es. Man erzählt, es sei ein junger Bursche aus Hohenthal, der Sohn braver Webersleute.«

»Und weiter?«

»Ach, es ist eine ganz unerhörte Geschichte! Auch ein Mädels soll in die Angelegenheit verwickelt sein. Sie soll auf

einen der Häscher des Verbrechers
geschossen haben.«

»Nun«, meinte Arndt gelassen, »mir
scheint, die Leute schwatzen da mehr, als
sie verantworten können. Ich will Ihnen den
wahren Sachverhalt erzählen. Aber
wohlgemerkt, mein Lieber, was Sie jetzt
von mir hören, bleibt vorläufig unter uns!
Der Kuckuck soll Sie holen, wenn Sie
gegen irgend jemand etwas davon verlauten
lassen!«

»Wie werde ich, Herr! Mein Wort darauf,
daß ich meinen Mund halte!«

»Das soll gelten«, nickte Arndt. »Im
übrigen habe ich Vertrauen zu Ihnen, das
wissen Sie ja von meinem ersten Besuch
her. Und nun aufgepaßt: Der junge Mann,
den man als Buschgespenst verhaftet hat,
ist unschuldig!«

»Oho!«

»Ich verbürge mich dafür, und Sie wissen, wer ich bin. Er ist nämlich mein Gehilfe.«

»Ihr Gehilfe?«

»Nun ja, er unterstützt mich beim Aufspüren des Buschgespenstes.«

»Alle Wetter! Wie konnte es da geschehn, daß man ihn ins Gefängnis bringt?«

»Vorläufig nur in Untersuchungshaft, Herr Wirt. Das ist nämlich noch nicht dasselbe wie in Strafhaft.«

»Immerhin! Es gehört doch eine gewaltige Eselei dazu, mit dem Falschen so umzuspringen.«

»Es war eben ein Irrtum. Und wie nun, wenn dieser Irrtum von Feinden des jungen Mannes absichtlich herbeigeführt wurde?«

»Das wäre eine Schurkentat ohnegleichen. Den Halunken, der so etwas anrichtet, müßte man ...«

»... erwischen und selber einsperren. Nicht wahr? Nun sehn Sie, gerade das will ich bewirken. Ich will den Schuft fangen, und dazu brauche ich Ihre Hilfe, Herr Wirt.«

»Meine Hilfe? Stehe gern zur Verfügung, mein Herr. Was soll ich tun?«

»Sie sollen mir den Mann beschreiben, der hier im ›Goldenen Ochsen‹ einen arglosen jungen Menschen namens Eduard Hauser aus Hohenthal beschwätzt und in die Falle gelockt hat, worin der Unschuldige dann als Buschgespenst gefangen wurde.«

Arndt brachte jedes Wort langsam und sorgfältig betont über die Lippen. Er war dabei so ruhig, als handle es sich um ein zwar wichtiges, jedoch nicht ungewöhnliches Geschäft. Wunderlich dagegen ließ vor Begeisterung über dieses Abenteuer fast seine Pfeife ausgehn. Andächtig beobachtete er den Wirt, der vor Überraschung den Mund aufsperrte und ihn eine geraume Weile wieder zu schließen vergaß.

So herrschte denn in dem Zimmer einige Sekunden lang eine lautlose Stille. Bis Arndt dem Staunen und Schweigen des Wirts und zugleich auch der Beobachterfreude des Försters ein Ende machte.

»Nun?« mahnte er. »Wie steht es? Entsinnen Sie sich des Mannes, von dem ich spreche? Er ist der Schurke, den ich suche.«

Jetzt endlich klappte der Wirt seinen Mund zu, öffnete ihn jedoch sogleich wieder und tat einen tiefen Seufzer.

»Wenn ich das geahnt hätte!« war sein erstes Wort.

In Arndts Zügen löste sich die Spannung. Er erkannte, daß sein Verfahren von Erfolg begleitet war.

»Das heißt, Sie entsinnen sich des Vorgangs?« forschte er trotzdem noch.

»Und ob ich mich entsinne! Es war doch erst gestern, am Aschermittwoch-Morgen, da kam ein schwächlicher Bursche in die Gaststube, der schon vor ein paar Tagen einmal dagewesen war. Damals ließ er sich Tinte, Feder und Papier geben, um einen Brief zu schreiben.«

»Ganz recht«, nickte Arndt, »das war Hauser. Und weiter?«

»Kaum hatte er sich an einen Tisch am Fenster gesetzt und einen Kaffee bestellt, als ein zweiter Gast eintrat, den ich nicht kannte.«

»Wie sah er aus?«

»Nur langsam, Herr! Immer der Reihe nach! Die Sache ist wichtig genug, sie gründlich und mit Bedacht zu behandeln. Also der Fremde! Er war mittelgroß, recht wohlgenährt, sehr anständig gekleidet und trug einen dichten Bart und eine große Brille. An seiner fleischigen Rechten bemerkte ich einen prächtigen Ring;

wundervolle Goldschmiedekunst mit einem leuchtend grünen Stein. Kurz und gut, der Mann machte mir den Eindruck, als lohnte es sich auch für unsereinen, mit ihm die Börse zu tauschen.«

»Bitte«, unterbrach Arndt den Redefluß des Wirts, »eine Frage noch! Ich sollte meinen, Ihr Geschäft bringt es mit sich, daß Sie einige Übung darin haben, einen Menschen nach seinem Äußern zu beurteilen. Ist er ein anständiger Kerl oder ein Gauner? Welchen Beruf mag er etwa haben? Gebildet oder nicht? Na, und so weiter!«

»Ganz recht«, war die Antwort. »Das ist allerdings meine Angewohnheit, und ich muß sagen, ich habe schon oft erfahren, daß sich eine solche Schätzung, die ich hier und da anstellte, nachträglich als richtig erwies. Der Fremde sah mir etwa aus wie ein Getreide- oder Viehhändler. Viel Bildung besaß er bestimmt nicht, dafür aber sicher einen guten Geschäftssinn. Und wenn er auch nicht den Eindruck eines Gauners machte, so hätte ich ihm da, wo es sich

lohnte, ein weites Gewissen recht wohl zugetraut.«

»Das ist schon allerhand«, lobte Arndt.
»Ihre Mitteilungen sind mir äußerst wertvoll, Herr Wirt, und ich ...«

»Abwarten, abwarten«! rief der andre eifrig dazwischen. »Die Hauptsache kommt ja erst noch. Sie werden staunen, mein Herr. Hören Sie nur weiter! – Also, der Mann setzte sich hier an den Fenstertisch und verlangte ein Bier. Gesprächig war er durchaus nicht, und ich ließ ihn gewähren. Aber ich machte mir meine Gedanken über ihn, denn ich hatte vorher gesehn, daß er an der Straßenecke mit einem der bekanntesten Männer der Umgegend sprach, nämlich mit dem jungen Seidelmann aus Hohenthal, den hier jeder kennt.«

»Aha«, nickte Arndt, »ich weiß Bescheid! Die Seidelmanns sind auch mir bekannt.«

»Um so besser. Da kann ich mir die Worte sparen. Also es war Fritz Seidelmann. Die beiden begrüßten sich gegenseitig mit freudig erstaunten Mienen wie zwei Leute, die sich nach langer Zeit zufällig einmal wieder begegnen. Seidelmann tat sehr vertraulich, und dann erzählte mir mein Hausbursche, der zufällig an den beiden vorübergegangen ist und hingehorcht hat, Seidelmann habe den Dicken mit lachender Miene als seinen Freund Michalowski begrüßt.«

»Da haben wir sogar den Namen! Das ist ja großartig! Wissen Sie etwa immer noch mehr?«

»Ei freilich! Die Sache geht noch weiter.«

Hierauf berichtete der Wirt, auf welche Weise Michalowski und Eduard Hauser miteinander ins Gespräch gekommen waren. Der Wirt vergaß dabei auch nicht zu erwähnen, daß er sich über eine Frage des Fremden in bezug auf Hohenthal gewundert habe, weil dieser Mann doch eben erst recht

vertraulich mit einem gesprochen hatte, der von dort stammte, nämlich mit Seidelmann.

Der Förster lauschte gespannt und schmunzelte zu alledem, Arndt aber nickte dazu. Das Bild, das er sich von den dunklen Vorgängen gemacht hatte, die schließlich zu Hausers Verhaftung führten, rundete und ergänzte sich immer mehr. Alles schien da genau ineinander zu stimmen.

Nur der Schluß der Darstellung des Wirts ließ eine Unklarheit offen.

»Der Fremde wollte also nach Hohenthal«, hieß es da, »und der junge Mann, der Eduard Hauser, sollte und wollte ihm den Weg zeigen. Aus der Sache ist aber offenbar nichts geworden. Wie schon gesagt, habe ich die beiden dann in der Gaststube allein gelassen, weil ich Wichtigeres zu tun hatte, als einer Unterhaltung zuzuhören, der ich selbstverständlich keinerlei Bedeutung beimaß. Und als ich dann wieder ins Gastzimmer kam, war der Bursche verschwunden, und der Dicke bezahlte für

ihn. Sie sind nicht mitsammen
aufgebrochen, und ich weiß nicht, was es
weiter gegeben hat.«

Das war das Unklare, eine Klippe, über die
der Detektiv freilich sogleich hinwegkam.

»Aber ich weiß es«, lächelte er.

Darauf erzählte er, der Fremde habe dem
unerfahrenen jungen Menschen angeblich
hochwichtige und geheime Papiere zur
Besorgung über die Grenze nach Breitenau
aufgeschwatzt, obendrein unter Berufung
auf ihn, den Vetter Arndt des Försters
Wunderlich.

»Wie die Bande, die da an einem Strick
zieht, hinter meine Beziehungen zu dem
jungen Hauser gekommen ist, kann ich im
Augenblick auch noch nicht sagen. Aber
ich werde es herausbekommen und der
sauberen Gesellschaft gehörig auf die Finger
klopfen«, drohte Arndt in ehrlichem
Grimm. »Eduard Hauser ist dann auch
wirklich in der Dunkelheit zur Grenze

gegangen und erwischt worden, erwischt von Leuten, die von Anfang an auf ihn lauerten, weil sie wußten, daß er kommen würde. Ja, die überhaupt mehr wußten als der arglose Bursche selber.«

Jetzt erzählte er die Sache von den Spitzen und erklärte mit aller Bestimmtheit, man habe dem jungen Burschen das Paschergut heimlich hinter das Rockfutter genäht, um ihn zu verderben. In diesem Zusammenhang erwähnte er endlich auch den verhängnisvollen Brief an Strauch mit der Unterschrift ›Das Buschgespenst‹. So bedurfte es nur noch einer kurzen Erklärung darüber, wie Eduard zu solcher Torheit gekommen war, und der Wirt wußte alles. Auch Wunderlich war nun hinreichend unterrichtet.

Überflüssig zu sagen, daß die beiden ihrer hellen Entrüstung über eine solche Verkettung von Hinterlist und Niedertracht gründlich Luft machten. Der Wirt war dabei so im Zug, daß er gänzlich vergaß, danach zu fragen, wie es denn nun mit dem

Mädchen stände, das in die Angelegenheit verwickelt sein sollte und angeblich auf einen der Häscher des ›Buschgespenstes‹ geschossen hatte.

Er verstrickte sich in eine zornmütige, gutgemeinte, im übrigen aber fruchtlose Auseinandersetzung mit Wunderlich, und Arndt beschloß, die Gelegenheit zu nützen und die beiden sich selbst zu überlassen.

»Meine Herren«, sagte er, »was es hier noch zu erzählen gibt, können Sie ohne mich abmachen. Ich habe inzwischen einen wichtigen Gang zu erledigen.«

Dabei war er schon aufgestanden und hatte nach Hut und Mantel gegriffen.

»Herr Vetter«, wendete er sich an den Förster, »warten Sie hier auf mich und trinken Sie inzwischen noch einen Grog oder auch zwei auf mein Wohl! In einer Stunde hoffe ich wieder hier zu sein.«

Ein paar Einwände tat er kurz ab, dann verschwand er. Es drängte ihn, zur Kriminalpolizei zu eilen und dort mit dem Kommissar zu sprechen, der die Sache Eduard Hausers und Angelika Hofmanns zu behandeln hatte.

Hinter ihm steckten im Gastzimmer des ›Goldenen Ochsen‹ zwei die Köpfe zusammen: der Wirt und der Förster Wunderlich.

»Alle Achtung!« brach der brave Schenkwirt in abgrundtiefe Bewunderung aus. »Das ist ein Mann!«

»Ein ganzer Kerl!« nickte der Förster und tat dabei so geschmeichelt, als gelte das Lob ihm selbst.

»Und dieser Mann ist wirklich Ihr Vetter?«

»Na gewiß. Sie haben es ja gehört.«

»Wie lautet denn sein Amtstitel? Er ist doch nicht nur gewöhnlicher Detektiv, auch nicht

bloß Kriminalinspektor?«

Da saß Wunderlich plötzlich in der Klemme, weil der Wirt vom ›Goldenen Ochsen‹ über den Beruf des angeblichen Verwandten vielleicht besser Bescheid wußte als der Gefragte. Aber der Förster ließ sich nicht verblüffen. Er besann sich – bewußt oder unbewußt – darauf, daß man mit einem guten Jägerlatein in der ganzen Welt durchkommt. Also flunkerte er tapfer darauf los.

»Wo denken Sie hin, mein Lieber! Detektiv? Lächerlich! Kriminalinspektor? Pah! Direktor, sage ich Ihnen, sogar Generaldirektor!«

Der Wirt stutzte. Generaldirektor? Das gab es doch gar nicht bei der Kriminalpolizei.

»Das verstehe ich nicht«, bekannte er offen.

»Ja, mein Bester, das versteht mancher nicht. Ich finde mich da selber kaum zurecht. Aber wenn man nun einmal solche

Verwandtschaft hat, muß man sich auch in die schwierigsten Dinge hineinzudenken versuchen.«

In dieser Tonart ging es weiter, und als der gute Förster Wunderlich schließlich beim dritten Glas Grog angelangt war, wurden seine Reden noch dunkler. Sein Latein trieb die üppigsten Blüten, so daß der Wirt vom ›Goldenen Ochsen‹ schließlich verstimmt abwehrte.

»Nun hören Sie aber auf, Herr Förster! Zum Narren halten lasse ich mich nicht!«

*

Arndt saß inzwischen im Zimmer des Kriminalkommissars, der ihn zunächst abwartend und kühl begrüßte, dann aber, als der andre seinen behördlichen Ausweis vorzeigte, sehr höflich und liebenswürdig wurde.

»Darf ich bitten, mir Ihr Anliegen vorzutragen, Herr Arndt?«

»Ich komme wegen des jungen Mädchens und besonders wegen des jungen Mannes, die man in der vergangenen Nacht in Hohenthal festgenommen hat.«

»Dachte mir's beinahe«, nickte der Kommissar. »Das ist ja zur Zeit die wichtigste Angelegenheit, die uns hier beschäftigt. Sie kennen die beiden?«

»Seit kurzer Zeit erst, aber doch sehr genau.«

»Die Namen, die Familienverhältnisse, die nähern Umstände bei der Verhaftung?«

»Ich bin in alles eingeweiht.«

»Und Sie wissen auch, daß der Verhaftete im dringenden Verdacht steht, das Buschgespenst zu sein?«

»Auch das ist mir nicht unbekannt. Aber man täuscht sich!«

»Sie meinen, mein Herr? Nun, das Gegenteil wäre erst zu beweisen. Eine

Aufgabe, die ich mir nicht so leicht vorstelle, obgleich ich selber noch nicht darauf schwöre, daß wir das richtige Buschgespenst gepackt haben.«

»Oh, der Beweis ist bald geführt! Eduard Hauser kann schon deshalb nicht das Buschgespenst sein, weil er meine rechte Hand ist.«

»Wie? Der junge Hauser Ihre rechte Hand?«

»Gewiß. Ich halte mich seit einigen Tagen in dieser Gegend auf, weil es mich reizt, dem geheimnisvollen Buschgespenst nachzuspüren. Zu diesem Zweck mußte ich mich der Unterstützung eines Einheimischen versichern. Besondere Umstände wiesen mich auf Eduard Hauser hin. Ich prüfte ihn unauffällig, fand ihn recht und brav und – nun ja, ich machte ihn zu meinem Gehilfen.«

»Und jetzt verhaftet man ihn nahezu in Ihrer Gegenwart als Buschgespenst! Das ist

wirklich köstlich!«

»Mir kommt die Sache gar nicht so
»köstlich« vor«, meinte Arndt ernst.
»Hauser tut mir im Gegenteil leid, und
deshalb komme ich zu Ihnen. Er ist
unschuldig, und ich möchte seine Befreiung
erwirken. Zu diesem Zweck kann ich mit
verschiedenen Angaben und
Beobachtungen dienen, und ich hoffe, daß
wir dadurch bald zu einem befriedigenden
Ergebnis gelangen. Darf ich fragen, ob Sie
von sich aus Verdacht gegen Hauser
schöpften? Hielten Sie selber ihn für das
Buschgespenst?«

»Nein. Ich wußte ja von diesem jungen
Mann bis vor ganz kurzer Zeit überhaupt
noch nichts.«

»So sind Sie erst von dritter Seite auf
Hauser aufmerksam gemacht worden?«

»Ja.«

»Wer hat das getan?«

»Fritz Seidelmann, der Sohn des Kaufmanns aus Hohenthal. Er kam zu mir und zeigte mir einen Brief, den Hauser an einen hiesigen Kaufmann namens Strauch geschrieben hat, unterzeichnet ›Das Buschgespenst‹.«

»Ich weiß von diesem Brief.«

»Sie wissen davon? Das ist wichtig. Wie haben Sie davon erfahren?«

»Hauser hat mir selber davon erzählt. Er hielt seinen törichten Streich in verblüffender Arglosigkeit für einen guten Einfall, geriet aber dann bald in Sorge, dieser Brief könne ihm Ungelegenheiten bereiten.«

»Hm! Die Ungelegenheiten haben sich, wie Sie sehn, auch sehr bald eingestellt.«

»Ich hatte es befürchtet. Man wird amtlicherseits hoffentlich kein allzu großes Gewicht auf den Brief legen.«

»Sobald der wahre Sachverhalt deutlich zutage tritt, gewiß nicht, obwohl der Brief an sich unzweifelhaft Beweisgegenstand einer ungesetzlichen, einer strafbaren Handlung ist. Sie verstehn mich?«

»Vollkommen. Aber man muß berücksichtigen, daß Hauser die verfänglichen Zeilen in einer gewissen Herzensangst geschrieben hat!«

»Ich weiß. Sein Vater hat mir einiges erzählt, und dann, als ich mit dem Pärchen hierher unterwegs war, haben mir die beiden Leutchen genug mitgeteilt, und ich kam mehr und mehr zu der Überzeugung, daß Eduard Hauser ...«

»... unschuldig und ein anständiger Mensch ist«, ergänzte Arndt.

»Gewiß«, gab der Kommissar zu. »Aber das Verfahren muß, da es einmal im Gang ist, seinen Lauf nehmen. Wir können den jungen Hauser erst freilassen, wenn wir

Beweise für seine Unschuld in Händen haben. Können Sie diese Beweise liefern?«

»Ja, Herr Kommissar.«

Hierauf schilderte Arndt ausführlich seine Beobachtungen in jener Nacht im Haus der Seidelmanns vom Dach des Schuppens aus, verschwieg aber die Sache mit dem Schmuckstück.

Der Kommissar war diesen Darlegungen mit größter Spannung gefolgt.

»Ihre Berechnung erscheint so natürlich und folgerichtig, daß ich mich ihr fast anschließen möchte«, sagte er dann, ohne danach zu fragen, warum Arndt an jenem Abend das Haus der Seidelmanns beschlichen hatte. »Aber«, fuhr er fort, »zwischen Spitzen und Spitzen kann ein Unterschied sein.«

»Kann«, nickte Arndt. »Im vorliegenden Fall aber handelt es sich bestimmt um schwarze Spitzen mit einem fein

gearbeiteten Muster von Halbmonden und Punkten zwischen Linien, die einander spitzwinklig schneiden. Stimmt es, Herr Kommissar?«

»In der Tat, es stimmt.«

»Das wußte ich«, fuhr der Detektiv fort.
»Ich nehme an, daß Sie im Besitz der Spitze sind, die bei Hauser gefunden wurde. Sie muß mit dem Stück, von dem sie abgeschnitten wurde, genau zusammenpassen. Man muß also bei Seidelmanns nachforschen. Und dann noch eins: Glauben Sie, daß Fritz Seidelmann bei Hausers erst nach Zwirn gesucht hat, als er die Spitze ins Rockfutter nähen wollte?«

»Keinesfalls. Vorausgesetzt, daß Ihre Rechnung stimmt, hat er Zwirn und Nadel von zu Haus mitgenommen.«

»Wie haben Sie Hausers Rock geöffnet?«
erkundigte sich der Detektiv weiter.

»Ich habe mit dem Taschenmesser einen Riß ins Futter geschnitten.«

»Gut, gut! Die Naht ist also unverletzt geblieben?«

»Völlig unverletzt! Und man wird leicht erkennen, ob die ursprüngliche Naht von fremder Hand aufgetrennt und dann mit anderm Zwirn wieder genäht wurde. Wir wollen das sogleich untersuchen. Ich habe den Rock Hausers im Nebenzimmer hängen.«

Der Beamte entfernte sich, kehrte nach kurzer Zeit mit dem Kleidungsstück zurück und breitete es auf dem Tisch aus.

Arndt prüfte das Futter sorgfältig.

»Meine Vermutung hat mich nicht getäuscht«, sagte er schließlich. »Der Schneider hat mit Seide genäht; hier unten aber sehn Sie die Stelle, die geöffnet und in großen, eiligen Stichen mit ziemlich starkem Zwirn wieder geschlossen wurde.«

»Man wird bei Seidelmanns nach solchem Zwirn suchen«, nickte der Kommissar.

»Wenn das alles so stimmt, liegt hier eine Gemeinheit und Niedertracht vor, wie sie mir in meiner Amtstätigkeit noch nicht vorgekommen ist.«

»Und die auf noch Weiteres schließen läßt«, meinte Arndt trocken.

»Und das wäre?«

»Weshalb geben sich die Seidelmanns solche Mühe, Häuser zum Buschgespenst zu stempeln?« lautete die Gegenfrage Arndts.

»Aus Haß, aus Rachsucht meinerwegen, Herr Arndt.«

Der Detektiv lächelte. Er fühlte sich in diesem Augenblick dem Beamten überlegen, weil er in der Tat mehr wußte als der Kommissar.

»Gut, sagen wir: aus Rachsucht! Diese Rachsucht aber hat Formen angenommen, die weit über das gewöhnliche Maß hinausgehn. Sie wissen doch, Herr Kommissar, daß der junge Hauser hier in der Stadt von einem Fremden angeblich hochwichtige Papiere empfing, die er heimlich über die Grenze bringen sollte?«

»Natürlich weiß ich das. Die Papiere sind ja in meinem Besitz, und ich muß nach Durchsicht dieser Schriftstück erklären, daß sie ...«

»Nun?«

»... daß sie ohne jede Bedeutung sind. Sie enthalten bis auf ein niederträchtig ausgeklügeltes Schreiben, womit Hauser vermutlich übertölpelt wurde, nur flüchtig hingeworfenen Unsinn. Einige Blätter sind ganz leer.«

Hier lächelte Arndt zum zweitenmal.

»Sehn Sie, Herr Kommissar, das ist es, was ich zu hören erwartete. Hauser ist gröblich getäuscht worden.«

Der Kommissar nickte bedächtig.

»Fragt sich nur, von wem!«

»Das kann ich Ihnen verraten. Der Betreffende nennt sich Michalowski.«

Mit einem Ruck fuhr der Beamte hoch.

»Was sagen Sie?«

»Der Mann nennt sich Michalowski.«

»Sie kennen den Namen des Betrügers?«

»Vorläufig nur den Namen, weiter noch nichts. Aber ich habe eine Personalbeschreibung des Mannes und hoffe, dem Halunken auf die Spur zu kommen, der bestimmt nicht damit gerechnet hat, daß man ihn ausfindig macht. Sonst hätte er sich gehütet, jenes ausgeklügelte Überrumpelungsschreiben in

die Hände der Polizei fallen zu lassen. Er ist übrigens ein Freund und Bekannter der Familie Seidelmann.«

Der Kommissar pfiß durch die Zähne.

»Weht der Wind daher? – Herr Arndt, darüber müssen Sie mir genauer berichten.«

Und Arndt berichtete, berichtete so überzeugend, daß ihm der Beamte zum Schluß die Hand drückte.

»Sie haben uns da einen großen Dienst geleistet, Herr – Herr Kollege. Ich sehe jetzt allmählich deutlicher. Der junge Hauser wird nicht lange in Untersuchungshaft sitzen; sein Fall ist ja beinahe schon geklärt. Nur ... ich weiß nicht, ob Sie ahnen, woran es noch immer fehlt?«

»Noch fehlen die Beweise für die Schuld der Gegenseite. Ich verstehe Sie vollkommen. Diese Beweise sind jetzt vor allem zu beschaffen. Was ich dabei tun

kann, soll geschehn. Ich werde trachten, diesen Herrn Michalowski ausfindig zu machen.«

»Dasselbe werden wir amtlicherseits auch versuchen. Ich denke, Herr Kollege, wir haben in dieser Angelegenheit noch nicht die letzte Unterredung miteinander gehabt.«

»Stehe ganz zu Ihrer Verfügung, Herr Kommissar.«

»Und wo sind Sie zu erreichen?«

»Ich wohne in Hohenthal, das heißt, abseits vom Ort, beim Förster Wunderlich.« – –

Die beiden trennten sich. Arndt begab sich wieder nach dem Gasthaus ›Zum Goldenen Ochsen‹. Hier erwartete ihn eine große Überraschung. Der Wirt stand allein im Gastzimmer. Der Förster war nirgends zu erblicken.

»Ausgeflogen?« wunderte sich Arndt. »Wie kommt das?«

Er war fast ein wenig ärgerlich über die Eigenmächtigkeit seines Begleiters. Aber es genügte eine kurze Erklärung des Wirts, um die Sache sogleich in einem ganz andern Licht erscheinen zu lassen.

»Es hat sich in Ihrer Abwesenheit etwas Hochwichtiges ereignet, Herr«, lautete der Bescheid. »Denken Sie sich: wir sitzen hier, der Herr Förster schon beim dritten Glas Grog, und schwatzen gemütlich von allen möglichen Dingen; da vermißt Wunderlich auf einmal seinen Tabaksbeutel. Er meint, er habe ihn vielleicht im Schlitten liegen lassen, und geht hinaus, um nachzusehn. Ich schaue inzwischen zum Fenster hinaus, als sich plötzlich die Tür auftut und ein neuer Gast über die Schwelle tritt.

Der Mann setzte sich gar nicht erst, sondern trank nur im Stehn einen Schnaps. Dabei brachte er scheinbar so nebenbei das Gespräch auf die Seidelmanns. Das fiel mir auf. Seidelmanns – Hohenthal – die Ereignisse der vergangenen Nacht – das alles beschäftigt einen nun mal. Deshalb

sah ich mir den Fremden etwas genauer an,
und nun denken Sie, was ich da entdeckte!
An der Hand, die vor mir nach dem
Schnapsglas griff, funkelte ein Ring, den
ich sofort wiedererkannte. Das ist der Ring,
den gestern Michalowski trug, schoß es mir
durch den Sinn. Dieser leuchtend grüne
Stein!

Im Augenblick war ich wie verwirrt, aber
ich faßte mich rasch und paßte auf. Ich
verglich die Gestalt des Fremden mit der
Erscheinung Michalowskis: mittelgroß, gut
genährt, anständig gekleidet! Stimmte alles.
Nur der Bart und die große Brille fehlten.
Ich wußte nicht recht, woran ich war. Da
fiel mein Blick wieder auf die fleischige
Hand mit dem Ring. Freilich, sagte ich mir,
das ist doch Michalowski! Und als der
Mann bezahlte und wieder ging, sah ich es
auch an der Haltung und am Gang, daß ich
mich nicht irrte.

Sie können sich vorstellen, daß mir
sogleich allerlei Pläne auftauchten. Da
schob sich Wunderlich zur Hintertür herein.

Er hatte seinen Tabaksbeutel gefunden und zeigte ihn schmunzelnd vor. Ich aber kehrte mich nicht dran.

›Still!‹ unterbrach ich ihn. ›Es gibt Wichtigeres zu besprechen. Michalowski war soeben hier. Da draußen – sehn Sie – da geht er über die Straße! Schnell, laufen Sie ihm unauffällig nach! Er kennt Sie nicht, so können Sie ihn heimlich beobachten. Stellen Sie fest, wohin er sich wendet!‹

Im Nu war der Förster im Mantel, hatte die Mütze auf dem Kopf und huschte zur Tür hinaus, hoffentlich hat er mich richtig verstanden. Zum Reden blieb uns ja keine Zeit mehr. Ich habe ihn jedenfalls auf die Fährte gesetzt, und nun müssen wir das Weitere abwarten.«

»Das haben Sie fein gemacht«, schmunzelte Arndt. »Wenn es Wunderlich halbwegs schlau anfängt, werden wir dem Kerl hinter seine Schliche kommen.«

Die überraschende Kunde erregte den Detektiv, der sich sonst nicht so schnell aus der Fassung bringen ließ, so sehr, daß er sich nicht setzen mochte, sondern sinnend im Zimmer auf und ab ging, die Hände auf dem Rücken. Allerlei Erwägungen durchkreuzten sein Hirn. Der Wirt sah ihm schweigend zu und störte ihn nicht.

Dann aber unterbrach er plötzlich mit einem lauten Ruf die Stille.

»Da kommt Wunderlich zurück!«

Und wirklich, die Tür tat sich auf, der Förster trat herein. Er strahlte übers ganze Gesicht.

»Mahlzeit, Herr Vetter!« lachte er. »Melde mich zurück von der Pirsch. Erfolg auf der ganzen Linie. Der Fuchsbau ist ausgekundschaftet.«

»Wahrhaftig? Sie haben die Wohnung des Herrn Michalowski ausfindig gemacht?«

»Habe ich, Herr Vetter. War doch Ehrensache. Bin ihm nachgeschlichen und habe ihn nicht wieder aus den Augen gelassen, zwei, drei, vier Straßen entlang, bis in die Seilergasse. Dort bog er in die weite Torfahrt des Hauses ein, das nach der bekannten Drogerie ›Zum Blauen Stern‹ genannt wird. Er überschritt den Hof und verschwand im Hintergebäude. Ich wartete eine Weile. Michalowski kam nicht wieder. Sollte er hier wohnen? dachte ich. Schließlich betrat ich den Drogenladen und kaufte mir eine Tüte Insektenpulver.

›Für den Hund‹, sagte ich zu dem Geschäftsinhaber. ›Das Vieh hat Ungeziefer.‹

So kamen wir ins Gespräch, und ich konnte schließlich ganz unauffällig die Frage anbringen, um die es mir zu tun war.

›Ich sah da eben einen Herrn durch die Torfahrt gehn, den ich dem Namen nach von Hohenthal her kenne. Er ist, wenn ich

mich recht erinnere, mit dem Kaufmann
Seidelmann befreundet und ...<

Mehr brauchte ich gar nicht zu sagen. Der
Drogist fiel mir sogleich in die Rede.

›Ah, Sie meinen Herrn Michalowski?<

›Ganz recht. Wohnt er etwa hier im Haus?<

›Zur Zeit wieder einmal. Sie wissen doch,
er stammt von drüben, von jenseits der
Grenze, ist aber oft in Geschäften hier in
der Stadt. Dann bleibt er regelmäßig bei der
Witwe Hempel im Hinterhaus.<

›Ach so, er ist ab und zu längere Zeit hier?<

›Drei- oder viermal im Jahr, immer für eine
Woche und mehr. Wenn ich recht
unterrichtet bin, ist er Großhändler in Garn
und Stoffen aller Art.<

›So, so<, sagte ich. ›Ich weiß das nicht.
Geht mich auch nichts an. Ich fragte nur,
weil ich ihn in Hohenthal mal mit den
Seidelmanns beisammen gesehn habe und

da hörte, das sei ein gewisser Herr
Michalowski.«

Na, ich wußte nun genug, bezahlte das
Insektenpulver für meinen Hund, der mir
die ungerechtfertigte Verleumdung
hoffentlich nicht übelnehmen wird, steckte
die Tüte ein und ging. Und nun bin ich hier
und stehe für neue Dienste zur Verfügung,
Herr Vetter. Meine Groggs habe ich mir wohl
ehrlich verdient?«

»Alle drei, lieber Wunderlich! Ich muß Sie
gewaltig loben. Sie scheinen mir Ihren
Beruf verfehlt zu haben. An Ihnen ist ein
Detektiv verlorengegangen.« –

Der schöne Erfolg, den der brave Förster so
gänzlich überraschenderweise erzielt hatte,
brachte es mit sich, daß Arndt gleich noch
einmal zur Kriminalpolizei ging und dem
Kommissar mitteilte, er habe die Wohnung
Michalowskis ausgekundschaftet. Der
Beamte war natürlich freudig überrascht,
obwohl er den Detektiv im geheimen ein
wenig beneidete. Er hätte den großen

Vorteil nicht ungern auf der Seite seiner Leute gebucht. Doch es ging um die Sache, und der war hier entschieden gedient worden.

Arndt und der Kommissar besprachen sich darauf fast noch eine ganze Stunde lang. Es war dabei auch noch einmal von den Spitzen die Rede, die sich nach Arndts Angaben im Besitz der Seidelmanns befanden.

»Ich werde danach suchen lassen«, erklärte der Beamte.

Arndt aber widersprach.

»Dazu würde ich vorläufig nicht raten. Die Seidelmanns würden dann sogleich wissen, daß man hinter ihre Machenschaften gekommen ist, würden ihren Helfer Michalowski benachrichtigen und uns die weiteren Nachforschungen in jeder Weise erschweren.«

Das leuchtete dem Kommissar ein. Er versprach, diese Sache vorerst noch ein paar Tage ruhen zu lassen. Im übrigen sicherte er Arndt zu, er würde dem jungen Hauser und auch Angelika Hofmann ihre Lage soviel wie irgend möglich erleichtern. Es sei ja nur noch eine Frage kurzer Zeit, wann man zunächst einmal Eduard Hauser, später aber gewiß auch das Mädchen aus der Untersuchungshaft entlassen könne.

Nun erst waren die Geschäfte des Detektivs in der Stadt einstweilen beendet. Im Hof des ›Goldenen Ochsens‹ bestieg man wieder den Schlitten zur frohen Rückfahrt nach dem Forsthaus im Hohenthaler Wald.

Unterwegs hatte Wunderlich trotz seiner ausgezeichneten Laune doch wieder etwas zu knurren und zu brummen.

»Sie haben mir da mit Ihren Heimlichkeiten eine nette Suppe eingebrockt, Herr Vetter«, meinte er scheinbar arg verdrießlich, in Wahrheit aber verstohlen schmunzelnd.

»Das wäre?« forschte Arndt.

»Wir sind doch Vettern vor den Leuten?«

»Na gewiß. Habe ich mich im ›Goldenen Ochsen‹ etwa nicht danach betragen?«

»Das schon, aber Sie haben mich nur ganz flüchtig in Ihre Absichten und in Ihre Verhältnisse eingeweiht. Nun fragt mich der Schenkwirt, der verwünschte Giftmischer, nach dem Beruf meines Vetters aus. Dabei weiß der Kerl längst mehr über diese Dinge als ich, und so werde ich in die Enge getrieben. Nein, lachen Sie nicht mein Lieber! Das war nicht nett von Ihnen.«

»Was heißt: nicht nett?« beruhigte Arndt den Alten. »Ich konnte doch nicht vorzeitig meine sämtlichen Karten aufdecken.«

Mehr sagte er nicht, sondern deutete mit einem bezeichnenden Kopfnicken auf Christian, den Knecht, der wieder nicht hören durfte, daß Arndt Detektiv war und

daß es hier um die Jagd auf das
Buschgespenst ging.

Dem trug der Förster denn auch Rechnung.
Er machte nur eine kurze Handbewegung,
dann aber beugte er sich seitlich zu Arndt
hinüber und flüsterte ihm ins Ohr:

»Und was wird nun aus dem wirklichen
Buschgespenst?«

Die Antwort kam ebenso leise und
verstohlen.

»Das fangen wir in den nächsten Tagen,
vielleicht schon heut oder morgen.«

»Heißa! Dabei will ich mittun!«

»Ist bereits ausgemachte Sache. Sie
kommen mit. Haben Sie heut abend Zeit?«

»Zu solchem Zweck immer.«

»Dann sollen Sie heute noch etwas erleben.
Ich habe nämlich ein Stelldichein mit dem

Buschgespenst. Dabei werden Sie mich
begleiten.«

14. Tu das Schwerste zuerst!

Ungefähr um die Zeit, als Fritz Seidelmann mit dem Kaufmann Spengler, der sich in der Kreisstadt Michalowski nannte, im Gasthof ›Zum Goldenen Ochsen‹ saß, ging der Knappschaftsarzt Dr. Werner durch Hohenthal. Er trat in ein armseliges Häuschen und öffnete im Flur eine Tür. Ein übler Dunst schlug ihm entgegen, so daß er fast zögerte einzutreten.

»Guten Tag, Herr Doktor!«

Ein bleicher, hohlwangiger Mann stand hinter einem Tisch, worauf ein Reißbrett lag, vom Stuhl auf.

»Aber, Wilhelmi, was für eine Pestluft haben Sie hier?« tadelte der Arzt.

Der Mann zuckte traurig die Schultern.

»Ich kann nicht dafür.«

»So lüften Sie doch!«

»Es ist so kalt, Herr Doktor, und die da schüttelt das Fieber! Darf ich unter solchen Umständen lüften?«

Er deutete in eine Stubenecke. Dort lagen auf erbärmlichen Lagerstätten eine Frau und drei Kinder, die zum Erschrecken elend und abgezehrt aussahen. Man konnte das deutlich erkennen, da die fieberglühenden Körper, vom Schüttelfrost bebed, nur notdürftig mit alten Kleidungsstücken bedeckt waren.

»Und doch müssen Sie lüften!« beharrte der Arzt.

»Kalt, kalt!« rief die kranke Frau.

»Hören Sie es?« seufzte der Mann. »Bitte, schließen Sie die Tür! Es zieht. Meine Frau und die Kleinen können den Tod davon haben.«

»So feuern Sie doch!«

Der Mann hob abermals die Schultern.

»Womit, Herr Doktor? Kohlen und Holz kosten Geld.«

»Nun, Sie verdienen ja!«

»Gewiß, ich verdiene. Wissen Sie auch, wieviel?«

Wilhelmi trat zur Tür und schloß sie, dem mißbilligenden Blick des Arztes zum Trotz.

»Jedenfalls so viel, wie Sie brauchen. Sie sind doch Musterzeichner. Das ist ein lohnendes Geschäft.«

»Musterzeichner bei der Firma Seidelmann & Sohn!« sagte Wilhelmi bitter. »Ahnem Sie, was das heißt?«

Der Arzt biß sich auf die Lippen und schwieg, denn er ahnte in diesem Fall nicht nur, sondern glaubte zu wissen. Seit Jahren übte er nun schon sein schwieriges Amt als Knappschafts- und Armenarzt in Hohenthal und Umgebung aus. Dabei kam er mit allen

Schichten der Bevölkerung in Berührung, lernte arm und reich, hoch und niedrig kennen, traf mit braven, rechtlichen Menschen, aber auch mit Halunken zusammen. Und wenn er der Wahrheit die Ehre geben wollte, so mußte er gestehn, daß er die Seidelmanns nicht zu den Braven und Rechtlichen zu zählen vermochte.

Ihm fielen zahlreiche Erlebnisse ein. Er erinnerte sich auch jenes Auftritts am Abend nach dem Vortrag des Rentners Seidelmann, da die arme Frau im Haus des wohlhabenden Unternehmers erschien und auf schändliche Art und Weise hinausgewiesen wurde. Der Ortspfarrer hatte damals nicht umsonst mit ihr einen Kreis verlassen, wo von Nächstenliebe und sozialem Gerechtigkeitsgefühl auch nicht ein Hauch zu spüren war.

»Ja, ich verstehe«, nickte er jetzt zu Wilhelmis vorwurfsvoller Frage. »Wieviel verdienen Sie denn?«

Der Mann wies auf das Reißbrett.

»Hier sehn Sie fünf neue Muster! Ich habe sie entworfen und ausgeführt und insgesamt zwei Wochen daran gearbeitet. Herr Seidelmann wird mir für jedes vier Mark bezahlen, also zusammen zwanzig Mark. Verdienen aber wird er mit diesen Mustern, die das Gesetz für ihn schützt, Tausende!«

»Immerhin! Zwanzig Mark sind keine Kleinigkeit!«

»Keine Kleinigkeit? Ach, du lieber Herrgott! Für die Woche zehn Mark, und dabei sechs Menschen im Haushalt, darunter vier Kranke!«

Der Zeichner deutete zur Erklärung seiner Zahlenangaben hinter den kalten Ofen, wo auf einem niedrigen Schemel noch eine alte Frau hockte, die sich bis zu den Hüften fröstelnd in ein zerrissenes Flanelltuch gewickelt hatte. Es war die Schwiegermutter Wilhelms.

»Hm! – Und wie gehts mit den Kranken?«

»Wie zuvor. Gebessert hat sich ihr Zustand nicht, eher verschlechtert.«

»Wollen sehn.«

Der Arzt trat zu der Frau und untersuchte sie flüchtig.

»Allerdings noch nicht besser«, sagte er.
»Ich kann Ihnen nur immer wieder raten, sorgen Sie für Wärme! – Und wie stehts mit der Arznei?«

»Ich habe sie noch nicht geholt.«

»Nicht? – Warum nicht? Ich habe doch die Anweisung dazu ausgefertigt und angeordnet, sie in die Apotheke zu tragen.«

Wilhelmi richtete sich auf.

»Angeordnet schon, Herr Doktor, und ich war auch dort, doch verweigerte man mir die Arznei, weil ich die drei Mark dafür nicht zahlen konnte. Überdies bin ich noch vier Mark schuldig für die vorherige

Arznei. Woher soll ich das Geld nehmen?
Ich habe keinen Pfennig in der Tasche.«

»Das ist freilich schlimm!« seufzte der
Arzt. »Aber die Arznei wird dringend
gebraucht. Was tun wir da?«

»Vielleicht weiß ich einen Ausweg, Herr
Doktor. Sie sind doch nicht nur
Knappschafts-, sondern auch Armenarzt.
Könnten Sie nicht befürworten, daß ich das
Heilmittel umsonst erhalte – oder doch
wenigstens vorläufig nochmals geborgt?«

Dr. Werner zuckte die Achseln.

»Ja, freilich kann ich das versuchen. Es ist
– wie die Dinge hier liegen – sogar meine
Pflicht. Aber den Erfolg will ich nicht
verbürgen, mein Bester. Sie wissen, die
Gemeinde ist arm. Sie muß bei solchen
Gesuchen immer erst diejenigen
berücksichtigen, die ganz ohne Verdienst
sind. Und Sie stehn immerhin noch in
Arbeit. Sagen Sie, haben Sie denn schon

einmal mit Herrn Seidelmann über Ihre Lage gesprochen?«

Das Gesicht Wilhelms verdüsterte sich, und seine Lippen preßten sich aufeinander.

»Ja«, antwortete er. »Er will nicht, daß sich seine Arbeitnehmer an den Armenarzt wenden.«

»Das Recht dazu ist ihm nicht abzusprechen, solange er seine Leute einigermaßen bezahlt. Meines Erachtens gibt es für Sie nur einen Rat: Suchen Sie sich andre Arbeit!«

»Ich habe nichts andres gelernt.«

»So zeichnen Sie für einen andern Unternehmer!«

»Gibt es hier einen? Und so leicht findet man auch nicht Arbeit, wenn man bei Seidelmann aufhört. Dafür sorgen die Herren Seidelmann schon.«

Das abgehärmte Gesicht Wilhelms hatte einen starren Ausdruck angenommen. Er war jedenfalls ein braver Mann, aber unter dem Druck böser Erfahrungen verschlossen und verbittert geworden.

»So entscheiden Sie sich!« meinte der Arzt.
»Soll ich Sie als Hilfsbedürftigen melden?«

»Ich bin nun wieder unschlüssig geworden. Herr Doktor. Was dann, wenn ich daraufhin keine Arbeit mehr bekomme?«

Einen Augenblick überlegte der Arzt.

»Und wie wäre es«, schlug er vor, »wenn Sie sich von Herrn Seidelmann einen kleinen Vorschuß geben ließen?«

»Den erhalte ich nicht. Er hat mir schon vier Mark vorgestreckt.«

»Heiliger Himmel!« rief der Arzt außer sich. »Das ist ja rein zum Verzweifeln!«

Er wendete sich wieder den Lagerstätten am äußersten Zimmerende zu und begann,

die Kranken, diesmal auch die Kleinen,
genauer zu untersuchen. Doch er fuhr schon
nach wenigen Augenblicken wieder hoch.

»Aber Wilhelmi! – Das eine Kind ist ja am
Ersticken! Haben Sie denn das nicht
gemerkt? Hier muß sofort geschnitten
werden!«

Der Musterzeichner fuhr mit der Hand nach
dem Herzen.

»Doch, Herr Doktor. Aber Sie können mir
keinen Vorwurf machen. Ich habe nicht
weniger als fünfmal zu Ihnen geschickt,
und einmal bin ich selber bei Ihnen
gewesen.«

»Ja, ja, ich war nicht daheim.«

»Ich habe Ihrer Frau erzählt, wie die Dinge
hier stehn, und Sie haben mir durch sie
sagen lassen, daß Sie kommen würden,
wenn es nötig sei.«

»Wie konnte ich ahnen, daß es so dringlich war!«

»Man hat Ihrer Frau mitgeteilt, daß das Leben des Kindes auf dem Spiel steht.«

»Nun ja«, beschwichtigte der Arzt, während er sein Besteck aus der Tasche zog, dazu ein Fläschchen mit einer keimtötenden Lösung. »Jeder, der zu mir kommt, pflegt seine Angelegenheit so dringlich wie möglich darzustellen. Wenn man da immer gleich springen wollte, wäre man in einem Monat totgehetzt. Und nun kommen Sie her, und halten Sie das Kleine! Ich werde den Schnitt vornehmen.«

Der Musterzeichner gehorchte, und der Arzt machte im Rachen des kranken Kindes einen Schnitt, so daß es wieder einigermaßen frei atmen konnte.

»So«, sagte er dann. »Nun will ich Ihnen erklären, wie Sie dem Kind die nötige Nahrung zuführen. Sie verschaffen sich ein Stück Darm und binden es an eine

Federspule. Diese wird dem Kranken in den Mund gesteckt, und in den Darm gießen Sie Milch.«

»Milch?«

»Ja, und Fleischbrühe.«

»Schön! Fleischbrühe!« nickte der Musterzeichner grimmig.

»Besonders notwendig aber ist die Arznei. Die müssen Sie unbedingt holen. Die Frau bekommt zweistündlich einen Eßlöffel voll und jedes Kind halb soviel.«

»Dann ist beim drittenmal Einnehmen die Flasche für drei Mark verbraucht.«

»So holen Sie noch eine zweite! Ich werde sofort die nötigen Schritte in Ihrer Angelegenheit unternehmen und im Gemeindeamt vorsprechen. Wegen Milch und Fleischbrühe schicken Sie Ihre Schwiegermutter zu meiner Frau! Und dann sehn Sie zu, daß Sie von Seidelmann recht

bald Ihren Lohn bekommen, damit Sie Holz und Kohlen und weitere Lebensmittel einkaufen können! Vielleicht gibt er Ihnen doch noch einmal einen kleinen Vorschuß dazu. Sie müssen die Zähne zusammenbeißen, Wilhelmi, und den Mut nicht verlieren! So geht das hier nicht weiter.«

Dr. Werner ging.

Der Musterzeichner trat an das zugefrorene Fenster, hauchte eine Öffnung ins Eis und blickte dem Arzt nach. Es war ihm, als müsse er sich durch einen wilden Schrei Luft machen. Plötzlich faltete er unwillkürlich die Hände.

»Herr, hilf uns! Wir verderben!«

Dieses Stoßgebet wollte sich ihm auf die Lippen drängen, aber er unterdrückte es wieder. Früher hatte er gebetet, später aber, im tiefsten Elend, war ihm der Glaube an Gott und die Menschen zerschlagen worden.

Da fühlte er plötzlich eine Hand auf der Schulter. Seine Schwiegermutter war zu ihm getreten. Sie war eine gläubige Frau; sie hatte mit ihm gedarbt, gelitten und gefroren und hatte trotzdem noch stets ein Trostwort für ihn gefunden. Sie kannte ihn und wußte, was in ihm vorging. Sie hatte das alte, zerlesene Gesangbuch in der Hand, hielt dem Verzweifelten, ohne ein Wort zu sagen, eine aufgeschlagne Seite vor und deutete mit dem hageren, abgezehrten Finger auf eine Stelle, die irgendein Trostwort enthielt.

»Was soll das?« fragte er bitter. »Laß doch das alte Buch! Das kann uns keine Hilfe bringen!«

»Das Buch nicht«, beharrte die Greisin, »wohl aber der, von dem darin die Rede ist.«

»Gott?« Es zuckte verächtlich um die Lippen des Mannes.

»Mein Sohn, versünde dich nicht!«
mahnte die Alte. »Er ließ Elias durch die
Raben speisen; er sättigte fünftausend
Menschen mit fünf Broten und zwei
Fischen, darum –«

»Laß gut sein, Mutter!« fiel ihr der
Schwiegersohn in die Rede. »Ich wäre froh,
wenn ich jetzt nur ein Brot hätte – auf die
Fische verzichte ich von vornherein! Hast
du gehört, was der Doktor sagte? Milch,
Fleischbrühe und vielleicht auch Arznei
will er mir fürs erste verschaffen. Dann
aber kommen neue und immer neue
Ausgaben. Und weißt du, wieviel Geld ich
habe?«

»Vorläufig keins.«

»Keinen Heller! Keinen roten Pfennig! –
Na, dann kauf du mal dafür Holz, Kohlen,
Licht! Und ohne Licht kann ich in der
nächsten Nacht nicht arbeiten und muß
doch die Musterzeichnungen zu Ende
bringen.«

»Willst du es nicht noch einmal mit Seidelmann versuchen?« bat die Alte vorsichtig. »Der Arzt ermahnte dich auch dazu.«

»Es hat ja doch keinen Zweck. Seidelmann gibt nichts.«

»So erinnere ihn an die Hilfskasse!«

»Welche Hilfskasse?«

»Die Armenkasse, für die man am Sonntag gesammelt hat.«

Wilhelmi wollte grimmig auflachen.

»Ich war am Sonntag nicht in der Schenke, als der Rentner seinen Vortrag hielt; aber ich denke, bei der hiesigen Armutei wird nicht viel zusammengekommen sein.«

»O doch, ein jeder hat gegeben! Es hat sich schwerlich einer ausgeschlossen.«

»Ah! Du also wohl auch nicht?«

Die alte Frau errötete, als wäre sie bei einem schlechten Streich ertappt worden.

»Konnte ich anders?« fragte sie scheu.

»Ich denke, du hast kein Geld?«

»Zwei Pfennige hatte ich. – Komm, laß dir erzählen! Als du dachtest, ich schlief, habe ich für die Frau des Lehrers ein Paar Strümpfe gestrickt. Das kann man auch im Dunkeln.«

Wilhelmi zog die Brauen zusammen.

»So, so – statt im Bett, das fast nur noch ein Lumpenhaufen ist, auszuruhen und dich einigermaßen zu erwärmen, opferst du Ruhe und Gesundheit! Wieviel hat dir denn die heimliche Arbeit eingebracht?«

»Dreißig Pfennig.«

»Gut! Das ist dein Verdienst, und ich habe nicht danach zu fragen, wie du das Geld verwendest. Aber neugierig bin ich doch, was du damit gemacht hast.«

»Das will ich dir lieber nicht sagen«, versuchte die Greisin auszuweichen. Als der Mann aber die Stirn kraus zog, fuhr sie schnell fort: »Du erinnerst dich doch, daß ich dieser Tage im Kommodenkasten hinten unter alten Sachen ein paar Zigarren gefunden habe?«

»Ja. Sieben Stück. Ich muß sie in glücklicheren Zeiten einmal hineingelegt und dann vergessen haben.«

»Meinst du?« lächelte die Alte. »Nun, ich will dir die Wahrheit sagen. So etwas vergißt ein Raucher wie du wohl nicht! Du hattest kurz vorher geäußert, du möchtest um alles gern wieder einmal eine Zigarre rauchen.«

»Na ja, man läßt sich eben einmal gehn, und dann fahren solche dumme Worte heraus.«

»Nun sieh, daraufhin habe ich mich nach einer Arbeit umgesehn, um ein paar Pfennige zu verdienen.«

Wilhelmi starrte die Greisin an, als wollte er ihr auf den Grund der Seele schauen.

»Und was hast du mit dem Geld gemacht?«
fragte er langsam.

»Zigarren gekauft – pst, nicht schimpfen!
Nur von der billigsten Sorte, sieben Stück
für achtundzwanzig Pfennige.«

»Und dann sagtest du, du hättest sie
gefunden?«

»Ja.«

Ihre Augen glänzten. Sie hatte mit den
Ihren gehungert und gedarbt, sie hatte
Nächte geopfert, um ihrem Schwiegersohn
einen unbesonnen ausgesprochenen Wunsch
zu erfüllen. Ihn übermannte die Rührung.
Er mußte sich abwenden, um die
aufsteigenden Tränen zu verbergen. Dann
aber drehte er sich rasch wieder um, zog die
Greisin an sich und drückte ihr einen Kuß
auf die weißen Haare.

»Mutter«, sagte er, »wahrhaftig, du bist eine rechte Mutter! – Und – das mit den Zigarren – das verpflichtet mich. Du bist so selbstlos und opferbereit, und ich mag mich nicht von dir beschämen lassen. Ich gehe zu Seidelmann. Es ist ein schwerer Gang, aber wenn ich dabei an deinen Strickstrumpf und deine Zigarren denke, dann wird er mir leichter werden.«

»Wann willst du gehn?«

»Jetzt gleich! Sonst schwindet womöglich mein Mut wieder.«

»Recht so!« lobte die Alte. »Meine Großmutter sagte immer: Tu das Schwerste zuerst!«

*

Martin Seidelmann befand sich in seinem Geschäftszimmer und blickte kaum auf, als der Musterzeichner Wilhelmi höflich anklopfte und bescheiden über die Schwelle trat.

»Bringen Sie die neuen Muster?« fragte Seidelmann über die Schulter hinweg.

Dem Zeichner sank bei diesem Ton sogleich wieder der mühsam errungene Mut.

»Noch nicht«, gestand er zaghaft. »Sie werden erst morgen früh fertig.«

»So. Was verschafft mir dann schon heut die Ehre?«

Wilhelmi wollte bei dem verletzenden Spott, der aus dieser Frage klang, beleidigt auffahren, aber er dachte an die sieben Zigarren, an all das Elend daheim und beherrschte sich.

»Meine Frau liegt mit den Kindern schwer krank darnieder. Soeben war der Arzt da und sagte, ich müßte unbedingt für Heizung, kräftige Nahrung und vor allem für Arznei sorgen. Er hat sich bereit erklärt, mir fürs erste unter die Arme zu greifen. Weiterhin aber müsse ich mich selber

kümmern. Und so bin ich denn – so habe ich – ach, Herr Seidelmann, sehn Sie mich doch nicht so finster an, als wäre ich Ihr schlimmster Feind! Sie sollen mir doch helfen! Ich weiß keinen andern Rat. Morgen früh bringe ich die Muster. Heut aber brauche ich dringend ein paar Mark. Würden Sie mir das Geld nicht vorschießen, Herr Seidelmann?«

»Nein«, klang es kurz und kalt zurück.

»Der Betrag ist Ihnen doch sicher.«

»Sie sind mir schon vier Mark schuldig.«

»Gewiß, aber Sie sind reich, und Ihnen ist es doch gleich, ob Sie mir morgen vier Mark oder acht oder zehn abziehn.«

»Nein, das ist mir nicht gleich. Ein Geschäftsmann muß streng nach kaufmännischen Grundsätzen handeln. Weicht er davon ab, so hat er bestimmt Verdruß davon.«

»Ich bin mir nicht bewußt, Ihnen jemals Verdruß bereitet zu haben«, wendete Wilhelmi ein.

»O doch, mein Bester!«

»Wann wäre das gewesen?«

»Jetzt, soeben! Sie wissen, daß es mein Grundsatz ist, niemals Vorschüsse zu gewähren. Ich habe mich bei Ihnen zu einer Ausnahme verleiten lassen, und schon verlangen Sie, anstatt zurückzuzahlen, einen zweiten Vorschuß. Das ist verdrießlich genug, mein Lieber! Wenn ich das einreißen ließe, hätte ich am Ende den Verlust zu tragen, und Sie kämen gar nicht aus den Schulden heraus. Sehn Sie ein, daß ich Ihnen um Ihres eignen Wohles willen die Bitte abschlagen muß?«

»Aber, Herr Seidelmann! Stellen Sie sich doch vor: die Kranken? Die Kälte! Ich brauche doch den kleinen Betrag, bei Gott, zur Linderung der allerhöchsten Not!«

»Erzählen Sie keine Geschichten, mein Freund!« wehrte der Kaufmann ärgerlich ab. »Ihr kleinen Leute steckt immer in der allergrößten Not und denkt, daß wir, die wir uns durch Tüchtigkeit und zähe Sparsamkeit hochgearbeitet haben, nur dazu da sind, eure verluderten Familienkassen wieder in Schuß zu bringen. Laßt mich mit euerm Gejammer in Frieden! Haltet lieber eure Einkünfte besser zusammen!«

Wilhelmi biß sich auf die Lippen. Er verschluckte eine bittere Entgegnung, denn er dachte wieder an daheim, vor allem an den Rat, den ihm die Greisin gegeben hatte.

»Nun, so komme ich mit einer zweiten Bitte«, würgte er hervor.

»Noch eine? Sie wird doch nicht etwa mit der ersten verwandt sein?«

»Leider doch«, gestand der Zeichner; beim Weitersprechen vermochte er nicht ganz das Zittern seiner Stimme zu verbergen.

»Los denn!« drängte Seidelmann ungeduldig. »Sie sehn, ich habe keine Zeit für unnütze Redereien.«

»Herr Seidelmann, Sie kennen mich. Es kann mir kein Mensch etwas Unrechtes nachsagen. Ich habe stets Ehrgefühl bewiesen, und war ich einmal in Not, so ließ ich es keinen Menschen merken. Ich habe noch nie gebettelt. Mein ganzes Wesen sträubt sich dagegen ...«

»Zur Sache! Sparen Sie sich die lange Einleitung! Was wollen Sie?«

»Heut ist mir das Wasser bis an den Hals gestiegen, Herr Seidelmann«, fuhr Wilhelmi fort, indem er sich selbst gleichsam vorwärtspeitschte von Satz zu Satz. »Ich muß für die Meinen stehn; ich bin Familienvater. Darum darf ich nichts unversucht lassen, um Rat zu schaffen. Sie verweigern mir den Vorschuß. Gut, ich bescheide mich. Aber ich frage: würden Sie mir auch eine kleine Unterstützung, ein – Almosen verweigern?«

»Ein Almosen? Wie meinen Sie das?«

»Ich dachte an ein Geschenk aus der Armenkasse, für die Ihr Herr Bruder am Sonntag gesammelt hat.«

»Das ist nicht meine Sache. Da müssen Sie sich an meinen Bruder wenden. Er ist freilich im Augenblick nicht zu sprechen. Kommen Sie am Abend wieder!«

Zu den Zügen Wilhelminis spiegelten sich Schreck, Qual und Verzweiflung.

»Herr Seidelmann«, stöhnte er. »Sie wissen nicht, was Sie von mir verlangen! Ich soll bis zum Abend warten, mich zermartern in Sorge und Ungewißheit. Das ist zu viel! Das ertrage ich nicht! Ich flehe Sie an, machen Sie mit mir eine Ausnahme! Ihr Herr Bruder ist ein guter Mann; er würde mich bestimmt nicht abweisen, und er wird Ihnen sicherlich nicht zürnen, wenn Sie einmal zu meinen Gunsten ohne seine Genehmigung über einige Mark verfügen.«

»Mensch, wie denken Sie sich das eigentlich?« brauste Seidelmann auf. »Ich verwalte zwar die Kasse, darf Zahlungen aber nur auf Anweisung des Vorstehers leisten. Außerdem möchte ich Sie fragen, ob Sie an der Versammlung am Sonntag überhaupt teilgenommen haben?«

»Nein«, gestand der Zeichner. »Ich hatte meine Arbeit und ...«

»Schon gut!« unterbrach ihn Seidelmann. »Da die Dinge so liegen, brauchen Sie sich keine Hoffnungen zu machen – Sie werden nichts bekommen.«

»Mein Gott, weshalb nicht?«

»Weil selbstverständlich die Teilnehmer an der Versammlung, die sich zu den hohen Zielen meines Bruders bekannt haben, zuerst berücksichtigt werden müssen, und Sie können sich denken, daß genug Gesuche solcher Art eingehn.«

Wilhelmi holte tief Atem.

»Das verstehe ich, Herr Seidelmann«, sagte er gedrückt. »Die Not hier im Gebirge ist groß. Aber Sie dürfen mir glauben, daß meine Familie augenblicklich zu denen zählt, die eine Unterstützung am dringendsten brauchen. Nein, bitte, lassen Sie mich ausreden! Ich selber konnte die Versammlung am Sonntag unmöglich besuchen, aber meine Schwiegermutter ist dort gewesen. Ich weiß bestimmt, daß sie für die Sammlung, die da veranstaltet wurde, sogar ihre letzten zwei Pfennige geopfert hat. Also gehört sie auf alle Fälle zu denen, die sich durch die Tat zu den hohen Zielen Ihres Herrn Bruders bekannt haben. Nehmen Sie darum an, ich spräche im Namen der alten Frau, die mit mir Not leidet! Wäre es nicht auf diese Weise zu bewerkstelligen, daß ...«

»Sie sind sehr erfinderisch, mein lieber Wilhelmi«, lächelte Seidelmann, und ein häßlicher, grausamer Zug erschien dabei in seinem Gesicht. Es sah aus, als weidete er sich bewußt an den Qualen des Mannes, der da als demütiger Bittsteller vor ihm stand,

als empfände er Genugtuung darüber, dem Zeichner diese bittere Stunde bereiten zu können. »Sie entdecken immer neue Winkelzüge, um einen Ausweg aus Ihrer Verlegenheit zu finden. Ich muß Ihnen jedoch erklären, daß es so, wie Sie sich das denken, nicht geht.«

In diesem Augenblick hob Wilhelmi den Kopf. Ein, zwei Sekunden lang las er in den Zügen seines Peinigers, und er erschrak. Was ihm hier entgegenblitzte, war unerbittliche Härte. Da war gewiß keine Hilfe zu erhoffen.

Die Gestalt des Zeichners straffte sich. Der feste Entschluß, sich nicht länger unnütz quälen zu lassen, prägte sich in seinen Mienen aus. Schon tat er den Mund auf zu dem entscheidenden Wort, das die fruchtlose Unterredung beenden sollte, da lenkte Seidelmann, der im Gesicht und in der Haltung des andern zu lesen schien, plötzlich ein.

»Wilhelmi«, sagte er und stellte sich vor den Zeichner hin. »Sie wissen, daß ich Ihnen stets wohlgesinnt war.«

Der Angeredete blickte ihn mißtrauisch an, denn diesen Ton kannte er an dem Kaufmann nicht.

»Ist es so oder nicht?« fuhr Martin Seidelmann fort.

»Sie wissen anderseits auch, daß ich stets gut gearbeitet habe«, antwortete Wilhelmi ausweichend.

»Arbeit hin, Arbeit her – Ihretwegen kann ich meine Grundsätze nicht umstoßen; aber die Sache läßt sich vielleicht auf andre Weise regeln. Wie haben Sie jetzt gearbeitet? Nach den Farben oder ins Ganze?«

»Ins Ganze.«

»So sind also einige Muster von den fünf fertig?«

»Vier bereits. Das letzte habe ich gestern vormittag angefangen.«

»So schneiden Sie doch die vier ab und bringen Sie mir die Blätter herüber! Ich kann Ihnen dann Ihren Lohn zahlen, ohne meine Grundsätze zu verletzen und mich der Gefahr eines Verlustes auszusetzen.«

»Das wäre ein Ausweg!« atmete Wilhelmi erleichtert auf. »Daran habe ich noch gar nicht gedacht.«

»Also, gehn Sie! Ich werde Sie hier erwarten.«

Wilhelmi eilte fort und kam nach kurzer Zeit atemlos wieder.

»Na, lassen Sie sehn!« sagte Seidelmann gnädig.

Er nahm die Blätter in die Hand und betrachtete sie. Sein Gesicht bekam dabei einen finstern, unzufriedenen Ausdruck. Er trat ans Fenster, um besser sehn zu können.

»Hm!« brummte er enttäuscht.

Wilhelmi fühlte plötzlich seine ganze Hoffnung schwinden. Und schon wandte sich Seidelmann zu ihm um.

»Sind das Erstzeichnungen?« fragte der Kaufmann, wobei er Wilhelmi prüfend ansah. »Ich meine: sind das Ihre eignen Entwürfe und Gedanken?«

»Gewiß!«

»Sie haben nicht etwa Ähnliches schon vorher gesehen?«

»Aber, Herr Seidelmann, was sollen diese Fragen? Alle Muster, die ich liefere, sind doch immer meine Erfindungen.«

»Hm! – In diesem Fall scheinen Sie sich zu irren. Besinnen Sie sich!«

»Ich kann mich keines Musters erinnern, das einem der vier ähnlich wäre.«

»So, so! Und doch lag eines hier, als Sie das letztemal bei mir waren.«

Wilhelmi zuckte wie unter einem Peitschenhieb zusammen.

»Das – das habe ich – nicht gesehen«, stotterte er.

»Es lag dort auf dem Tisch, grad vor Ihren Augen.«

»Bei Gott, ich weiß davon nicht das geringste.«

»Lassen Sie den lieben Gott aus dem Spiel, mein Lieber! Ich will Ihnen die Sache erklären. Ein Musterzeichner hatte bei mir um Arbeit nachgefragt und schickte mir eine seiner Zeichnungen ein. Sie lag da drüben auf dem Tisch, vor Ihrer Nase. Dort! Die Farben und Linien sind offenbar in Ihrem Hirn haften geblieben – vielleicht ohne daß Sie sich dessen bewußt waren.«

»Unmöglich!«

»Aber es muß doch so sein; denn alle diese vier Zeichnungen sind jenem Muster durchaus ähnlich.«

»So etwas – nein, Herr Seidelmann, so etwas könnte mir gar nicht zustoßen!«

»Verschwören Sie das nicht! Das kann sogar dem größten Künstler, dem besten und zuverlässigsten Arbeiter geschehn.«

»Wollen Sie bitte meine Zeichnungen mit der andern vergleichen?«

»Das geht leider nicht, denn ich habe die Zeichnung wieder zurückgeschickt.«

Wilhelmi ließ ratlos den Kopf sinken.

»Auch das noch!« stöhnte er.

»Ja, es ist schlimm für Sie, und Sie tun mir leid. Aber ich kann es nicht ändern. Unter diesen Verhältnissen ist Ihre Arbeit natürlich unbrauchbar für mich.«

Diesem harten Entscheid folgte ein kurzes Schweigen. Dann machte Wilhelmi noch einen letzten Versuch, seine Sache zu retten.

»Ist denn ein Vergleich meiner Arbeiten mit jener Zeichnung ganz und gar unmöglich, Herr Seidelmann?«

»Grad unmöglich nicht. Wir müßten Ihre Arbeit einsenden oder jenes Muster wiederkommen lassen. Was wäre Ihnen lieber?«

»Begreiflicherweise das zweite. Dann könnte ich mich selber überzeugen.«

»Hm, mein Bester, mißtrauen Sie mir etwa?«

»Aber, Herr Seidelmann, wie dürfte ich ...!«

»Schon gut. Bleiben wir bei der Sache! Selbst im günstigsten Fall verstreicht Zeit. Für jetzt muß ich also dabei bleiben, daß ich Ihre Arbeit nicht brauchen kann.«

»Und – und das Geld?«

»Sie können doch nicht verlangen, daß ich eine Arbeit bezahle, die für mich wertlos ist.«

Der Musterzeichner drehte die Mütze in den Händen. Er hätte gradhinaus schreien mögen vor Verzweiflung. Doch er bezwang sich und raffte sich noch zu einer letzten Frage auf.

»Und der Vorschuß, Herr Seidelmann?«

Martin Seidelmann fuhr entrüstet auf.

»Vorschuß? – Diese Frage habe ich jetzt allerdings nicht mehr erwartet! Ich habe Ihnen keinen Vorschuß gegeben, als ich überzeugt war, daß Sie morgen Arbeit bringen würden; ich kann ihn nun noch viel weniger gewähren, da ich weiß, daß Wochen vergehn, bevor Sie Neues liefern.«

»Und wovon soll ich bis dahin leben?«

»Da siehe du zu!« sagte Seidelmann in einem Tonfall, der auch den gutmütigsten und geduldigsten Menschen in Wut bringen mußte.

Die Zähne des Musterzeichners knirschten aufeinander.

»Wissen Sie, wem das Wort galt, das Sie da ausgesprochen haben?« fragte er mit bebender Stimme.

»Es ist eine Redensart.«

»Zur Redensart geworden, Herr Seidelmann. Ursprünglich ist es ein Bibelwort. Diese Antwort erhielt Judas Ischariot, als er seine Tat bereute und den Priestern die dreißig Silberlinge vor die Füße warf.«

»Mag sein.«

»Darauf ging er hin und erhängte sich. Soll ich etwa das gleiche tun?«

»Mein Lieber, was sollte Ihr Tod Ihrer Familie nützen?« fragte Seidelmann kalt, fast spöttisch. »Solche Lagen sind Prüfungen, aus denen der Mensch gestärkt und geläutert hervorgeht.«

»Oder in denen er untergeht. Wenn Gott wirklich die Liebe ist, so kann er einen Menschen nicht derart in Versuchung führen.«

»Das sind unnütze Erörterungen, für die ich keine Zeit habe. Bemühen Sie sich, bitte, nicht weiter!«

»Und was wird mit diesen vier Zeichnungen?«

»Die behalte ich einstweilen zum Vergleich mit jener andern Arbeit hier. So war es doch Ihr Wunsch. Sie bekommen dann Bescheid. Für heut sind wir fertig miteinander.«

Er wandte sich ab. Wilhelmi war es, als sei ihm die Kehle zugeschnürt. Er wankte hinaus. Draußen aber wehte ihm die

winterliche Kälte entgegen; das brachte ihn wieder zu sich. Er blieb stehn und blickte die Straße hinab.

Was nun? fragte er sich.

Er dachte an zu Haus, und ein Grauen überlief ihn, wenn er sich vorstellte, wie er nun dort mit leeren Händen über die Schwelle treten würde. Der Jammer der Seinen würde ihm wieder das Herz zerreißen, und er konnte ihnen keinen Trost zusprechen. Im Gegenteil, er mußte ihnen die furchtbare Botschaft bringen, daß er auch morgen und übermorgen und all die nächsten Tage kein Geld haben würde.

Eine namenlose Bitterkeit stieg in dem gequälten Mann auf. Er sollte wieder von vorn anfangen mit der Arbeit, sollte neue Muster ersinnen und ausführen! Daran war ja einfach nicht zu denken ohne Nahrung, ohne Licht, ohne eine warme Stube und ohne Geld für die Arznei, die den Kranken helfen sollte.

So trottete er gesenkten Hauptes dahin,
fand sich plötzlich vor seiner Wohnung und
weiterhin in der Stube, wo sein
Zeichentisch stand, wo in der Ecke die Frau
und die Kinder lagen. Die Schwiegermutter
brauchte ihn nicht nach dem Erfolg seines
Bittgangs zu fragen. Sie sah es ihm an, wie
die Dinge standen. Deshalb zog sie ihn
beiseite; er sollte ihr wenigstens so
berichten, daß es die kranke Frau nicht
hörte.

Als Wilhelmi der Greisin all sein Unglück
und seinen Jammer geschildert hatte, strich
sie ihm tröstend mit der welken Hand über
die Stirn.

»Und doch darfst du Mut und Gottvertrauen
nicht verlieren!« mahnte sie. »Bleib eine
Weile hier! Ich werde inzwischen zu Dr.
Werners Frau gehn und holen, was er uns
versprochen hat. Wenn ich wiederkomme,
übernehme ich die Wache bei den Kranken,
du aber machst dich einmal auf den Weg
nach der Roten Mühle zu deinem Bruder.
Wenn er dir auch nicht helfen kann, so

sprich dich wenigstens aus mit ihm! Auch das ist unter Umständen eine Wohltat!«

Wilhelmi nickte. Er war mit allem einverstanden und zu allem bereit; sein Wille und seine Tatkraft waren gebrochen.

So wartete er fast eine Stunde auf die Rückkehr der alten Frau. Als sie kam, brachte sie auf einem kleinen Handschlitten ein Brot mit, einen Topf mit Milch und einen mit Fleischbrühe, etwas Butter und sogar vier Eier. Auch einen Sack voll Kohlen und ein großes Bündel Holz schleppte sie herbei. Sie war voll Dank gegen die guten Arzteleute, die ihr das alles geschenkt hatten.

Unter ihren Reden, die auch beruhigend zu der Kranken hinüberklangen, heiterte sich die Stimmung des Zeichners ein wenig auf. Willig ließ er sich zur Tür hinausschieben und machte sich auf nach der Roten Mühle, zu seinem Bruder. Der befand sich zwar selber in Not, aber er war seelensgut. Er gab, wenn er auch nicht helfen konnte,

vielleicht einen Rat; und auf alle Fälle hatte
er wenigstens ein freundliches,
teilnehmendes Wort.

15. In der Roten Mühle

So schritt Wilhelmi auf dem Seitenweg aus dem Dorf hinaus, der zum Haingrund führte; doch ehe man diesen erreichte, kam man an eine Mühle, die als Rohbau aus roten Ziegeln errichtet war. Daher wurde sie in der Umgegend die Rote Mühle genannt.

Sie lag am Waldrand vor einem steilen Hang und war ein altes, halb verfallenes Gebäude. Der Müller hatte hier lange Jahre als Knappe gearbeitet und dann die Tochter seines Meisters geheiratet. So war die Mühle als Erbe auf ihn gekommen, allerdings mit allen Schulden, die darauf lasteten.

Der neue Müller war fleißig und geschickt und hatte bis vor etlichen Jahren die Hoffnung hegen dürfen, sich emporarbeiten zu können. Da aber hatte der Besitzer des Kohlenschachts ›Gottes Segen‹, Baron von

Wildstein, ganz in der Nähe eine riesige Dampfmühle nach amerikanischem Muster errichtet, und seit dieser Zeit stand die Rote Mühle oft wochenlang unbeschäftigt.

Wilhelmi schritt das Tal entlang und sah bald den Rauch aus dem Schornstein des alten Bauwerks steigen.

Sie können sich wenigstens eine warme Stube leisten, dachte er bei sich.

Als er dann in den Flur des Hauses trat, stieg ihm ein angenehmer, verlockender Duft in die Nase.

Braten? wunderte er sich. Und noch dazu von Wild, wie es scheint. Wie kommt der Bruder dazu? Er wird doch nicht etwa ...

Wilhelmi klopfte an, und von drinnen erscholl ein lautes ›Herein‹! Der Besucher klinkte die Tür auf und fand seinen Bruder und dessen Frau beim Essen.

Der Müller war dem Zeichner ähnlich, aber viel besser genährt als jener; seine Frau war beinahe dick zu nennen. Dennoch sah man es den Gesichtern der beiden an, daß auch sie nicht von Sorgen verschont waren.

»Du kommst grad zur rechten Zeit!« rief der Müller. »Da, setz dich und iß mit uns!«

»Das duftet ja nach Wildbraten!«

»Rehkeule ist es!«

»Wie kommst du denn zu solch einem teuren Essen?«

»Ein Geschenk.«

»Von wem?«

»Das ist mein Geheimnis.«

»Dann – möchte ich doch lieber nicht ...«

»Unsinn! Ich bin nicht unter die Wilddiebe gegangen. Setz dich nur und greif zu!«

Der Zeichner gehorchte, freilich noch ein wenig zögernd. Die Müllerin holte einen Teller nebst einem Besteck für ihn und nahm dann wieder am Tisch Platz.

Wilhelmi hatte seine Bedenken wegen der Herkunft des Bratens bald überwunden. Er griff heißhungrig zu und schnitt sich ein Stück ab. Doch als er im Begriff stand, den ersten Bissen zum Mund zu sichren, zögerte er plötzlich wieder.

»Was denn?« fragte der Müller.

»Ich kann nicht. – Meine Frau und meine Kinder!«

Er legte Messer und Gabel wieder aus der Hand und lehnte sich seufzend zurück.

Der Müller schüttelte verwundert den Kopf, die Frau aber nickte vor sich hin.

»Ich glaube, ich weiß, was ihm fehlt. Er kann nicht essen, weil Frau und Kinder zu

Haus nichts zu beißen haben. Nicht wahr, Schwager?«

»Ja«, gestand der Zeichner. »Ich würde an dem Bissen ersticken.«

Sein Bruder lachte verlegen.

»Ja, ja, so bist du! Äußerlich ein harter Kerl und innerlich weich wie Gänseschmalz. Aber wenn es nur das ist, so greif getrost zu! Wir haben auch für deine Frau und deine Kinder noch genug. Wir haben ein ganzes Reh geschenkt erhalten.«

»Ein ganzes Reh? Etwa vom Förster Wunderlich? Dem sähe eine solche Guttat ähnlich, und wenn er sich darum selber ein Paar leckre Mahlzeiten versagen müßte.«

»Ich sage jetzt nicht ja und nicht nein. Erst essen wir; und dann sollst du alles erfahren.«

Wilhelmi ließ sich nun nicht länger bitten, und in kurzer Zeit hatte er sein Stück

Fleisch verzehrt.

»Du schlägst ja heut eine mordsmäßige Klinge!« lachte der Müller. »Hast wohl Fastenzeit gehabt?«

»Allerdings«, seufzte der Bruder. »Mir ists die letzte Zeit elend ergangen.«

»Und da kommst du nicht früher zu uns?«

»Was sollte ich bei euch? Ich weiß doch, ihr habt selber eure Sorgen.«

Die Müllerin musterte ihren Schwager mit einem teilnahmsvollen Blick.

»Geht es wirklich so schlecht zu Haus?« fragte sie leise.

»Leider«, nickte der Zeichner. »Uns ist es nicht so wohl geworden wie euch. Ihr habt einen Braten, eine warme Stube und – wie ich am Klappern der Mühle höre – auch Arbeit.« »Gott sei Dank, Arbeit haben wir!« sagte der Müller. »Wenn es nur so bliebe!«

Die Müllerin ließ den Kopf sinken, als wollte sie eine Bemerkung unterdrücken, die sich ihr auf die Lippen drängte.

In diesem Augenblick ertönte draußen die Klingel. Der Müller mußte hinaus, um frisch aufzuschütten.

»Dir liegt eine Sorge auf dem Herzen?«
forschte der Zeichner, als er mit der Müllerin allein war.

»Und schwer!« seufzte die Frau.

»Darf man erfahren, was es ist?«

»Er wird es dir wohl selber sagen. Und ich bitte dich um Gottes willen, Schwager, rate ihm ab!«

»Plant der Bruder etwas Schlimmes?«

»Ja, ja! Tu mir den Gefallen und biete alles auf, ihn davon abzubringen!«

Gleich darauf wurde das Gespräch der beiden wieder unterbrochen; der Müller

kam zurück und warf einen fragenden Blick auf seine Frau.

»Na, sie hat dir wahrscheinlich schon ihre Not geklagt«, meinte er gutmütig lächelnd.
»Trag ab, Pauline, und komm bald wieder! Eheleute müssen aufrichtig sein gegeneinander. Du sollst auch hören, was der Bruder dazu sagt.«

Sie räumte ab und nahm dann wieder bei den beiden Männern Platz.

»Also daheim gehts schlecht?« begann der Müller.

»Schlechter als jemals.«

»Daß ihr nichts zu beißen habt, hast du schon gesagt. Bei uns wars übrigens auch so weit.«

»Und die Frau und die Kinder liegen krank auf den Tod.«

Der Müllerin traten die Tränen in die Augen. Wilhelmi sah es, und nun war es

ihm nicht mehr möglich, sich selber zu beherrschen. Er legte die Arme auf den Tisch, bettete den Kopf darauf und weinte still in sich hinein.

Der Müller wollte ein tröstendes Wort sprechen, aber seine Frau winkte ihm ab. Sie hatte recht. Wenn man, sich einmal ausweint, wird das Herz leicht.

So ließen sie den Zeichner gewähren, bis er den Kopf von selber wieder hob und sich die Tränen trocknete.

»Ihr dürft euch nicht wundern, daß es hier einmal losbricht«, sagte er, als müßte er sich entschuldigen. »Daheim darf ich mir doch nichts merken lassen.«

»Recht so, Schwager«, nickte die Müllerin. »Schütte uns nur getrost dein Herz aus!«

So redete sich Wilhelmi denn seinen ganzen Jammer von der Seele. Zum Schluß erzählte er auch ausführlich, wie es ihm bei Martin Seidelmann ergangen war.

Da schlug der Müller plötzlich mit der Faust auf den Tisch.

»Das ist schlecht, grundschlecht! Das hätte ich ihm nicht zugetraut – denn zu uns ist er freundlich gewesen.«

»Zu euch? Inwiefern?«

»Er hat uns Arbeit geschickt. Wir mahlen für ihn; darum geht heut unsre Mühle nach langer Zeit einmal wieder.«

»Für Seidelmann?« staunte der Zeichner.
»Wozu braucht er denn soviel Mehl, und woher nimmt er die Körner? Seine Familie ist doch nicht so groß, daß er wegen des Brotmehls zum Müller gehn muß.«

»Es ist Berechnung dabei. Er hat Getreide von jenseits der Grenze erhalten; ich mahle es, und er verkauft das Mehl im großen. Er sagt, er käme dabei gut auf seine Kosten.«

»Wo liegt denn das Getreide?«

»Oben in der Dampfmühle. Die können es aber allein nicht schaffen, weil die Sache eilt, und deshalb soll ich helfen. So habe ich denn für längere Zeit zu tun, und er hat mir, um das Geschäft festzumachen, gleich hundert Mark Vorschuß gegeben.«

»Hundert ...? Unglaublich! Das sieht ihm doch gar nicht ähnlich!«

Die Müllerin warf ihrem Mann einen verstohlenen Blick zu, winkte mit den Augen zum Schwager hinüber und machte dann so, daß der Zeichner es nicht merkte, mit den Fingern die Gebärde des Geldzählens.

»Du siehst also«, fuhr der Müller daraufhin fort, »daß wir für die nächste Zeit keine Sorgen haben. Hm – vierzig Mark könnte ich schließlich entbehren. Wenn du sie brauchst, kannst du sie haben.«

Wilhelmi sprang vom Stuhl auf und starrte den Bruder und die Schwägerin an wie ein Träumender.

»Herr des Himmels – vierzig Mark! – Das kann – das kann doch nicht Wirklichkeit sein!«

Es hatte fast den Anschein, als wäre der Auftritt dem Müller peinlich.

»Nun?« fragte er. »Willst du?«

»Und ob ich will! Oh, das werde ich euch nie vergessen! Jetzt wird mir leichter ums Herz! Nun können wir essen und heizen und auch Arznei kaufen! – Ich bin wie neugeboren. Es ist mir, als wäre mir ein rettender Engel erschienen.«

»Na, na«, lächelte die Müllerin. »Wir sind auch nur Menschen, und überdies ists ja unsre Pflicht zu helfen, wenn es möglich ist.«

»O du gutes Herz! – Aber nun laßt mich fort! Daheim sind sie im Elend! – Ich darf sie keine Sekunde länger in Sorgen lassen!«

Der Zeichner wollte sich schon nach der Tür wenden, obwohl er ja die vierzig Mark noch gar nicht erhalten hatte; der Müller jedoch wehrte ab und deutete auf den Stuhl, von dem der Bruder aufgestanden war.

»Noch ein Weilchen!« bat er. »So schlimm es bei dir zu Haus auch aussehen mag, ein paar Minuten werden sie es schon noch aushalten. Ich muß dir etwas erzählen und dich dann um deinen Rat fragen, denn ich möchte gern wissen, was du zu der Sache meinst.«

Der Zeichner setzte sich wieder, und der Müller kratzte sich verlegen hinterm linken Ohr.

»Na, Pauline«, wendete er sich schließlich an seine Frau, »wie soll ich nun anfangen? 's ist doch eine sehr bedenkliche Geschichte!«

»Ja«, nickte sie, »eine sehr bedenkliche Geschichte!«

»Worum handelt es sich denn?« fragte
Wilhelmi.

»Hm! Um ein Geschäft.«

»Mit wem?«

»Mit – hm! – na, heraus damit: mit dem
Buschgespenst!«

Der Müller sah seinem Bruder
erwartungsvoll ins Gesicht. Er meinte, sein
Geständnis müsse auf den Zeichner wirken
wie der bekannte Blitz aus heiterm
Himmel. Aber er sah sich in dieser
Erwartung getäuscht. Wilhelmi erschrak
nicht, er schnellte nicht vom Stuhl auf, es
kam auch kein Wort der Überraschung über
seine Lippen. Nur ein kurzes Aufblitzen in
seinen Augen verriet, daß die
ungeheuerliche Mitteilung überhaupt
Eindruck auf ihn gemacht hatte.

»So, so«, sagte er dann erstaunlich ruhig.
»Hat dir der Anführer der Pascher einen
Boten geschickt?«

»Nein; er ist selber zu mir gekommen.«

»Wann?«

»Am Sonntag.«

»Erzähl mir das, bitte, ausführlich!«

»Nun, du weißt, daß meine Frau und die Försterin gut bekannt sind miteinander. Am Sonntagabend ging Pauline ins Forsthaus, und ich blieb bis kurz vor Mitternacht allein. Da klopfte es plötzlich draußen an den Fensterladen. Ich dachte, es wäre Pauline, und wunderte mich darüber: denn sie hatte meines Wissens einen Hausschlüssel mitgenommen. Als ich aber dann die Haustür öffnete, stand zu meiner Überraschung ein Mann vor mir. Es war das Buschgespenst.«

»Hast du das sogleich erkannt? Wie sah es denn aus?«

»Zuerst konnte ich allerdings nichts unterscheiden, denn der Fremde schob sich

ohne weiteres an mir vorbei ins Haus, und ich hatte kein Licht im Flur. »Sie sind allein?« fragte er mich. »Ich weiß, Ihre Frau ist beim Förster, und ich benutze diese Gelegenheit, mit Ihnen zu reden. Lassen Sie mich hinein in die Stube!« Er ging voran, und ich folgte ihm. Da stand er denn vor mir, grad so, wie er immer beschrieben wird: die Hosen in den Schaftstiefeln; kurze Joppe und Hut; vor dem Gesicht eine schwarze Maske. Seine Stimme klang hohl unter der Larve hervor.«

»So, so!« machte Wilhelmi wieder, noch immer so unbegreiflich ruhig. »Was wollte er denn von dir? Fast ahne ich es schon.«

»Nein, das kannst du nicht ahnen. Er verlangte etwas ganz Sonderbares von mir: den hinteren Keller!«

»Und du bist auf den Vorschlag, eingegangen?«

»Es war kein Vorschlag, sondern eine Forderung. Denkst du etwa, daß er mich

groß gefragt oder gebeten hat?«

»Nun, fragen mußte er dich doch.«

»Ist ihm nicht eingefallen. Er hat verlangt, daß ich ihm den Keller abtrete, und hat mir dafür zweihundert Mark Pacht jährlich geboten. Er hat mir auch sogleich die Hälfte der Pachtsumme ausgezahlt.«

»Aha! Dann ist also das Geld, das du mir borgen willst, vom Buschgespenst?«

»Nein. Du kannst es ruhig nehmen. Es ist von Seidelmann. Die hundert Mark vom Buschgespenst liegen noch unangerührt.«

»Aber weißt du denn auch, in welche Gefahr du dich begibst? Er wird deinen Keller als Niederlage für Pascherwaren benutzen wollen. Das ist doch klar.«

»O nein! Durchaus nicht! Und das ist mir eben das Unbegreifliche: er zahlt mir jährlich zweihundert Mark dafür, daß er meinen Keller – zuschütten darf! Später,

wenn unser Übereinkommen abgelaufen ist, kann ich ihn mir wieder ausgraben lassen.«

»Das begreife ich allerdings nicht«, gestand der Zeichner. »Vielleicht täuscht er dich?«

»Nein«, versicherte ihm der Bruder. »Er schüttet den Keller tatsächlich zu. Ich muß ihn bis heut abend geräumt haben und dann den Schlüssel steckenlassen. In vierzehn Tagen, so erklärte mir der unheimliche Besucher, kann ich mich davon überzeugen, daß der Keller wirklich zugeschüttet ist, und dann soll ich den Schlüssel wieder an mich nehmen. Du siehst also, daß Gefahr überhaupt nicht besteht.«

Der Musterzeichner schüttelte langsam den Kopf.

»Das wird sich erst zeigen müssen, meinte er nachdenklich. »Aber ich sehe ein, daß du dich vielleicht nicht weigern konntest. Das Buschgespenst pflegt seine Forderungen durch harte Drohungen zu unterstreichen.

Und wehe dem, der dem geheimnisvollen
Scheusal zu trotzen wagt!«

»Das ist es ja!« rief der Müller. »Das
Buschgespenst drohte mir mit dem Tod,
wenn ich mich weigern sollte, den Keller
herzugeben; andernfalls aber würde ich
bald merken, daß es sich mir nur zum
Besten wende. Ich schlug also ein, nachdem
er mir versprochen hatte, die Sache so
einzurichten. daß ich auf keinen Fall
irgendwelche Ungelegenheiten davon hätte.
Und nun kommt das Erstaunlichste an dem
ganzen Erlebnis. Bereits am nächsten Tag
erschien Seidelmann in der Mühle und
brachte mir Arbeit. Ist das nicht wie ein
Märchen?«

»Hm«, brummte der Zeichner. »Ich glaube
nicht an Märchen. Die passen besser für
Kinder als für unsereinen. Du sagst,
Seidelmann sei zu dir gekommen, und zwar
der Vater?«

»Der Vater. Ich habe dir ja schon
ausführlich erzählt, daß er das Getreide so

schnell gemahlen haben will, um das Mehl günstig verkaufen zu können, und so fort.«

»Und du denkst wirklich, daß Dieser Auftrag irgendwie mit dem Buschgespenst zusammenhängt?«

»Das ist doch gar keine Frage. In der Nacht erhalte ich das Versprechen, es würde mir wirtschaftlich besser gehn, wenn ich den Keller hergebe, und am andern Tag schon kommt dieser prächtige Auftrag. Das ist doch kein zufälliges Zusammentreffen.«

»Hm! Und wie erklärst du dir den Zusammenhang?«

»Darüber habe ich mir reichlich den Kopf zerbrochen, und dann kam mir mit einemmal die Erleuchtung. Wenn man die Sache recht besieht, ist sie eigentlich gar nicht so rätselhaft. Das Buschgespenst übt einen unerhörten Druck aus auf alle Menschen in Hohenthal und Umgebung. Es ist eine Art ungekrönter König hier im Gebirge. Die armen Leute sind ihm hörig

als Pascher, als Hehler, als Boten oder sonstwie, soweit das Buschgespenst sie eben braucht. Die andern läßt es in Frieden. Die es aber braucht, müssen ihm unbedingt zu Willen sein, sonst geht es ihnen so schlecht, daß sie gleich einen Strick nehmen und sich aufhängen können. Wohlgemerkt: die armen Leute! So dachte ich immer. Mein Fall aber hat mich eines andern belehrt. Daß Seidelmann so umgehend zu mir kam und mir den Auftrag brachte, muß bestimmt unter dem Druck des Buschgespenstes geschehn sein. Auch die Seidelmanns, die Reichsten im Ort und weit darüber hinaus, abgesehn vom Baron von Wildstein, auch diese Seidelmanns sind offenbar gezwungen, sich dem Willen des geheimnisvollen Buschgespenstes zu beugen. Wer weiß, welche Druckmittel der Pascherkönig selbst gegen den unabhängigen Unternehmer in der Hand hat. Wenn man das richtig durchdenkt, wird einem angst und bange. Und von diesem Gesichtspunkt aus gesehn, kann man es einem armen Teufel wie mir, dem Besitzer der Roten Mühle, nicht verdenken, wenn er

sich dem Drängen des Buschgespenstes nicht widersetzt hat.«

Der Müller schwieg und schaute erwartungsvoll auf seinen Bruder. Auch die Frau, die ängstlich der Unterhaltung gefolgt war, horchte nun nach dem Zeichner und seiner Entgegnung hinüber. Der aber starrte vor sich hin und tat den Mund nicht auf. Da rief ihn der andre an, als müßte er ihn aus einem Traum wecken.

»Du, so sag doch ein Wort! Was meinst du zu der Sache?«

Wilhelmi richtete sich auf.

»Was ich dazu meine? Ach so! Nun ja, du magst ja recht haben. Oder auch nicht. Die Hauptsache ist für dich, daß es dir besser geht. Erzähl nur weiter!«

»Da ist nicht mehr viel zu erzählen«, brummte der Müller. »Höchstens noch das von dem Reh. Ich fand es gestern abend vor der Haustür mit einem Zettel, darauf stand:

›Geschenk vom Buschgespenst‹. – Dumm war es übrigens«, fügte der Sprecher mit einem verlegenen Lächeln hinzu, »daß Pauline dazukam, als ich mit dem Buschgespenst verhandelte. Sie war leise in die Küche gehuscht und hörte von drüben alles mit an. Erst als das Buschgespenst fort war, kam sie hervor. Sie ist nun voller Angst. Aber ich meine, da haben Frauen nichts dreinzureden. So etwas ist Männersache.«

»O doch!« widersprach Frau Pauline. »Das Buschgespenst handelt gegen das Gesetz. Dieser Mensch ist nicht nur ein Pascher, sondern auch ein Mörder, und wer mit ihm ein Abkommen eingeht, der macht sich mit strafbar.«

»Aber, Frau! Nimm doch Vernunft an! Du magst ja ganz recht haben, nur mußt du bedenken, welche Drohungen das Buschgespenst gegen mich ausgestoßen hat! Wäre ich auf seinen Vorschlag nicht eingegangen, so hätte ich mir diesen Mann zum Feind gemacht, und das hätte mich das

Leben kosten können. Das Buschgespenst scheut sich nicht, einen Widersacher kaltzumachen.«

Die Frau seufzte und schwieg. Dafür aber begann der Zeichner plötzlich unaufgefordert zu sprechen.

»Ja, das traue ich ihm allerdings zu«, stimmte er dem Bruder bei. »Das Buschgespenst ist rücksichtslos und grausam; das habe ich an mir erfahren.«

Der Müller warf einen erstaunten Blick auf den Sprecher.

»Du an dir?« fragte er. »Hast du denn Beziehungen zu ihm?«

Der Zeichner nickte vor sich hin und zog die Mundwinkel herab.

»So halb und halb! Leider! Dieser Schurke verlangt, ich soll ihm Botendienste leisten. Bis jetzt ist ihm ja noch nicht gelungen,

mich so weit zu bringen, obgleich er sich alle Mühe gegeben hat.«

»So hat er mit dir gesprochen?«

»Ja. Er hat mich mehrmals abgefangen, wenn ich mal zwischen Arbeit und Arbeit abends eine halbe Stunde an die Luft ging. Dieser Mensch ist zugleich frech und schlau und versteht es, günstige Gelegenheiten auszunützen. Er weiß, daß ich in Not bin, und Not bricht bekanntlich Eisen. Damit rechnet er. Wenn man im Elend steckt, wenn man Frau und Kinder hungern und hinsiechen sieht, greift man zu, sobald sich Hilfe bietet, und ist leicht geneigt, die Stimme des Gewissens zu überhören, auf die man doch sonst als rechtlicher Mensch achtet. Ihr könnt euch vorstellen, wie schwer es mir geworden ist, das Angebot des Versuchers dreimal auszuschlagen. Er versprach mir jeweils einen blanken Taler nur für die Besorgung eines Briefs in der nächsten Umgebung. Aber ich bin fest geblieben.«

»Wohl dir!« nickte die Müllerin. »Ein gutes Gewissen ist ...«

Doch sie kam nicht weiter. Ihr Mann brachte sie mit einer ärgerlichen Geste zum Schweigen.

»Rede nicht, Frau! Ich bin gewiß kein Lump und habe allezeit auf eine weiße Weste gehalten. Aber leben muß der Mensch, und zumal ein Familienvater hat Pflichten gegen die Seinen. Du siehst ja, was dem Bruder seine Standhaftigkeit eingebracht hat. Das helle Elend! Wer weiß, wie das Buschgespenst gegen ihn gewühlt hat, vor allem bei Seidelmann. Und das wird so weitergehn, wenn er bei der Weigerung bleibt. Ich dachte, ich hätte euch vorhin die Sache klargelegt. Rechtlichkeit hin, Rechtlichkeit her – ich bin zu der Erkenntnis gekommen, daß man sich dem Buschgespenst nicht versagen darf, wenn es winkt. Anders kann man hier in Hohenthal und Umgegend nicht durchkommen. Wenn den Behörden diese Zustände unerträglich scheinen, so mögen sie für Abhilfe sorgen

und dem Pascherkönig das Handwerk legen. Aber das bringen sie ja nicht fertig. Sie sind unfähig, uns gegen den rücksichtslosen Mann zu schützen. Also müssen wir sehn, wo wir bleiben. Wenn du klug bist, Bruder, handelst du in Zukunft danach!«

Die Frau sagte nichts mehr, und der Zeichner war sehr nachdenklich geworden.

»Ja, ja«, murmelte er vor sich hin. »Ich werde mir die Sache überlegen.« Dann stand er plötzlich auf. »Und nun muß ich gehn. Die Meinen warten mit Schmerzen auf mich.«

»So will ich dir das Geld holen«, sagte der Müller.

Er ging und brachte nach kurzer Zeit die versprochenen vierzig Mark. Die Augen des Musterzeichners glänzten vor Rührung und Freude, als er sie einsteckte.

»Bruder, das ist Hilfe in der höchsten Not!«
sagte er. »Jetzt können wir essen! Und die
Meinen können gesund werden.«

»Vielleicht langt es auch noch weiter.«

»Ich werde äußerst sparsam sein und vor
allem diese Nacht im geheizten Zimmer
einige neue Muster entwerfen, die bestimmt
etwas taugen.«

16. Zwischen Abend und Morgen

Arndt und Wunderlich waren aus der Kreisstadt ins Forsthaus zurückgekehrt. Christian, der Knecht, empfing ein reichliches Trinkgeld, das er schmunzelnd einsteckte. Den Betrag, den der Teichbauer für seine Gefälligkeit zu bekommen hatte, lieferte der Förster am Nachmittag selber ab. Er erbot sich zu diesem Gang, weil er schon merkte, daß es ihn daheim doch nicht leiden würde. Ihn quälte die Unruhe, die fieberhafte Erwartung des neuen Abenteuers, das ihm Arndt versprochen hatte.

Ein Stelldichein mit dem Buschgespenst! Heiße, das war so etwas nach des Försters Geschmack! Er konnte an gar nichts andres mehr denken. Und da bekanntlich das Wort gilt: Wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über, wurde es dem biedern

Ehemann reichlich schwer, vor seinem
Bärbchen zu schweigen.

Da man noch im Februar stand, brach die
Dunkelheit verhältnismäßig zeitig herein,
denn der Himmel hatte sich obendrein mit
einer leichten Wolkendecke überzogen, so
daß weder Mond noch Sterne zu leuchten
vermochten. Das Abendbrot wurde im
Forsthaus diesmal ziemlich schweigsam
und hastig verzehrt. Dann griff Wunderlich
nach seiner Pfeife, setzte sie in Brand und
lief ungeduldig im Zimmer auf und ab.

»Was du nur hast?« wunderte sich die
Försterin. »Du bist ja heut das reine
Quecksilber.«

»Das verstehst du nicht. Ich habe noch
einen wichtigen Gang vor.«

»Ach du lieber Herrgott! Du bist doch nicht
etwa einem Wilddieb auf der Spur? Nimm
dich in acht, Alter! Wenn sie dich
anschießen ...«

»Unsinn!« knurrte Wunderlich. »Denke nicht an Wilddiebe. Habe Wichtigeres zu tun. Ich gehe mit dem Herrn Vetter.«

»Ach so, das hätte ich eigentlich bald ahnen können. Der Herr Vetter ist ja mit einemmal die Hauptperson bei uns geworden.«

»Ist er auch. Bärbchen, ich sage dir, wenn du wüßtest, was ich weiß!« Der Förster tat einen tiefen Seufzer, so sehr quälte ihn das Geheimnis, das er nicht loswerden konnte. »Ich sage dir: das ist ein Mann! Du wirst staunen!«

»Worüber?«

»Hm! Worüber! Das ist nun so eine Frage. Darauf darf ich nicht antworten. Aber gib dich zufrieden, Bärbchen! Du wirst schon noch alles erfahren.«

In diesem Augenblick klopfte es an die Stubentür. Arndt, der seine Abendmahlzeit oben in seinem Zimmer verzehrt hatte, kam, um Wunderlich zu dem bedeutsamen

Gang abzuholen. Im Nu war Wunderlich in der dicken Joppe und stülpte den Filzhut auf. Dann griff er nach seinem Gewehr.

»Soll ich's mitnehmen?« fragte er zu Arndt hinüber.

Der nickte nur und wandte sich hierauf mit ein paar kurzen Worten an die Försterin.

»Wenn in unsrer Abwesenheit jemand nach Ihrem Mann fragen sollte, so sagen Sie, bitte, nicht, daß er mit mir gegangen ist. Er ist im Wald und kommt vermutlich erst gegen Mitternacht heim. Diese Auskunft wird genügen.«

Darauf verließen die beiden Männer das Haus. Arndt gab die Richtung an. Er hielt auf die Gegend zu, wo das Bergwerk lag. Als der Förster das merkte, wunderte er sich.

»Wollen Sie nach den Kohlengruben, Herr Vetter?« erkundigte er sich.

»Ja, das will ich. Dort ist das Treffen vereinbart. Der Wächter Laube wird mich dem Buschgespenst melden.«

Wunderlich stieß einen halblauten Pfiff aus.

»Laube? Der alte Schleicher? Weiß der Kuckuck, den habe ich schon immer im Verdacht gehabt, daß er nicht ganz in reinen Schuhen geht. Aber daß er einer der ersten Vertrauten des Buschgespenstes ist, nein, das hätte ich denn doch nicht geahnt. – Also der Laube wird Sie melden! Darf man erfahren, was weiter bevorsteht, vor allen Dingen, welche Rolle ich heut abend zu spielen habe?«

»Ich wollte Ihnen sowieso jetzt die nötigen Verhaltensmaßregeln geben«, erklärte Arndt. »Also hören Sie! Wenn wir uns dem Gelände des Bergwerks nähern, trennen wir uns. Es ist möglich, daß ich erwartet werde, und so könnte irgendwo ein Aufpasser stehn. Nun darf aber niemand ahnen, daß ich nicht allein komme. Ich gehe grad auf

das Haus zu, wo Laube wohnt. Schräg gegenüber steht ein alter Schuppen ...«

»Kenne ich«, nickte Wunderlich. »Ich weiß da oben genau Bescheid.«

»Um so besser. Dieser Schuppen ist der vereinbarte Ort, wo ich mit dem Buschgespenst zusammentreffen will. Was meinen Sie? Werden Sie sich von der Rückseite her so an den Schuppen heranschleichen können, daß niemand Sie bemerkt?«

Und ob ich das fertigbringe! Eine Kleinigkeit für einen alten Pirschgänger!«

»Ich vertraue auf Ihre Geschicklichkeit, mein lieber Wunderlich. Sollte Sie wider Erwarten doch jemand entdecken und Sie anhalten, so können Sie sich vielleicht auf einen Dienstgang herausreden.«

»Kann ich, ganz gewiß, Herr Vetter. Ich brauche nur zu sagen, ich hätte da in der Nähe Schlingen gefunden, die vermutlich

irgendein Spitzbube gelegt hat, um sich einen hungrigen Feldhasen zu fangen. Mir kann doch keiner dreinreden. Das Gelände gehört dem Herrn Baron, in dessen Diensten ich stehe. Also bin ich berechtigt, ja verpflichtet, da herumzulaufen.«

»Großartig!« lobte Arndt. »Und nun weiter! Während ich drin im Schuppen mit dem Buschgespenst verhandle, halten Sie an der Rückwand des Brettergebäudes Wache! Das hat mehrfachen Wert. Erstens sind Sie so voraussichtlich Zeuge unsrer Unterhaltung. Durch die dünnen Wände hören Sie vermutlich jedes halbwegs laut gesprochene Wort. Zweitens können Sie aufpassen, ob etwa irgendein verdächtiger Kerl den Schuppen umschleicht, um mir hinterher nachzuspüren und auszuschnüffeln, wohin ich mich wende. Einen solchen Burschen müßten Sie mir auf eine harmlose und unauffällige Weise vom Leib halten. Aber Vorsicht dabei! Es darf niemand die Absicht merken. Und drittens machen Sie Ihr Gewehr schußfertig! Man kann in solchen Lagen nie wissen, wie die Sache ausgeht.

Hören Sie oder sehn Sie gar, daß man einen tätlichen Angriff auf mich unternehmen will, so greifen Sie ein! Dabei brauchen Sie noch immer nicht zu verraten, daß Sie mein Verbündeter sind. Sie können ja rein zufällig hinzugekommen sein. Aber das käme nur für den äußersten Notfall in Betracht. Wenn es irgend angeht, bleiben Sie im Hintergrund! Verstanden?«

»Der alte Wunderlich ist doch nicht auf den Kopf gefallen«, schmunzelte der Förster.
»Ich weiß schon, was ich zu tun habe. Es fragt sich nur noch, wie und wo wir uns wieder zusammenfinden, wenn die Unterredung beendet ist.«

»Hm. Haben Sie einen Vorschlag?«

»Nun, ich denke, Sie werden nachher den Weg nach Hohenthal einschlagen?«

»Zunächst, ja. Später will ich nach der Straße abbiegen, die zur Stadt führt. Es soll aussehen, als wollte ich noch in der Nacht in die Stadt zurückkehren.«

»Ganz recht. Genau so dachte ich mir die Geschichte auch. Und nun passen Sie auf! Wenn Sie diese Straße ein Stück verfolgen, durchqueren Sie ein kleines Bauernwäldchen. Dort werde ich Sie erwarten. Ich schleiche mich gleich querfeldein hin. Also werde ich auf alle Fälle eher dort sein als Sie. Ich passe nur erst auf, ob Sie auf Ihrem Rückzug sicher sind, dann verschwinde ich.«

Somit war alles verabredet. Ein Dickicht am Weg benützte der Detektiv, um Perücke und Bart anzulegen, die er schon bei der ersten Begegnung mit dem Unbekannten verwendet hatte. Sie näherten sich jetzt dem Gelände des Bergwerks und trennten sich, wie verabredet. Wunderlich tauchte zur Rechten des Pfades im Dunkel der Nacht unter, Arndt aber schritt gerade auf die Schachtanlagen zu.

Zu seiner Verwunderung konnte er nirgends eine menschliche Gestalt entdecken, und er hatte doch bestimmt damit gerechnet, man würde ihn hier erwarten. So ging er

schließlich hinüber nach der Wohnung des Wächters Laube und klopfte dort an die Tür. Bald darauf wurde geöffnet. Laube spähte in die Dunkelheit hinaus.

»Was gibt es?« fragte er kurz und mürrisch.

Arndt griff mit der rechten Hand nach dem rechten Auge. Vorher hatte er sich so gestellt, daß er von dem schwachen Lichtschein getroffen wurde, der aus dem geöffneten Flur ins Freie drang. Laube sollte die Gebärde deutlich sehn.

»Ich werde erwartet«, sagte Arndt dabei.

»Ah, Sie sind's! Sie hatten doch schon für gestern zugesagt?«

»Hatte ich. Aber es war mir unmöglich zu kommen. Hoffentlich ist der Mann, mit dem ich verhandeln will, heute auch noch zu sprechen.«

»Will es versuchen. Sie müssen sich freilich eine Weile gedulden. Am besten ist es, Sie

gehn gleich wieder nach dem Schuppen.«

»Gut, ich werde dort warten.«

Laube verschwand wieder im Haus, dessen Tür er sorgsam hinter sich verschloß, Arndt aber begab sich nach dem Strohschuppen. Unterwegs hielt er scharf die Augen offen, doch konnte er auch jetzt keinen Horcher oder Aufpasser entdecken. Im Schuppen dann machte er es sich auf dem Stroh bequem und lauschte in die Dunkelheit hinein. Einmal war es ihm, als hörte er ein kurzes Geräusch an der Rückwand des hölzernen Bauwerks. Das war vermutlich Wunderlich, der dort seinen Wachposten bezogen hatte. Arndt hütete sich, einen Verständigungsversuch zu wagen, denn er konnte nicht wissen, ob er hier etwa doch heimlich beobachtet wurde.

So verging wohl eine halbe Stunde. Dann öffnete sich die Schuppentür. Es trat jemand ein. Arndt rührte und räusperte sich, um sich bemerkbar zu machen.

»Wer ist da?« fragte der Mann, der soeben gekommen war.

»Der von vorgestern«, antwortete Arndt.

»Sie haben mich gestern vergeblich warten lassen«, kam es ziemlich ungnädig zurück.

»Leider. Es ging nicht anders. Ich hatte mir ja auch von vornherein einen Spielraum von zwei Tagen gelassen. Sonst wäre es mir nicht in den Sinn gekommen, mir die Ungnade des vielgewaltigen Buschgespenstes zuzuziehn.«

Der Unbekannte lachte kurz auf.

»So, so! Nun, ich nehme das nicht für bare Münze, sondern für Spott. Wollen uns überdies nicht bei langen Vorreden aufhalten! Ich habe gehört, daß Sie ziemlich gut über alles unterrichtet sind. Dennoch muß ich vorsichtig sein. Ich mißtraue Ihnen, und ich kann Ihnen sagen, daß Sie diesen Ort nicht lebend verlassen werden, wenn Sie mich nicht hinreichend

davon überzeugen können, daß Sie nicht etwa ein Spitzel oder gar ein verkappter Detektiv sind, der es auf mich und meine Leute abgesehn hat.«

Donnerwetter dachte Arndt. Das klingt freilich anders als vorgestern. Das Buschgespenst selber ist ein wenig herzhafter als sein Beauftragter. Doch er ließ sich durch die Drohung nicht einschüchtern. Für alle Fälle hatte er einen geladenen Revolver in der Tasche, und außerdem stand ja Wunderlich mit schußfertigem Gewehr hinter dem Schuppen.

»Unter solchen Umständen«, sagte er, scheinbar verdrießlich, »tut es mir leid, mich mit Ihnen überhaupt in Verbindung gesetzt zu haben. Ich glaubte, bei Ihnen ein besseres Entgegenkommen zu finden.«

»Kann ich nicht ändern«, brummte das Buschgespenst, dessen Stimme merklich hinter einer Larve hervorklang; das hörte man am Tonfall. »Ich muß vorsichtiger sein

als je. Ich habe herausgebracht, daß sich irgendein fremder Schuft hier umhertreibt, der mir auf den Fersen sitzt.«

»Ach so«, lachte Arndt mit gut gespielter Unbefangenheit. »Und nun fürchten Sie, ich könnte dieser Mann sein? Ja, mein Lieber, dann werden wir freilich nie unter einen Hut kommen. Ich hatte mir die Abwicklung unsres Geschäfts ganz anders vorgestellt. Ein Freund von mir, dessen Namen ich nicht nennen darf, ist mit einem gewissen Herrn Michalowski gut bekannt, der bisweilen in der Kreisstadt wohnt und ständig mit Ihnen in Geschäftsverbindung stehn soll. Dieser Michalowski ist es, der mich auf dem Weg über meinen Freund auf Sie aufmerksam gemacht hat, und so hatte ich gehofft ...«

»Was sagen Sie? Sie kennen Michalowski?«

»Mein Freund kennt ihn.«

»Ist ja dasselbe. Ich muß gestehn, jetzt schwinden meine Bedenken. Jetzt bin ich ernstlich geneigt, es mit Ihnen zu versuchen. Verzeihn Sie mein Mißtrauen! Sie werden zugeben, daß Leute unsres Handwerks nicht vorsichtig genug sein können. Also beginnen wir einmal mit den Verhandlungen! Für mich ist da die erste Frage: Wollen Sie liefern oder empfangen?«

»Liefern.«

»Die Ware soll also nach Böhmen hinübergebracht werden?«

»So ist es!«

»Worum handelt es sich dabei?«

»Um Arzneimittel und Farbstoffe.«

»Alle Wetter! Darauf ist der Einfuhrzoll drüben verdammt hoch!«

»Um so besser das Geschäft.«

»Was wäre dabei zu verdienen?«

»Sechstausend Mark.«

»Reiner Gewinn? Also doch! Das wäre ein Geschäft! Stimmt demnach, was mir mein – was mir der, der vorgestern mit Ihnen gesprochen hat, berichtete. Wann wollen Sie liefern?«

»Sobald es Ihnen paßt.«

»So bietet sich morgen eine sehr günstige Gelegenheit. Ich erhielt dieser Tage eine ansehnliche Lieferung von Böhmen zugesagt, die ich hier in Empfang nehme und durch meine Leute in Sicherheit bringen lasse. In der Nacht von morgen zu übermorgen, zwei Stunden nach Mitternacht, soll das geschehn.«

»Wo?«

»Am diesseitigen Ende des Haingrunds.«

»Wo Sie kürzlich solches Pech gehabt haben, wie man sich weit und breit

erzählt?«

»Ja, grad deshalb!«

»Das verstehe ich nicht.«

»Nun, die Sache ist doch sehr einfach. Die Grenzer meinen, daß wir uns nicht sogleich wieder nach dem Haingrund wagen werden. Deshalb sind wir dort verhältnismäßig sicher. Der Haingrund wird jetzt vermutlich am wenigsten scharf bewacht.«

»Sehr gut«, nickte Arndt.

»Außerdem«, fuhr der Maskierte fort,
»werden die Grenzer vielleicht gar glauben,
daß wir überhaupt nichts mehr
unternehmen.«

»Weshalb?«

»Weil sie der Ansicht sind, das
Buschgespenst, den Anführer der
Schmuggler, schon gefangen zu haben. Die
Angelegenheit ist Ihnen in der Stadt gewiß
bereits zu Ohren gekommen. Sie ist auch

den böhmischen Grenzern sicher schon gemeldet worden. Man hat einen jungen Weber aus Hohenthal namens Hauser erwischt und verhaftet ...«

»Ja, ja, es gehn da dunkle Gerüchte um, die ich allerdings für Übertreibungen hielt. Ich dachte, es handle sich um ein Mitglied Ihrer Gesellschaft.«

»O nein! Der Fall liegt ganz anders. Jener Bursche hat mit uns überhaupt nichts zu tun; er ist völlig unschuldig. Man hat ihn nur in eine Falle gelockt. Nun wird er für die Sünden des Buschgespenstes büßen müssen. Das lenkt die Aufmerksamkeit der behördlichen Spürhunde für einige Zeit von uns ab. – Doch genug davon! Wollen unsre Abmachungen zu Ende bringen! Sie sind also mit dem Haingrund einverstanden?«

»Ich habe nichts dagegen einzuwenden.«

»Und es wäre Ihnen recht, wenn wir morgen auch Ihre Sendung erledigten?«

»Gewiß«, pflichtete Arndt bei. »Nur muß ich noch dies und das wissen. Wieviel Leute bringen die andre Sendung?«

»Zehn Mann.«

»Das paßt ausgezeichnet. Meine Waren sind auch auf zehn Mann verteilt, also können Ihre Leute aus Böhmen mein Paschergut dann gleich übernehmen.«

»Wird erledigt. So reichen die zehn Mann, die ich bestelle, um die böhmische Ware für mich fortzuschaffen.«

»Das sind dann im ganzen dreißig Mann. Schön! Das wäre somit abgetan. Nun noch etwas andres! Wie steht es mit der Losung?«

»In letzter Zeit haben wir gar keine mehr ausgegeben.«

»Warum nicht? Man kann nie vorsichtig genug sein. Meine Träger werden die Ware

jedenfalls nur gegen Losung aushändigen.
Ich möchte keine Gefahr laufen.«

»Meinetwegen. Sagen wir also: Prag. Ich werde das Wort weitergeben.«

»An der Eiche?«

»Ja. Eine andre Möglichkeit der Verständigung steht mir bei der Kürze der Zeit nicht zur Verfügung.«

»So gehn Ihre Leute einzeln zur Eiche und kommen auch einzeln zum Haingrund?«

»Ja. Ist das nicht besser, als wenn sie sich vorher auffällig sammeln?«

»Sie haben recht. Also, morgen zwei Uhr nach Mitternacht am diesseitigen Ausgang des Haingrunds«, faßte Arndt nochmals die Vereinbarungen zusammen. »Werden Sie selber zur Stelle sein?«

»Bei der großen Wichtigkeit dieses Geschäfts – natürlich!«

»Auch ich werde selber kommen. Über die Grenze gehe ich freilich nicht mit. Deshalb möchte ich noch wissen, wie Sie mich sicherzustellen gedenken. Sie werden wohl nicht erwarten, daß ich Ihnen die Waren anvertraue, ohne einigermaßen gedeckt zu sein.«

»Hm«, machte das Buschgespenst. »Ich verstehe. Sie wollen bei der Sache gar nichts wagen. Das ist nun allerdings ein Fall, der mir noch nicht begegnet ist. Ich arbeite mit meinen Geschäftsfreunden sonst in gegenseitigem Vertrauen. Sehn Sie an! Abkaufen kann ich Ihnen die Waren nicht. Sonst trage ich allein den ganzen Verlust, wenn wir ertappt werden. Geht es aber gut, so muß ich den Gewinn mit Ihnen teilen. Das gefällt mir nicht.«

»Ich dachte ja nur an eine kleine Sicherheit«, erwiderte Arndt. »Sagen wir zweitausend Mark. Sie geben mir ein Papier darüber. Diese Summe wird dann bei der Teilung des Gewinns mit verrechnet.«

»Wie wollen Sie teilen?«

»Sie zwei und ich ein Drittel.«

»Das läßt sich hören. Sie sollen das Papier haben. Ich bringe es mit nach dem Haingrund. Am Abend darauf, etwa um zehn Uhr, erwarte ich Sie dann wieder hier zur Teilung des Gewinns.«

»Gut. So werde ich meinen Gewährsmann in Breitenau davon verständigen, daß meine Waren in der kommenden Nacht drüben eintreffen. Er kennt sich aus und weiß, wie er mir sagte, die Fühlung mit Ihren Leuten aufzunehmen. Haben Sie sonst noch eine Frage?«

»Nein.«

»So sind wir einig. Handschlag!«

Die beiden Männer reichten sich die Hände.

»Abgemacht?«

»Abgemacht!«

Das Buschgespenst entfernte sich langsamen Schritts. Arndt sah ihm durch den Türspalt nach und merkte, daß der Unheimliche noch mit Laube sprach, der draußen Wache gestanden hatte. Zum Glück war jener dabei nicht um den Bretterbau herumgegangen. Sonst wäre er vielleicht auf Wunderlich gestoßen. Als beide um die nächste Ecke verschwunden waren, verließ auch Arndt den Schuppen.

Er tat, als fände er sich in der Dunkelheit nicht sogleich zurecht, ging ein Stück nach links und dann wieder ein paar Schritte nach rechts. Dabei verfolgte er einzig den Zweck, einen Blick hinter den Schuppen zu werfen, um sich davon zu überzeugen, daß Wunderlich noch auf seinem Posten war. Schließlich hielt er auf die Straße zu und bog, als er sie erreicht hatte, in der Richtung nach der Stadt ein. Auf diese Weise berührte er den Ort Hohenthal gar nicht, sondern näherte sich, gemächlich ausschreitend, dem Wäldchen, von dem der Förster gesprochen hatte.

Sich auffällig umzusehn und zu prüfen, ob ihm etwa heimlich jemand nachschlich, wagte er nicht, weil er darauf bedacht sein mußte, sich den Anschein unbedingter Arglosigkeit zu geben. Zudem hatte er solche Vorsicht auch nicht nötig, denn er konnte darauf rechnen, daß Wunderlich Wort hielt und seinerseits über der Sicherheit des Herrn Vetter wachte.

Weiterhin ging dann alles vereinbarungsgemäß. In dem Wäldchen nahm Arndt zunächst erst einmal die Perücke und den falschen Bart ab, die er für die Unterredung mit dem Buschgespenst angelegt hatte, um sich für den Fall einer zufälligen Wiederbegegnung mit dem Pascherkönig in Hohenthal unkenntlich zu machen. Kaum war er damit fertig, so wurde er auch schon halblaut angerufen. Der Förster stieß zu ihm und meldete, der Mann in Schaftstiefeln, Joppe und Hut, der aus dem Schuppen gekommen sei, habe sich mitsamt dem Wächter Laube entfernt, ohne sich weiter um den unbekannten Geschäftsfreund zu kümmern. Das Wort

Geschäftsfreund brachte Wunderlich mit einem unbeschreiblichen Schmunzeln hervor. Es bewies dem Detektiv, daß die feinen Ohren des Alten den Gang der Unterredung hinter der Bretterwand genau verfolgt hatten.

Während die beiden nun einen Feldweg einschlugen, der in einem Bogen nach Hohenthal hinabführte, redete sich Wunderlich alles, was ihn beschäftigte, vom Herzen herunter.

»Meine Hochachtung vor Ihnen, Herr Vetter, wächst beinahe von Stunde zu Stunde. Der Streich, den Sie dem Buschgespenst soeben gespielt haben, ist einzig. Ich muß gestehn, daß ich anfangs allerlei Befürchtungen hegte. Ein Stelldichein mit diesem Kerl ist doch keine ungefährliche Sache. Und mir wurde denn auch ziemlich schwül unter meinem alten Filzhut, als der Mann Sie so anknurrte und drohte, Sie würden den Schuppen nicht lebend verlassen, wenn Sie seine Bedenken nicht zerstreuen könnten. Dann aber kam

alles ganz anders, dann haben Sie den Burschen so großartig auf den Leim geführt. Ich ahne, was nun kommt. Soll ich einmal raten?«

»Raten Sie, mein lieber Wunderlich! Ich bin überzeugt, Sie treffen das Richtige.«

»Nun, das ist ja auch nicht allzu schwer nach allem, was ich gehört habe. Die Pascher werden in der kommenden Nacht am Ausgang des Haingrunds zusammentreffen in der Erwartung, ein ganz besonders glänzendes Geschäft zu machen. Aber sie werden sich täuschen, denn sie werden dort auf ein handfestes Aufgebot von Grenzbeamten und Polizisten unter Ihrer Führung stoßen. Ist das richtig?«

»Genau so soll es geschehn«, nickte Arndt.
»Ich muß mich morgen in aller Frühe rühren.«

»Des heißt, wieder in die Stadt fahren?«

»Ja. Abermals zur Kriminalpolizei. Ich denke, es wird mir glücken, in kurzer Frist endgültig die Aufgabe zu lösen, die ich mir gestellt habe.«

Unter solchen Gesprächen erreichten die beiden das Dorf, das sie in seiner ganzen Länge durchqueren mußten, um am andern Ende den Weg nach dem Forsthaus zu gewinnen. Unmittelbar vom Bergwerksgelände aus dorthin zu gehn, wäre für sie zu gefährlich gewesen. Ein versteckter Beobachter hätte dann mit Leichtigkeit feststellen können, wer der Unbekannte gewesen war, der dem Buschgespenst einen so lockenden Auftrag für die Schmugglerbande zugesichert hatte.

Sie schritten die Dorfstraße entlang. Die Häuser rechts und links vom Weg lagen zum größten Teil schon im Dunkel. Es war bereits spät, und die Bewohner von Hohenthal, die mit allem sparen mußten, auch mit dem Licht, pflegten in den Wintermonaten zeitig zur Ruhe zu gehn.

So kam es, daß jeder Lampenschein, der hier oder da doch noch aus einem Fenster leuchtete, die Blicke der beiden nächtlichen Wanderer auf sich lenkte.

Wunderlich musterte soeben ein kleines, windschiefes, baufälliges Gebäude, das kaum noch tauglich schien als menschliche Behausung.

»Hm«, brummte er vor sich hin: »Schulze oder seine Frau haben auch noch Licht. Könnten längst in den Federn liegen. Ich dünkte, die beiden müßten jeden Pfennig berechnen, der sich sparen läßt.«

»Wer ist Schulze?« fragte Arndt.

»Der größte Hungerleider vielleicht im ganzen Ort, abgesehn von den Insassen des Armenhauses. Er bedient die Hunde Hunde nennt der Bergmann die kleinen Wagen, die unten im Bergwerk auf Schienen laufen und die Kohlen von der Abbaustelle zum Förderschacht bringen. im Kohlenschacht und kriegt dafür einen Lohn, der

buchstäblich nur zu Salz, Brot und Kartoffeln langt.«

Arndt wollte etwas erwidern, aber er kam nicht dazu. Er machte nämlich im selben Augenblick eine Wahrnehmung, die ihn alles andre vergessen ließ und ihn veranlaßte, seinen Begleiter beim Arm zu fassen und hastig beiseitezuziehen.

»Schnell, Wunderlich! Kommen Sie!«

Damit drückte sich Arndt in die schützende Ausbuchtung einer Hecke am Straßenrand. Der Förster war ihm ohne Widerstreben gefolgt. Nun aber wollte er wissen, was es gäbe.

Der Detektiv deutete vorsichtig hinüber nach dem armseligen Häuschen, wo jener Schulze wohnte, von dem Wunderlich gesprochen hatte.

»Da, sehn Sie!«

Die Tür des kleinen Gebäudes hatte sich geöffnet. In ihrem Rahmen erschienen zwei Männer. Der eine, der eine brennende Lampe in der Hand hielt, um dem andern zu leuchten, war so dürftig gekleidet und sah auch sonst so ärmlich aus, daß er wohl der Bewohner des windschiefen Häuschens sein mußte. Der andre nahm sich eher wohlhabend aus. Er trug Schaftstiefel, Joppe und Hut und hatte eine schwarze Maske vorm Gesicht.

»Alle Wetter, das Buschgespenst!« flüsterte der Förster, denn er meinte, wieder den vor sich zu haben, der vorhin den Schuppen beim Bergwerk verlassen hatte.

»Das Buschgespenst!« nickte Arndt. »Oder auch nicht! Es ist nämlich nicht derselbe Mann, mit dem ich vorhin oben am Bergwerk verhandelt habe. Der hier ist schwächer und auch etwas kleiner. Ich habe für solche Unterschiede einen scharfen Blick und irre mich bestimmt nicht. Aber die Kleidung ist bei beiden dieselbe. So tritt das Buschgespenst auf,

wenn es nicht gerade im verschneiten Wald spuken will.«

»Dann gäbe es ja zwei Buschgespenster?« fragte Wunderlich betroffen.

»Ganz recht. Zwei Männer, die natürlich Hand in Hand arbeiten, treten in der Maske des Buschgespenstes auf. Doch still jetzt! Wollen sehn, was da drüben vorgeht!«

Der mit der Lampe in der Hand verabschiedete den andern mit einer ehrfürchtigen Verbeugung. Dieser andre senkte darauf zum Gegengruß nur flüchtig den Kopf. Dann schloß sich die Tür. Das Buschgespenst schritt die Straße aufwärts, kam also nicht an Arndt und Wunderlich vorüber, die ihm aus ihrem Versteck gespannt nachblickten.

»Wir müssen feststellen, wohin sich der Maskierte wendet«, sagte der Detektiv leise. »Vorsicht! Immer am Straßenrand in Deckung bleiben! Wenn er sich zufällig umdreht, darf er uns nicht bemerken.

Vorwärts jetzt, bevor er uns aus den Augen kommt!«

So schlichen sie hinter dem Unbekannten her, der ständig nach allen Seiten, nur nicht nach rückwärts Ausschau hielt. Offenbar fühlte sich das Buschgespenst trotz der späten Nachtstunde nicht ganz sicher hier im Ort und hielt sich bereit, im Fall einer überraschenden Begegnung irgendwo zwischen den Hecken und Zäunen zu verschwinden und das Weite zu suchen.

Lange währte diese Verfolgung nicht. Arndt und Wunderlich mußten plötzlich wieder haltmachen, weil der mit der Maske vor einem Haus stehnblieb, das nicht viel besser aussah als die Hütte jenes Schulze.

Das Buschgespenst schien hier genau Bescheid zu wissen. Es klopfte an ein Fenster, aus dem der matte Schein einer Petroleumlampe in die Nacht hinausleuchtete. Die Scheiben waren mit einem alten Tuch nur notdürftig verhängt. Dieses Tuch wurde auf das Klopfszeichen

beiseite geschoben, und die Gestalt eines Mannes erschien in dem kleinen Lichtkreis. »Da soll doch gleich der Hase den Hund beißen!« fluchte Wunderlich auf seine Art mit gedämpfter Stimme und äugte neugierig über den Bretterzaun hinweg, hinter dem er sich mit Arndt rasch versteckt hatte. »Ist denn ganz Hohenthal eine einzige Verbrecherhöhle? Erst der Laube, dann der Schulze und nun auch noch der Zeichner Wilhelmi!«

»Still!« mahnte Arndt und machte dazu eine abwehrende Geste. Er wollte hören, was da drüben voraussichtlich gesprochen wurde.

Doch seine Erwartung wurde getäuscht. Das Fenster öffnete sich nicht. Es gab nichts zu erlauschen. Der Kopf des Mannes hinter den Scheiben zuckte wie in heftigem Schreck zurück. Das Buschgespenst aber deutete gebieterisch auf die Haustür zu seiner Linken. Das hieß wohl soviel wie: Aufmachen!

Und wirklich, der Bewohner des kleinen Hauses gehorchte. Dabei verfuhr er so hastig und verwirrt, daß er vergaß, das Tuch wieder an das Fenster zu hängen. Der Blick in die Stube blieb frei.

Nun ging die Haustür auf. Das Buschgespenst huschte in den Flur hinein. Die Tür schloß sich wieder.

Sogleich schob sich Arndt ein Stück weiter vor, an dem Bretterzaun entlang. Jetzt konnte er die Stube leidlich übersehn, in der vermutlich die Unterredung des Buschgespenstes mit dem Hausbewohner stattfinden würde. Wunderlich, der sich dicht an der Seite des Detektivs hielt, machte einen langen Hals. So warteten sie eine ganze Weile.

Aber sie warteten vergeblich. Sie überschauten eine ärmliche Stube, das heißt, nur einen Teil davon, die Mitte, wo ein Tisch stand und davor ein Stuhl. Auf dem Tisch lagen große Papierbogen, eine Reißchiene und sonstiges Zeichengerät

aller Art. Menschen aber tauchten nicht auf, weder das Buschgespenst noch der Hausherr.

Schließlich ging die Haustür abermals auf. Das Buschgespenst trat ins Freie. Es wurde diesmal weniger unterwürfig verabschiedet und schritt die Dorfstraße weiter aufwärts.

Arndt und Wunderlich hatten sich beim Erscheinen des Maskierten rasch hinter den Bretterzaun geduckt. Bald aber richteten sie sich behutsam wieder auf. Der erste Blick des Detektivs galt dem Fenster. Dabei machte er eine wichtige Entdeckung.

Der Mann, den das Buschgespenst besucht hatte, stand jetzt an dem Zeichentisch und hielt etwas Weißes, offenbar einen verschlossenen Brief, in der Hand. Er drehte ihn hin und her und steckte ihn schließlich in die linke Brusttasche seines Rocks. Das sagte Arndt genug. Er glaubte zu wissen, woran er war, und wollte diese Sache noch genauer untersuchen. Vorläufig aber gab er seinem Begleiter einen kurzen

Wink, mit ihm die Verfolgung des Buschgespenstes wieder aufzunehmen.

Im weitem Verlauf dieses Abenteuers gab es eine neue Überraschung, wenigstens für Wunderlich. Der brave Förster traute seinen Augen nicht, als er sah, daß das Buschgespenst plötzlich von der Straße abbog und auf das Haus zuschritt, das den Seidelmanns gehörte. Hier wendete sich der Unbekannte nach einer kleinen Pforte, die an der Rückseite des Grundstücks im Gartenzaun angebracht war.

Das Buschgespenst langte über den Zaun hinweg, schob innen einen Riegel beiseite und betrat auf diese Weise den Garten der Seidelmanns. Hier schaute es sich zum erstenmal um, und es war ein Glück, daß Arndt von Anfang an mit einer solchen Möglichkeit gerechnet und sich samt dem Förster ständig in Deckung gehalten hatte. War diese Deckung auch nicht überall vollkommen, so bot doch schon die nächtliche Dunkelheit an sich den beiden einen gewissen Schutz. Darum bemerkte

das Buschgespenst die Verfolger nicht. Es riegelte hinter sich die Gartenpforte ab und wendete sich dem Seidelmannschen Haus zu.

»Jetzt bleibt mir wahrhaftig der Verstand stehn«, sagte der Förster und ließ dieser Erklärung einen gewaltigen Seufzer folgen. »Sogar bei den Seidelmanns geht dieser Schurke ein und aus! Die Seidelmanns sind mir zwar nie als besondere Tugendhelden erschienen, aber das – nein, das hätte ich ihnen nun doch nicht zugetraut. Sie verkehren mit dem Buschgespenst, mit dem Pascherkönig, mit dem größten Verbrecher weit und breit! Herr Vetter, was sagen Sie dazu?«

»Tja«, meinte Arndt, der alles bedeutend gefaßter hinnahm als Wunderlich, »dieses Buschgespenst ist bis zur Stunde wirklich der Herr und Gebieter von Hohenthal. Der Anführer der Schmuggler macht vor keiner Tür halt. Alle müssen ihm zu Willen sein, selbst die reichen, unabhängigen Seidelmanns ... Aber lassen Sie es gut sein,

lieber Wunderlich! Das Buschgespenst wird auf alle Fälle bald entthront sein. Kommen Sie! Wir wollen umkehren.«

»Nicht warten, bis der mit der Maske wieder herauskommt?«

»Nein. Ich habe meine Gründe, lieber wieder ins Dorf hinabzugehn. Ich möchte nämlich so bald wie möglich ein ernstes Wort mit dem Mann reden, den Sie vorhin Wilhelmi nannten. Was für ein Mensch ist das? Sie kennen ihn offenbar.«

Die beiden schritten jetzt den Weg zurück, den sie gerade gekommen waren. Sie brauchten sich nun nicht mehr in acht zu nehmen, hielten sich mitten auf der Straße und sprachen nicht mehr im Flüsterton miteinander.

»Möchte wissen, wen ich hier in Hohenthal nicht kenne«, erklärte Wunderlich. »Der Ort ist ja nicht groß. Da bleibt einem keiner fremd, der halbwegs einige Zeit hier lebt;

und der Zeichner Wilhelmi ist ein
Hohenthaler Kind von Geburt.«

»So, so. Zeichner ist er?«

»Ja, Musterzeichner. Er arbeitet für die
Seidelmanns.«

»Er scheint in sehr ärmlichen Verhältnissen
zu leben?«

»Wer von den Seidelmanns abhängig ist,
wird bestimmt nicht fett. Die lassen schon
keinem einen anständigen Verdienst
zukommen.«

»Ist der Mann verheiratet?«

»Ja, er hat Frau und Kinder, die schon seit
Tagen schwerkrank sind. Hat obendrein
auch noch seine alte Schwiegermutter zu
erhalten. Sein Bruder hat in die Rote Mühle
eingeheiratet, die oben am Wald liegt.«

»Dann müßte dieser Bruder, dem es doch
vermutlich wirtschaftlich besser geht, den

Zeichner von Rechts wegen unterstützen können.«

»Kann er nicht, Herr Vetter. Der hat selber nichts zu brechen und zu beißen. Der Baron von Wildstein hat ihn durch den Bau der neuen Dampfmaschine so gründlich kaltgestellt, daß er fast nichts mehr zu tun hat. Vorher nahm sein Geschäft einen guten Aufschwung. Der Müller ist ein fleißiger Mann, ebenso wie der Zeichner. Er brachte die Mühle, die er verschuldet erbte, langsam wieder hoch. Aber das ist nun vorbei.«

»Also ein fleißiger Mann ist auch dieser Zeichner Wilhelmi. Auch ein braver Mann?«

»Gewiß! Ehrlich, rechtschaffen, anständig. Nur verbittert ist er. Das Elend hat ihn so gemacht.«

»Dann weiß ich Bescheid. Es ist ja ganz erklärlich, daß ein solcher Mann, auch wenn er an sich die Rechtlichkeit liebt, den

Lockungen des Buschgespenstes leicht verfällt. Not bricht Eisen. Not bricht oft auch die besten Grundsätze der Menschen. Wie gesagt, ich werde mit diesem Wilhelmi reden. Ich werde ihn dem Pascherkönig abspenstig machen und auf diese Weise von ihm auch noch das Letzte erfahren, was ich über das Buschgespenst wissen muß, um dem gesetzwidrigen Treiben dieses Schurken ein Ende zu bereiten.«

»Hm«, brummte Wunderlich. »Eigentlich müßten Sie von zwei Schurken sprechen. Sie haben doch vorhin selber erklärt, es wären zwei Männer, die hier die Rolle des Buschgespenstes spielen.«

»Ganz recht«, lächelte Arndt. »Ich werde sie beide fangen und unschädlich machen.«

Die zwei Männer waren inzwischen wieder im unteren Teil des Ortes angelangt. Wenige Minuten später standen sie vor der Tür des kleinen Hauses, worin der Zeichner Wilhelmi wohnte. Arndt ahmte, ohne sich lange zu besinnen, das Verfahren des

Buschgespenstes nach und klopfte an das erleuchtete Fenster, das jetzt wieder verhängt war. Dann schob er den Förster vor.

»Reden Sie mit dem Mann! Sie kennt er. Wir bitten um eine kurze Rücksprache in wichtiger Angelegenheit.«

So geschah es denn auch. Der Zeichner öffnete diesmal das Fenster, hörte von Wunderlich, was die beiden wollten, und ließ sie ein.

»Das ist mein Vetter Arndt«, stellte Wunderlich den Detektiv vor. »Er möchte Sie dringend Verschiedenes fragen.«

Der Zeichner musterte den Vetter mit unruhig prüfendem Blick. Es war ihm anzusehn, daß er kein ganz reines Gewissen hatte.

»Ich kann die Herren leider nicht in die Stube führen«, entschuldigte er sich, »denn sie ist Wohn-, Schlaf- und Arbeitsraum

zugleich. Meine Frau und die Kinder liegen drinnen; sie sind krank. Wenn wir vielleicht in der Küche ...«

»Schon gut«, nickte Arndt freundlich.
»Gehn wir in die Küche!«

Das kleine Haus, das kein Obergeschoß hatte, bestand nur aus zwei Räumen, rechts die große Stube, links die Küche, die nicht weniger geräumig war. Zwischen beiden lag der Flur.

Wunderlich setzte sich auf die Ofenbank. Er richtete sich sichtlich darauf ein, bei der bevorstehenden Unterhaltung den Zuhörer zu spielen. Wilhelmi schob dem Detektiv einen Stuhl hin und nahm ihm gegenüber am Tisch Platz.

»Darf ich fragen, was der Herr von mir wünscht?« begann er unsicher.

»Nur einige Auskünfte«, entgegnete Arndt, der sich bemühte, durch Ton und Verhalten das Mißtrauen Wilhelmis zu zerstreuen.

»Ich habe gehört, daß Sie für das Haus Seidelmann & Sohn arbeiten. Verdienen Sie dort gut?«

Ein tiefer Atemzug der Erleichterung hob die Brust des Zeichners.

»Ach so«, sagte er, ohne zunächst auf die Frage Arndts zu antworten. »Jetzt verstehe ich. Sie sind vermutlich auch Verleger oder gar Fabrikant und wollen mir Arbeit anbieten, vielleicht zu günstigeren Bedingungen, als man sie bei Seidelmann hat.«

»Jedenfalls will ich Ihnen helfen«, wick Arndt aus. »Ich glaube zu wissen, daß es Ihnen zur Zeit nicht gut geht.«

»Herr«, gestand der Zeichner, »ich könnte Ihnen ein Lied singen von Not und Elend, worüber Sie sich entsetzen würden. Gestern noch stand mir das Wasser bis an die Kehle, und ich wußte mir keinen Rat. Frau und Kinder todkrank, kein warmes Zimmer, nichts zu essen, keine Arznei, kein Geld

und Schulden obendrein. Es war zum Verzweifeln. In meiner höchsten Bedrängnis ging ich zu Seidelmann. Ich bat um Vorschuß. Nichts gab es. Ich bat um eine Unterstützung aus der Hilfskasse des Rentners Seidelmann. Nichts gab es. Ich wollte einige fertige Muster verkaufen. Da hieß es, ich hätte die Entwürfe einem andern gestohlen, der vor kurzem seine Blätter bei Seidelmanns eingereicht hatte; und daran war kein wahres Wort. Wenn ich an diese Stunde denke, steigt es heiß und bitter hoch in mir. So gepeinigt hat mich Seidelmann.«

Hier unterbrach Arndt den Zeichner.

»Bitte«, sagte er, »das verstehe ich nicht recht.«

»Was verstehn Sie nicht?«

»Daß Sie in so dringende Not geraten konnten. Sie haben doch noch einen Nebenverdienst, der sicher allerlei einbringt.«

»Ich einen Nebenverdienst? Wieso?«

»Ich meine, Sie besorgen doch Briefe für das Buschgespenst, und diese Botengänge werden bestimmt nicht schlecht entlohnt.«

Wunderlich auf seiner Ofenbank kratzte sich hinterm Ohr. Es wurde ihm wieder beträchtlich schwül, weil es jetzt voraussichtlich hart auf hart gehn würde. Fürs erste freilich war Wilhelmi völlig entwaffnet. Er erbleichte bis unter die Stirnhaare und starrte den Detektiv an wie einen bösen Geist.

»Briefe für das ... für das Buschgespenst ... sagen Sie?«

»Nun ja«, erklärte Arndt ruhig, ohne jeden Vorwurf im Ton, ganz sachlich. »Da in Ihrer linken Rocktasche steckt ein solcher Brief. Das weiß ich.«

Wilhelmi sprang auf. Dann stand er starr und steif.

»Herr«, stammelte er, »woher ...«

»Woher ich das weiß? Das erkläre ich Ihnen vielleicht später einmal, wenn wir gute Freunde geworden sind. Erst aber muß ich mich davon überzeugen, daß Sie ehrlich und offen gegen mich sind. Geben Sie zu, daß ich recht habe?«

Der Zeichner sank auf seinen Stuhl zurück. Die Arme glitten ihm schlaff zu beiden Seiten herab. Der Kopf hing ihm tief auf die Brust. Er war am Ende seiner Kraft.

»Das erstemal«, stöhnte er. »und schon bin ich ertappt! Nun ist alles aus, alles aus!«

Da legte ihm Arndt über den Tisch hinweg die Hand auf die Schulter.

»Beruhigen Sie sich, Herr Wilhelmi! Sie irren sich. Nichts ist aus. Ich bin als Freund zu Ihnen gekommen, nicht in der Absicht, Sie noch weiter ins Unglück zu bringen. Lassen wir erst einmal die Sache mit dem

Brief! Sie sagten, Seidelmann habe alle Ihre Bitten abgelehnt und Sie gepeinigt?«

Darauf hob der Zeichner jäh den Kopf.
Seine Augen leuchteten in Haß und Zorn.

»Ja, Seidelmann ist ein Scheusal, ein Teufel in Menschengestalt!«

»Sie scheinen Herrn Seidelmann nicht sonderlich zu schätzen«, sagte Arndt. Dabei zog er seine Brieftasche, entnahm ihr einen Geldschein und legte ihn vor Wilhelmi auf den Tisch. »Einstweilen ein Ersatz für den verweigerten Vorschuß! Es wird eine Weile reichen für Nahrung, Heizung, Arznei und alles, was Sie sonst dringend brauchen.«

Wilhelmi starrte überrascht erst auf den Schein und dann auf den Geber.

»Fünzig Mark? – Herr, wie kommen Sie dazu, mir eine solche Summe anzubieten?«

»Weil ich Ihnen helfen möchte, von dem Buschgespenst loszukommen, das Sie

höchstens noch tiefer ins Verderben führt.«

Der Zeichner schüttelte zweifelnd den Kopf.

»An soviel Menschenfreundlichkeit kann ich nicht glauben. Ich muß immer wieder fragen: Wie kommen Sie dazu?«

»So will ich versuchen, Ihnen eine Erklärung zu geben«, lächelte Arndt lebenswürdig. »Mein Beruf, den ich freilich etwas eigenartig auffasse und handhabe, treibt mich dazu. Ich bin Geheimpolizist.«

Die fahlen Wangen des Musterzeichners wurden noch um einen Schein bleicher.

»Ein – Polizist?« Es war dem geängstigten Mann anzusehn, daß er sich innerlich zu verzweifelter Gegenwehr rüstete. »Was wünschen Sie von mir?«

»Die Wahrheit über das Buschgespenst.«

»Ich weiß nichts von ihm.«

»Es war soeben bei Ihnen. Oder nicht?«

»Das war nicht das Buschgespenst.«

»Wer denn sonst?«

»Ein guter Freund.«

»Wohnt er hier im Ort?«

»Ja.«

»Wie heißt er?«

»Warum fragen Sie?«

»Weil ich zu ihm gehn will, um mich zu erkundigen, weshalb er mitten in einem friedlichen Ort unnötigerweise eine Larve aufsetzt, wenn er seinen Freund Wilhelmi besucht.«

Noch lag der Geldschein auf dem Tisch.
Wilhelmi schob ihn empört zurück.

»Selbst ein Geheimpolizist sollte sich nicht so niedriger Mittel bedienen, sich einem

armen Menschen gegenüber als Wohltäter auszugeben und einem Hungernden Geld anzubieten, nur um ihn zu überführen und ins Unglück zu stoßen.«

»Sie irren sich«, wehrte Arndt ruhig ab.
»Ich bin zwar Detektiv, aber ich komme als Mensch zu Ihnen. Ich will nicht Ihr Unglück. Im Gegenteil, ich möchte Ihnen helfen, sich von dem Buschgespenst freizumachen. Das erklärte ich Ihnen ja schon einmal.«

»Wer sagt Ihnen, daß ich zum Buschgespenst gehöre?«

Abermals machte Arndt eine abwehrende Geste.

»Lassen Sie doch das sinnlose Leugnen, Herr Wilhelmi! Ich meine es gut, und Sie erschweren mir unnütz die Ausführung meiner Absichten. Sie können mich nicht täuschen. Unsereiner hat durch jahrelange Übung sozusagen einen sechsten Sinn gewonnen. Ich sehe es Ihnen an, daß Sie

kein Verbrecher sind. Sie arbeiten Ihrer kranken Familie wegen sogar des Nachts, Sie sind in Not, und ich schätze, aus dieser Not heraus tun Sie gegen Bezahlung und vielleicht auch unter Zwang Botengänge für einen Menschen, den Sie unter gesunden Umständen meiden würden. Stimmt das?«

Wilhelmi machte große Augen.

»Weiß Gott«, sagte er leise, »ich habe vor der hiesigen Polizei bisher nie große Achtung empfunden. Aber wenn sie solche Männer in ihrem Dienst hat ...«

»... dann wäre es Wahnsinn, sich länger zu sträuben«, lächelte Arndt. »Sehn Sie, so ist es recht! Reden wir offen miteinander! Das Buschgespenst kommt zu Ihnen. Es will Sie zu seinem Sklaven machen.«

»So ists, ganz so!«

»Ich dachte es mir. Und nun betrachten Sie mich einmal als Ihren Freund, Herr Wilhelmi, und geben Sie mir ehrlich

Bescheid auf meine Fragen! Dann kann ich Ihnen voraussichtlich auch einige Sorgen abnehmen.«

»Fragen Sie! Ich werde rückhaltlos antworten.«

Wunderlich in seinem Ofenwinkel atmete auf. Diese Wendung der Dinge gefiel ihm. Er bewunderte wieder einmal den Herrn Vetter. Der aber begann ruhig und bedachtsam sein Verhör.

»Wie sind Sie in den Dienst des Buschgespenstes gekommen?«

»In seinem Dienst stehe ich eigentlich nicht«, erklärte Wilhelmi. Ich habe schon mehrmals die Besorgung von Briefen abgelehnt. Heute endlich hat mich der Unbekannte durch Drohungen gezwungen, ihm ein Schreiben zu bestellen und gab mir dafür einen Taler.«

»Ein Schreiben, an wen?«

»An den Schmiedemeister Görner in Lichtenberg.«

»Wissen Sie, was der Brief enthält?«

»Nein. Ich habe keine Ahnung.«

»So werden wir einmal nachsehn. Bitte, zeigen Sie mir das Schreiben!«

Wilhelmi brachte zaghaft den Brief hervor. Arndt öffnete ihn; es war ein halber Bogen, worauf in mehreren Reihen viele Ziffern standen.

»Eine Geheimschrift«, sagte der Musterzeichner, der dem Detektiv über die Schulter blickte.

»Ja, aber sie ist nicht allzu geistreich erfunden. Ich habe bereits den Schlüssel dazu. Wollen einmal prüfen, was diese Ziffern besagen.«

Arndt nahm einen Bleistift und ein Stück Papier aus seiner Briefftasche, schrieb das Abc auf und setzte von A bis Z die Ziffern

25 bis 1 unter die Buchstaben, so wie er es bereits beim Entziffern der Botschaft an der Eiche getan hatte. Dann begann das Zusammenstellen der Buchstaben.

Wilhelmi trat vor Erregung von einem Bein aufs andre. Auch Wunderlich hatte sich erhoben und schaute gespannt auf jeden Bleistiftstrich Arndts.

»Da haben wir's schon!« sagte Arndt endlich. »Es ist ein Befehl.«

Er reichte Wilhelmi den Zettel, worauf unter den Ziffern und dem Abc eine lange Buchstabenreihe stand, die, in Worte abgeteilt, folgenden Sinn ergab: »In der kommenden Nacht ein großer Streich im Haingrund. Ziehn Sie die Grenzaufseher möglichst zu sich hinüber!«

Wilhelmi überließ das Blatt dem Förster und schaute in ernstem Sinnen vor sich hin. Wunderlich aber mußte seinem übervollen Herzen Luft machen.

»Kreuztürken«, brach er los, »das ist eine Entdeckung! Dieses Buschgespenst ist doch wirklich mit allen Hunden gehetzt! Der Kerl ist listiger als ein Fuchs!«

»Pst, pst!« lächelte der Detektiv. »Sagen Sie nicht zuviel! Wenn das ein Fuchs hörte, würde er es Ihnen sehr übelnehmen. Das Buschgespenst ist letzten Endes ein Dummkopf!«

Der Zeichner war inzwischen wieder an den Küchentisch herangetreten. Ohne sich aus seinem starren Grübeln herauszureißen, ließ er die Finger seiner Linken gedankenlos mit dem Fünzigmarkschein spielen. Als der Förster jetzt auf die letzte schroffe Behauptung Arndts hin brummend den Mund verzog, zum Zeichen, daß er noch immer nicht geneigt sei, das Buschgespenst für dumm zu halten, hob Wilhelmi plötzlich den Kopf, tat zwei Schritte auf den Detektiv zu und legte ihm die Hand auf den Arm.

»Sie glauben mir nun?«

»Ich glaube Ihnen. Ich sehe klar in allem, was Ihre Lage und Ihr Verhalten betrifft, und ich werde alles Weitere so erledigen, daß man Ihnen wegen der einmaligen Nachgiebigkeit dem Drängen des Buschgespenstes gegenüber keine Schwierigkeiten macht.«

»Sie sind ein wahrer Menschenfreund«, nickte Wilhelmi, und es war fast, als spräche er mehr zu sich selbst als zu dem Detektiv. Offenbar wollte er jetzt das Ergebnis seines stillen Nachdenkens in Worte kleiden. »Darum muß ich auch das andre noch beichten. Ich denke, Sie werden gegen meinen Bruder ebenso menschlich verfahren wie gegen mich.«

»Gegen Ihren Bruder?« fragte Arndt.
»Meinen Sie den Besitzer der Roten Mühle? Was ist mit ihm?«

»Ich war bei ihm, nachdem ich bei Seidelmann auf keine Weise etwas erreichen konnte. Helfen, so dachte ich, kann er dir zwar nicht, aber er hat auf alle

Fälle ein Wort des Trostes für dich. Zu meiner Überraschung fand ich jedoch die Lage in der Mühle ganz verändert. Es ging meinem Bruder gut, und er borgte mir bereitwillig vierzig Mark.«

Hierauf erzählte der Zeichner ausführlich, was er in der Mühle gehört hatte. Er sprach von dem Rehbraten, von dem Besuch des Buschgespenstes, von dem Keller, der auf Verlangen des Paschers zugeschüttet werden sollte, und von dem überraschenden Auftrag, den Seidelmann gebracht hatte.

Wunderlich nahm inzwischen wieder auf der Ofenbank Platz und begleitete den Bericht des Zeichners mit allerlei Ausrufen des Staunens und der Teilnahme, bisweilen auch mit einem kurzen Kraftwort. Arndt hatte die Brauen zusammengezogen; im Zuhören dachte er angestrengt nach. Als Wilhelmi geendet hatte, sah er den Zeichner prüfend an.

»Ich sagte vorhin, ich sähe klar in allem, was Ihre Lage und Ihr Verhalten angeht,

Herr Wilhelmi. Das gilt aber in diesem Augenblick nicht mehr. Jetzt muß ich an Sie die Frage richten: Weshalb haben Sie dem Drängen und Drohen des Buschgespenstes widerstanden, solange Sie in Not waren und jeden Taler für einen Botengang wirklich brauchten, um dann plötzlich nachzugeben, als die ärgste Not durch die Hilfe Ihres Bruders gebannt war? Das verstehe ich nicht. Das spricht nicht zu Ihren Gunsten, wie ich offen erklären muß.«

»Ich bin dabei dem Rat meines Bruders gefolgt«, gestand der Zeichner und senkte den Blick vor den forschenden Augen des Detektivs. »Mein Bruder bewies mir haarscharf, daß ein Mensch, dessen Mitarbeit das Buschgespenst einmal fordert, in Hohenthal nicht leben kann, sobald er diese Mitarbeit ablehnt. Umgekehrt erwachse aus einer Bereitwilligkeit Vorteil über Vorteil, wie sein eigener Fall in der Tat beweist.«

»Und das Gesetz? Die Behörden?«

»Die möchten, so führte mein Bruder aus, dem Buschgespenst das Handwerk legen, wenn ihnen solche Zustände nicht gefielen. Die armen, abhängigen Einwohner von Hohenthal seien außerstande, von sich aus dem Treiben und dem unerbittlichen Willen des unbekannten Verbrechers zu wehren.«

»Na«, meinte Arndt, »dieser Standpunkt ist nicht haltbar. Jeder Bürger ist verpflichtet, aus eigenem Antrieb alles zu tun, um dem Recht Geltung zu verschaffen. Immerhin beweist die Folgerung Ihres Bruders, daß die erste Voraussetzung für gesunde Zustände in Volk und Staat das Vorhandensein einer starken Staatsgewalt ist, einer Staatsgewalt, die ihren Anordnungen unbedingten Nachdruck zu verleihen weiß.«

»Soll das heißen«, fragte Wilhelmi betreten, »daß Sie das Tun und Denken meines Bruders verurteilen? Daß Sie nun vielleicht auch mich nicht mehr zu schützen bereit sind?«

»Wie weit ich jetzt noch für Sie und darüber hinaus auch für Ihren Bruder eintrete, hängt davon ab, wie Sie beide sich in Zukunft verhalten. Ich brauche Ihre und Ihres Bruders Hilfe, um das Buschgespenst zu fangen.«

»Dieser Hilfe können Sie gewiß sein. Ich darf mich da getrost auch für meinen Bruder verpflichten.«

»Soll mir lieb sein, schon um Ihretwillen. Den Beweis können Sie mir sogleich liefern. Ich möchte wegen des Kellers einige Auskünfte haben. Wissen Sie, was für eine Art Schloß die Kellertür Ihres Bruders hat?«

»Ein Kastenschloß.«

»Sie waren selber bereits in diesem Keller?«

»Oft schon.«

»Das genügt. Ihr Bruder hat den Schlüssel an das Buschgespenst abgegeben?«

»Ja. Er wird es inzwischen getan haben.«

»Schade. Ich hätte mir den Keller gern einmal angesehen.«

»Das können Sie noch immer. Der Keller kann auch mit dem Schlüssel einer Kammertür geöffnet werden. Das hat mein Bruder dem Buschgespenst absichtlich verschwiegen. Er wollte sich die Möglichkeit offenhalten, ab und zu zu prüfen, was in seinem Keller vorgeht. Verbrechern gegenüber, meinte er, sei das gerechtfertigt.«

»Ist es auch«, nickte Arndt. »Ich freue mich, daß Sie wirklich offen zu mir sind, und möchte Ihnen einen Vorschlag machen. Führen Sie mich zu Ihrem Bruder!«

»Gern. Aber wann?«

»Jetzt gleich; wir haben keine Zeit zu verlieren. Morgen wird der Pascherstreich ausgeführt. Das Buschgespenst hat den Keller in irgendeiner Absicht gepachtet, die mit der Schmuggelei in Verbindung steht. Ich muß wissen, ob dieser Raum morgen eine Rolle spielt, und da ich am Tag vielleicht keine Zeit dazu finde, muß ich mich noch in der Nacht da draußen umsehn.«

»Mir recht. Der Nachtspaziergang wird mir guttun nach dem ewigen Hocken am Zeichenbrett.«

»So wollen wir aufbrechen!« sagte Arndt zu dem Förster, der sich sogleich von seinem Platz auf der Ofenbank erhob. »Und Sie«, fuhr er fort, zu dem Zeichner gewendet. »Sie nehmen endlich den Schein an sich! Er ist Ihr Eigentum! Betrachten Sie das Geld meinerwegen als eine vorausgezahlte Belohnung für Ihre Dienste beim Fang des Buschgespenstes!«

»Wenn Sie die Sache so darstellen«, seufzte
Wilhelmi erleichtert, »dann greife ich
freilich zu. Viel von Dank will ich dabei
nicht sprechen. Ich hoffe, Ihnen meinen
redlichen Willen durch die Tat beweisen zu
können.«

Er kramte eine alte, arg zerschlissene
Brieftasche hervor und legte das wertvolle
Stück Papier sorgsam hinein.

»So«, sagte er dann, »nun stehe ich zur
Verfügung. Einen Augenblick höchstens
noch! Ich muß erst meine Schwiegermutter
wecken; sie soll bei den Kranken wachen,
während wir zu meinem Bruder gehn.«

Arndt war einverstanden.

»Tun Sie das! Aber halten Sie den Mund
über alles, was hier verhandelt worden ist!«

»Auch über das viele Geld?«

»Auch darüber. Ich verstehe, daß Sie den
Ihrigen gern die frohe Botschaft bringen

möchten, aber ich warne Sie! Wir müssen sehr vorsichtig sein. Spricht sich das Geringste über unsre Absichten herum, so haben wir womöglich das Nachsehn. Und nun beeilen Sie sich! Es ist schon reichlich spät. Obendrein werden wir nicht unmittelbar nach der Mühle gehn, sondern vorher noch dem Bergwerksarbeiter Schulze einen Besuch abstatten. Ich hoffe, daß er noch wach ist.«

»Dem Schulze? Dem ›Hundejungen‹, wie er im Dorf genannt wird?« fragte Wilhelm erstaunt.

»Ja, dem. Ich erkläre Ihnen die Sache nachher. Rasch jetzt!«

Wenige Minuten später verließen die drei das Haus. Unterwegs begann der Detektiv seine Erläuterung.

»Das Buschgespenst war bei Schulze, bevor es zu Ihnen kam«, belehrte er den Zeichner, der jedem Wort gespannt lauschte.

Auch Wunderlich hörte aufmerksam zu.

»Ich vermute«, fuhr der Detektiv fort,
»Schulze hat einen ähnlichen Auftrag
bekommen wie Sie. Darüber muß ich mir
Gewißheit verschaffen.«

»Sie meinen, daß Schulze auch einen Brief
für das Buschgespenst besorgen soll?«
erkundigte sich Wilhelmi. »Wohin denn?«

»Das weiß ich nicht, möchte jedoch fast
wetten, daß ich es annähernd errate.«

»Hoho!« rief der Förster dazwischen. »Ihre
Pffiffigkeit in Ehren, Herr Vetter, aber eine
solche Nuß ist nicht so leicht zu knacken!«

»Wollen einmal sehn!« lächelte der
Detektiv. »Hier muß man nur nachdenken.
Das Buschgespenst plant einen Streich im
Haingrund. Um freie Hand zu gewinnen,
schickt der Anführer der Pascher Herrn
Wilhelmi nach Lichtenberg. Der
Schmiedemeister Görner soll die
Grenzbeamten da hinüberlocken.

Lichtenberg liegt im Westen von hier. Läßt es sich da nicht vermuten, daß ein zweiter Bote, also jener Schulze, nach Osten geschickt wird, an einen Mann, der seinerseits die Aufmerksamkeit der Grenzer nach Osten ablenken soll? So zieht das Buschgespenst die Beamten auseinander, und in der Mitte, grad dort, wo die Pascher vorgehn wollen, bleibt die Luft rein.«

Inzwischen waren sie vor dem windschiefen Häuschen Schulzes angelangt. Ein Fenster war noch erleuchtet. Wunderlich, der auch hier bekannt war, drückte auf die Türklinke. Die Tür ließ sich öffnen; sie war noch unverschlossen. Ein Klingeln ertönte. Die drei Männer traten in den dunklen Flur.

Aus einem Zimmer zur Linken klang ein lauter Ruf.

»Ist jemand da?«

»Ja, ich bin's, Nachbar – der Förster Wunderlich!«

»Mitten in der Nacht? Was gibts denn?«

Eine Stubentür tat sich auf. Schulze schaute verwundert auf die Besucher.

»Ich bringe jemand, der mit Ihnen sprechen will«, erklärte Wunderlich.

»Na, da kommt herein!«

Die drei folgten der Aufforderung.

»Setzen Sie sich!« brummte Schulze nicht allzu freundlich. »Und nun schießen Sie los! Ich bin neugierig, was es heut noch mit dem Hundejungen zu besprechen gibt.«

»Sind wir ungestört?« fragte Arndt.

»Ja, ganz unter uns. Meine Frau ist schon im Bett. Sie ist vor Erschöpfung eingeschlafen. Ich bin munter geblieben, denn ich habe noch etwas zu erledigen.«

»So ist es gut«, sagte Arndt scheinbar leichthin, »daß wir kommen und Sie

abhalten, etwas zu tun, was Sie in Verlegenheit bringen könnte.«

»So? Was denn?« fuhr Schulze auf. »Ich möchte es mir doch sehr verbitten ...«

»Regen Sie sich nicht auf, Schulze!« fiel Wunderlich beruhigend ein. »Dieser Herr meint es gut mit Ihnen. Er ist nur zu Ihrem Besten gekommen.«

»Wer das glaubt!« murrte Schulze. »In diesem gemeinen Nest kennt jeder nur seinen eignen Vorteil.«

»Es gibt auch Ausnahmen«, sagte Arndt ruhig. »Sie dürfen nicht allzu schlecht von den Menschen denken!«

»Ach, gehn Sie mir mit den Menschen! Das ist ein Luderzeug oben und unten. Bestien sind's, reißende Tiere!«

»Na, na, Herr Schulze!«

Aber Schulze ließ sich nicht beruhigen; er fuchtelte mit dem Arm in der Luft herum.

»Aasgeier und Giftschlangen! – Ich werd's Ihnen beweisen! Sehn Sie, ich verdiene sechs Mark, und meine Frau nicht viel über zwei, das macht acht Mark in der Woche. Sie können sich's selber ausrechnen: zuwenig zum Leben und zuviel zum Sterben! Und da ist weit und breit kein Mensch, der einem hilft; sie schauen unsereinen nur über die Achsel an und schimpfen mich ›Hundejunge‹.

»So dürfen Sie nicht sprechen!« tadelte Arndt. »Sie müssen bedenken, daß es keine Not gibt, aus der nicht Hilfe möglich wäre.«

»Das betet mir meine Frau auch immer vor – und kocht Suppe von Kartoffelschalen. Hahaha!«

»Sie werden bald etwas Kräftiges bekommen. Ich will Ihr Arzt sein und Ihnen Ihre Krankenkost vorschreiben. Was meinen Sie, Herr Wilhelmi, soll ich ihm auch eine solche Arznei geben wie Ihnen?«

Der Zeichner nickte lachend.

»Das würde ich ihm schon gönnen. Ein besseres Heilmittel hat wohl noch kein Arzt verabreicht.«

»Nun, so wollen wir sehn, ob es auch ihm Hilfe bringt!«

Mit diesen Worten nahm der Detektiv einige Geldstücke aus seiner Börse und bot sie Schulze auf der flachen Hand dar. Dieser betrachtete das Geld mit weit aufgerissenen Augen.

»Was soll das?« fragte er mißtrauisch.

»Das soll Ihr Lohn dafür sein, daß Sie sich vom Buschgespenst lossagen und mir helfen, den Verbrecher zu fangen.«

»Den fängt keiner«, knurrte Schulze.

»Außerdem weiß ich überhaupt nicht, was mich das angeht. Ich glaube, Sie möchten mich aufs Eis führen. Ich habe mit dem Buschgespenst nichts zu schaffen. Wenn

Sie es ertappen wollen, so müssen Sie sich anderswo kümmern. Ich kann Ihnen dabei nicht behilflich sein.«

Arndt lachte dem Mann vergnügt ins Gesicht.

»Mein Lieber, jetzt haben Sie geschwindelt.«

»Oho!«

»Doch! Geschwindelt! Das Buschgespenst war ja erst vor einer Stunde bei Ihnen. Wo haben Sie denn den Brief, den es Ihnen zur Besorgung übergeben hat?«

Schulze fuhr betroffen zurück.

»Herr, wer sind Sie? Was soll Ihr Besuch bei mir? Sie sind wohl einer von der Polizei?«

Da mischte sich der Förster ein, der ein langes Hin und Her verhindern wollte.

»Ruhe, Nachbar!« begütigte er. »Dieser Herr, ist in der Tat Geheimpolizist. Er weiß alles. Auch Wilhelmi hat ihm eingestanden, daß er für das Buschgespenst einen Botengang machen sollte. Die Polizei wird den Verbrecher fangen und uns von ihm befreien.«

»Das heißt«, fügte Arndt hinzu, »allein bringe ich das nicht fertig; ich muß mir Ihre Mithilfe erbitten. Wollen Sie?«

Der Bergmann blickte den Detektiv zögernd an.

»Aber«, sagte er dann, »wenn das Buschgespenst es nun erfährt?«

»Pah!« lachte Arndt. »Sie überschätzen diesen Menschen. Was man sich von ihm erzählt, ist entweder erfunden oder stark übertrieben. Ich begreife, daß Sie sich von ihm einschüchtern ließen, jetzt aber liegen die Dinge anders. Jetzt stehn Sie unter meinem Schutz. Wollen Sie mir nicht

einmal den Brief zeigen, den Sie zur Besorgung erhalten haben?«

Schulze zog ein bedenkliches Gesicht. Er schüttelte stumm den Kopf; mit Worten mochte er sich offenbar nicht festlegen.

»Immer her damit!« rief Arndt. »Seien Sie kein Feigling! Ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie nicht den kleinsten Schaden haben sollen!«

So brachte Schulze schließlich den Brief, erschrak aber doch, als Arndt den Umschlag öffnete. Das Schreiben hatte den gleichen Inhalt wie der andre Brief. Das stellte Arndt mit einem kurzen Blick fest.

»Und nun werden Sie mir sagen, an wen diese Zeilen gerichtet sind,« erklärte er kurz.

»An den Sattlermeister Krüger in Weißkirch«, gestand Schulze nach einigem Zögern.

Arndt nickte, steckte den Bogen in einen neuen Umschlag und gab ihn Schulze zurück.

»Sie händigen den Brief dem Sattler Krüger aus, als wäre nichts geschehn. Es ist vermutlich nicht der erste, den Sie besorgen. Ihren Brief, Wilhelmi, mache ich nachher fertig. Wir haben noch Zeit und kommen ja wieder in Ihre Wohnung. Sie bringen ihn dann zum Schmied Görner, lassen aber ja nicht merken, daß die Verhältnisse andre geworden sind!«

»Und ich? Wie verhalte ich mich, wenn das Buschgespenst Rechenschaft von mir fordert?« fragte Schulze.

»Es wird gar nicht wieder zu Ihnen kommen. Morgen ist alles erledigt. Im Notfall tun Sie einfach, als ob Sie von nichts wüßten.«

Damit drückte Arndt dem Bergmann die Geldstücke in die Hand, entfernte sich mit

kurzem Gruß und machte sich mit Wilhelmi und Wunderlich auf den Weg zur Mühle.

Als sie dort laut an die Tür des Wohnhauses pochten, öffnete Frau Pauline. Sie leuchtete die drei in tiefem Erschrecken mit der Laterne an.

»Du, Schwager? Um Gottes willen – es ist doch daheim nichts Schlimmes geschehn?«

»Keine Sorge! Es steht alles gut. Ist der Bruder zu sprechen?«

»Ja. Er ist schon in der Mühle. Wir müssen jetzt bereits vor Tau und Tag anfangen.«

»Recht so! Rufe ihn! Wir haben Wichtiges mit ihm zu reden.«

»So geht hinein in die Stube! Ich werde ihn holen.«

Der Müller kam, grüßte und betrachtete verwundert die Anwesenden. Sein Blick blieb an seinem Bruder haften.

»Gott sei Dank!« meinte er dann im Ton der Erleichterung. »Ich hatte schon Sorge um dich. Aber du machst ein so glückliches Gesicht, daß ich beinahe denke, es ist dir etwas Gutes zugestoßen.«

»Du hast recht. Da schau her!«

Wilhelmi warf seinen Fünzigmarkschein mit der Miene eines Millionärs auf den Tisch.

»Du hast mir gestern vierzig. Mark geborgt, Bruder. Hier hast du sie wieder. Gib mir zehn heraus!«

»Fünzig Mark?« staunte der Müller. Mensch, wie kommst du zu soviel Geld?«

»Hier steht mein Säckelmeister! Dieser Herr hier hat mir den Schein geschenkt.«

Wilhelmi gab dem Bruder eine kurze Erklärung, der eine lange freudige Aufregung folgte. Besonders die Müllerin strahlte, als sie hörte, daß es dem

Buschgespenst nun an den Kragen gehn sollte. Dadurch kam ja ihr Mann von dem seltsamen, geheimnisvollen Vertrag los.

Arndt ließ sich den Keller zeigen; die Tür wurde mit dem Kammerschlüssel geöffnet.

Dieser Keller war ein langer, viereckiger Raum, den man hinter der Mühle aus dem Felsen herausgehauen hatte. Arndt sah sich einigermaßen enttäuscht; dennoch musterte er jeden Zollbreit der Örtlichkeit, leider ohne Erfolg.

»Was suchen Sie?« fragte der Müller.

»Ich hatte eine Vermutung, die sich jedoch nicht bestätigt hat; darum brauchen wir auch nicht weiter drüber zu sprechen. Gehn wir wieder!«

»Und was raten Sie mir?«

»Lassen Sie die Sache so, wie sie ist. In zwei oder drei Tagen werden wir wissen, woran wir sind.«

Das war der einzige Bescheid, den Arndt gab.

Als er mit dem Musterzeichner die Mühle wieder verließ, ahnte er nicht, welche Bedeutung dieser Keller für ihn noch erlangen sollte.

17. »Hände hoch!«

Arndt kehrte erst lange nach Mitternacht mit Wunderlich ins Forsthaus zurück, wo Frau Bärbchen in Ungeduld und Sorge auf die beiden wartete. Ruhe fand der Detektiv in dieser Nacht nur wenig, denn er war früh am Morgen schon wieder auf den Beinen.

Wunderlich, für den es Ehrensache war, nicht länger in den Federn zu liegen als der Herr Vetter, wollte abermals einen Schlitten im Dorf besorgen. Doch Arndt mochte davon nichts wissen.

»Lassen Sie das! Es könnte auffallen, und ich möchte mir nicht in letzter Stunde durch eine kleine Unvorsichtigkeit alles verderben. Ich werde zu Fuß gehn. So kann ich um Mittag bereits wieder hier sein. Dann machen wir noch einen Gang zur Mühle, und in der kommenden Nacht kann der Tanz beginnen.«

»Schon wieder zur Mühle?« wunderte sich der Förster.

»Ja. Ich habe mir im Bett einen Plan zurechtgelegt, den ich in der Stadt mit dem Kommissar besprechen will. Ich denke, er wird meine Vorschläge billigen. Die Rote Mühle soll für das Buschgespenst und seine Pascher zur Falle werden.«

»Hm«, machte Wunderlich. »Hoffentlich ist der Müller damit einverstanden. Er trägt dabei sein Fell zu Markt.«

»Gewiß. Aber es wird ihm auch eine anständige Belohnung der Behörde eintragen. Dafür werde ich sorgen.« »Und ich?«

»Sie möchten auch eine Belohnung haben?« lachte Arndt.

»Unsinn!« knurrte der Förster. »Mittun will ich, weiter nichts. Sie haben bisher noch kein Wort davon gesagt.«

»Das kommt noch, mein Lieber. Ich habe bereits einen Auftrag für Sie. Ich brauche nämlich eine tüchtige Ladung Ballen, Pakete, prall gestopfte Säcke und ähnliche Dinge, die aussehen wie sorgfältig verpackte Schmugglerware. In Wahrheit mögen sie nur Lumpen, altes Papier und ein paar Steine enthalten, die ein gewisses Gewicht schaffen. Verstehn Sie mich?«

»Aha!« nickte Wunderlich. »Ich weiß; Sie wollen ja angeblich für das Buschgespenst liefern.«

»So ist es. Diese Packen holen die zehn Männer hier bei Ihnen ab, von denen ich im Schuppen oben beim Bergwerk gesprochen habe.«

»Und diese zehn Männer werden verkleidete Polizisten sein. Habe ich richtig geraten?«

»Ausgezeichnet!« lobte Arndt. »Ihre Waffen können sie dabei getrost tragen. Sie üben ja angeblich ein bedenkliches

Handwerk aus, indem sie scheinbar den Schmugglern die Waren herbeischaffen. Das alles bringe ich mit dem Kommissar in Ordnung. Von Ihnen brauche ich vorläufig nur die Packen. Wird es klappen?«

»Ohne Frage, Herr Vetter. Wird alles heut vormittag zurechtgemacht und fein verschnürt, damit die Empfänger den Inhalt nicht allzu rasch prüfen können.«

»Gut bedacht!« nickte Arndt. »Kommen Sie? Wollen schnell eine Tasse Kaffee trinken und einen Bissen frühstücken! Dann breche ich auf.«

So geschah es denn auch. Kurz vor zehn Uhr war Arndt bereits im Dienstzimmer des Kommissars. Der Beamte hörte gespannt den Bericht seines Besuchers über die Unterredung mit dem Buschgespenst im Strohschuppen des Bergwerks und über alles, was Arndt in der vergangenen Nacht mit Wilhelmi und Schulze und weiterhin in der Roten Mühle erlebt hatte. Der Kommissar knurrte zunächst über die

verwünschte Bande in Hohenthal, die samt und sonders dem Buschgespenst dienstbar sei, und drohte, die Schuldigen ohne Ausnahme bestrafen zu wollen. Der Detektiv aber wies ihn darauf hin, unter welchem Druck die armen Menschen ständen und daß sie ja im Augenblick schon für die Behörde arbeiteten und somit Anspruch auf weitgehende Nachsicht hätten, der Müller Wilhelmi von Rechts wegen sogar Anspruch auf eine behördliche Belohnung. In diesem Punkt ließ der Detektiv nicht locker, bis ihm der Kommissar zusagte, sich an vorgesetzter Stelle für eine solche Belohnung einzusetzen.

Dann deckte Arndt dem Beamten seine Pläne auf, so wie er sie dem Förster bereits klargelegt hatte.

»Die Pakete, die angeblich meine Lieferung enthalten, kommen vor den verschlossenen Keller der Mühle«, sagte er. »Oben, in den Wohnräumen des Müllers, bringe ich dann Ihre zehn Polizisten unter, die ich für meine

Lastträger ausgabe. Nun führe ich aus dem Haingrund die zehn Männer herbei, die jene wirkliche Sendung bringen, von der das Buschgespenst mir gegenüber sprach. Auch das Buschgespenst selbst mit seinen zehn Schmugglern, die das Paschergut übernehmen sollen, locke ich in die Mühle.«

Hier unterbrach der Beamte den Detektiv.

»Halt, diese Sache hat einen Haken! Wird das Buschgespenst wirklich so ohne weiteres Ihrem Wink folgen?«

»Gewiß, denn ich werde ihm weismachen, der Haingrund sei zur Zeit nicht sicher; es streiften da Grenzer umher. Dafür, daß das auch wirklich geschieht, ohne daß jedoch ein Zusammenstoß mit den Paschern erfolgt, müssen Sie sorgen, Herr Kommissar.«

»Gut. Das will ich tun. Die Grenzer werden ihre Spuren im Schnee sehn lassen. Das wird genügen. Nun aber kommt etwas

anderes. Das Buschgespenst hält Sie für einen fremden Kaufmann. Sie dürfen also nichts davon wissen, daß der Müller Wilhelmi im Solde der Schmuggler steht. Wie kommen Sie dann auf die Mühle? Sie werden mit Ihrem Vorschlag, die ganze Gesellschaft solle in der Mühle unter schlüpfen, das Buschgespenst mißtrauisch machen.«

»Würde ich allerdings, Herr Kommissar, wenn ich diesen Punkt nicht bereits bedacht und meinen Plan danach zugeschnitten hätte. Ich werde nämlich dem Buschgespenst ein Märchen erzählen, warum und wieso ich mit dem Müller in Verbindung gekommen sei. Sie können mir das getrost überlassen, ohne daß ich Ihnen diese Geschichte hier erst ausführlich vortrage.«

»Dann bin ich zufrieden. Was also weiter? Die zehn Schutzleute, die Sie in die Mühle schmuggeln, genügen doch nicht, um zwanzig bewaffnete Pascher festzunehmen.«

»Das ist klar. Wir brauchen etwa noch fünfzehn weitere Polizisten und Grenzbeamte, die Sie heimlich zur Mühle führen sollen, Herr Kommissar, sobald alle Schmuggler drinnen sind. Vorher müssen Sie sich mit diesen Leuten in der Nähe verstecken, um dann im rechten Augenblick die Falle zu schließen.«

»Recht so. Wird gemacht.« Der Kommissar rieb sich vergnügt die Hände. »Meinen Dank, Herr Kollege! Sie haben prächtig vorgearbeitet. Hoffentlich gelingt alles nach Wunsch. Sie sagten, etwa zwei Uhr nachts würden sich die Schmuggler im Haingrund versammeln. Wenn ich mit meiner Hilfstruppe um Mitternacht in der Nähe der Mühle bin, würde das also ausreichen.«

Die beiden Männer schüttelten einander die Hände. Der Plan war geschmiedet, die Falle vorbereitet. Jetzt kam es einzig darauf an, das Buschgespenst und seine Leute hineinzulocken und dingfest zu machen.

Es wurde nur noch verabredet, daß sich der Kommissar mit seinem Aufgebot in dem Waldstück verbergen sollte, das sich am Berghang hinter der Mühle hinaufzog. Kurz nach Mitternacht sollte hier Wunderlich zu den Beamten stoßen und als Führer bei ihnen bleiben.

Diese Unterredung hatte etwa eine Stunde gedauert. Arndt machte sich nunmehr sogleich auf den Rückweg zum Forsthaus. Hier zeigte ihm Wunderlich schmunzelnd die Ballen, Säcke und Pakete, die er angefertigt hatte. Es war alles nach Wunsch ausgefallen, und so konnte der Detektiv nach einer kurzen Mittagsrast unverzüglich nach der Roten Mühle aufbrechen.

Die Mühle klapperte auch heut emsig. Wilhelmi selber öffnete, und als er Arndt erblickte, war sein Verwundern ebenso groß wie seine Freude über den unerwarteten Besuch.

»Sie, Herr? – Willkommen! Bringen Sie Gutes oder Schlimmes?«

»Gutes! – Es gibt Arbeit für Sie und Ihre Frau.«

»O weh!« lachte der Müller. »Noch mehr Arbeit? Das können wir ja gar nicht schaffen. Worum handelt es sich denn?«

»Pst! Nicht so laut!« mahnte der Detektiv. »Ich will Ihnen die Sache drinnen in der Stube klarlegen.«

»Aha! Ich verstehe. Es geht um ein Ding, das unter uns bleiben soll. Kommen Sie also erst mal herein!«

Die Müllerin war nicht weniger neugierig als ihr Mann, die Neuigkeit zu erfahren, und Arndt ließ die beiden nicht lange warten.

»Wollen Sie mir helfen, das Buschgespenst zu fangen?« begann er ohne Umschweife.

Die Müllersleute erschrakten.

»Wir? – Ihnen? – Was können wir denn dabei tun?« fragte der Mann.

»Ich will die Pascher in Ihre Mühle locken und hier festnehmen lassen.«

»Herrgott! Das ist eine gefährliche Geschichte!« jammerte die Frau. »Das Buschgespenst wird sich an uns rächen.«

»Ausgeschlossen! Es wird ja für immer unschädlich gemacht.«

Der Müller hatte sich inzwischen von der ersten Überraschung erholt.

»Dürfen wir erfahren, welchen Plan Sie haben?« fragte er.

»Ja, Ihnen beiden diesen Plan zu unterbreiten und Sie für seine Durchführung zu gewinnen, bin ich ja eigens gekommen.«

Arndt setzte den Müllersleuten also kurz auseinander, wie er sich die Sache dachte. Dabei schilderte er alles so einfach und selbstverständlich wie möglich und zerstreute hier und da ein Bedenken des

Ehepaars Wilhelmi. Er erwähnte auch die sorgfältigen Vorbereitungen, die bereits getroffen waren, und vergaß vor allem nicht den Hinweis auf die Belohnung, die demjenigen, der sein Haus als Falle für die Pascher hergab, nach der Rücksprache mit dem Kommissar sicher sei.

»Und wie hoch wird die Belohnung sein?« fragte der Müller vorsichtig, und da er Arndt lächeln sah, fügte er hinzu: »Sie müssen bedenken, daß man mir die Anzahlung, die das Buschgespenst für die Überlassung des Kellers geleistet hat, wieder abnehmen wird. Da entsteht doch ein Verlust für mich.«

»Das ist schon richtig«, erklärte der Detektiv. »Aber zunächst haben Sie ja einmal Ansprüche an Seidelmann für das Ausmahlen des Getreides. Und dann werden wir auch dafür sorgen, daß Ihre Mühle wieder anderweit Aufträge bekommt. Jedenfalls sollen Sie bestimmt keinen Schaden haben. Die Belohnung bleibt Ihnen ungeschmälert. Sie beträgt

sicher einige hundert Mark. Ich will nicht zu viel versprechen.«

»So, so, einige hundert Mark! Pauline, was meinst du dazu?«

Die Müllerin seufzte.

»Ach, das ist eine dumme Geschichte! Ich bin stets dafür gewesen, du solltest dich mit dem Buschgespenst überhaupt nicht einlassen, und ich würde aufatmen, wenn du von diesem Teufel loskämost. Dem Herrgott danken würde ich, wenn die ganze Gesellschaft, die allen Bewohnern dieser Gegend das Leben zur Hölle macht, endlich hinter Schloß und Riegel säße. Aber, aber – ob es auch gelingt? Und wenn das Buschgespenst entwischt, was dann? Das wäre unser Untergang.«

Darauf ergriff Arndt noch einmal das Wort, und es gelang ihm, die Wilhelmis schließlich doch auf seine Seite zu ziehn. Dann verabredete er mit ihnen alles Nötige

genau und verabschiedete sich mit einem festen Händedruck.

»Von Mitternacht an halten Sie sich bereit!« sagte er zum Schluß. »Gedanken brauchen Sie sich keine mehr zu machen. Ich selber bin mit meinen zehn Polizisten zuerst zur Stelle. Das verbürgt Ihnen von vornherein den erforderlichen Schutz. Glückauf also zur entscheidenden Jagd auf das Buschgespenst.«

*

Mitternacht war bereits vorüber. Der Haingrund lag scheinbar still und verlassen. Doch zeigten sich hier und da im Schnee frische Fußspuren. Als Arndt eine Stunde vor der verabredeten Zeit mit seinen schwer gepackten Polizisten den Grund erreichte, gewährte er eine Reihe von Gestalten mit Warenbündeln auf den Rücken. Sie verschwanden soeben hinter Büschen in einer Seitenschlucht, offenbar, um dort im sichern Versteck zu warten. Zweifellos waren das die Träger der böhmischen

Paschersendung, die das Buschgespenst hier in Empfang nehmen wollte.

Diese Entdeckung kam dem Detektiv sehr gelegen.

Arndt hatte ursprünglich die Absicht gehabt, mit seinen Polizisten den Haingrund sogleich wieder zu verlassen und nach der Mühle zu eilen. Er hatte den Umweg vom Forsthaus über den Ort des Stelldicheins nur genommen, um ganz sicher zu gehn und mit seinen Männern die nötigen Spuren zu hinterlassen, aus die er sich dann gegebenenfalls den Paschern gegenüber berufen konnte. Etwa so: »Seht, wir waren hier! Aber die Gegend ist nicht sicher. Darum sind meine Leute einstweilen in der Mühle untergeschlüpft. Folgt mir schleunigst dorthin!«

Nun belohnte sich diese scheinbar allzu große Vorsicht. Der tatsächliche Geschäftsfreund des Buschgespenstes war mit seiner Lieferung schon verfrüht zur Stelle. So entschloß sich Arndt denn, diese

unerwartete Wendung der Dinge zu nützen und die zehn Träger, möglichst samt ihrem Gebieter, sogleich in die Mühle zu locken und dort festzuhalten. Das heißt, das Festhalten sollten seine Polizisten besorgen, die er natürlich mitnehmen und in der Mühle zurücklassen würde, während er selber unverzüglich wieder aufbrechen mußte, um die Hauptpersonen, nämlich das Buschgespenst und seine zehn Schmuggler, in die Falle zu bringen.

Jetzt ließ er seine Leute erst einmal in guter Deckung zurück und pirschte sich vorsichtig an die erwähnte Seitenschlucht heran. Daß er dabei sein Leben wagte, war ihm klar. Die Lastträger, die sich da versteckt hielten, waren vermutlich gut bewaffnet. Wenn nun einer ihn, den Unbekannten, entdeckte und vorzeitig auf ihn schoß, ohne ihn erst anzurufen und nach der Losung zu fragen, so konnte es leicht um Arndt geschehn sein. Doch danach durfte der Mann nicht fragen, der sich ein so hohes Ziel gesteckt hatte. Er schritt langsam auf die Schlucht zu, beständig

ausspähend, ob nicht da oder dort ein Wächter zu finden sei.

Und richtig, da war einer. Zum Glück riß der Mann nur die Büchse hoch, drückte aber nicht ab, sondern rief den Kommenden an.

»Halt! Wer da?«

»Gut Freund!« gab Arndt zurück.

»Die Losung?«

»Prag!«

»Kann passieren! Erst aber noch einen Bescheid! Was suchen Sie hier?«

»Den Mann, der gleich mir an diesem Ort und zu dieser Stunde mit dem Buschgespenst wegen einer Warensendung zusammentreffen will.«

Hinter dem Posten, der den Zugang zur Seitenschlucht bewachte, tauchte die Gestalt eines andern auf, der ebenso wie der

Posten eine schwarze Maske vor dem Gesicht trug.

»Dieser Mann bin ich«, meldete er sich.
»Unser Freund hat mir von Ihnen gesprochen. Ich bin in alles eingeweiht. Wo haben Sie Ihre Leute mit den Paketen?«

»Dort hinter dem Waldsaum!« antwortete Arndt, rückte an seiner Brille aus Fensterglas und strich sich den falschen Bart, den er für diesen Gang angelegt hatte. Er war überhaupt ganz so gekleidet wie damals, als er im Strohschuppen oben am Bergwerk mit dem Buschgespenst verhandelte.

»Dann ist es gut, daß wir schon hier sind und Sie warnen können«, entgegnete der andre. »Bringen Sie Ihre Leute schleunigst in dieses Versteck! Allen Vorsichtsmaßnahmen zum Trotz scheint es heut hier nicht geheuer zu sein. Wir sind zwar unbehelligt durch den ganzen Haingrund gekommen, haben aber dann Männerspuren im Schnee gefunden, die

wohl nur von Grenzbeamten herrühren können, ganz frische Spuren, und einer meiner Träger will sogar einen Uniformierten bemerkt haben, der glücklicherweise nicht auf uns aufmerksam wurde.«

»Dieselbe Beobachtung habe ich auch gemacht«, erklärte Arndt, »und ich warne Sie, hier in der Schlucht zu bleiben. Die Grenzer ziehn sich hier zusammen, wie mir scheint. Wir sind keine Stunde mehr sicher an diesem Ort.«

»Verdammt! Was sollen wir tun? Eine Stunde kann es noch dauern, bis das Buschgespenst kommt.«

»Freilich, es wird vor zwei Uhr nicht erscheinen.«

»Dann bleibt uns nichts übrig, als schleunigst wieder umzukehren.«

»Nicht doch! Sie haben mit Ihren Leuten bis hierher alle Gefahr glücklich

überstanden. Das werden Sie doch nicht wieder preisgeben. Ich habe mich für alle Fälle gesichert. Folgen Sie mir! Ich weiß ein Versteck, wo uns kein Grenzer findet.«

»Wo wäre das?«

»In der Roten Mühle. Ich habe mich mit dem Müller, den ich von früher her kenne, für alle Fälle in Verbindung gesetzt. Sie müssen wissen, daß ich den Mann aus bestimmten Gründen in der Hand habe. Er muß mir gefällig sein, übrigens ist er auch ohne weiteres bereit; er gestand mir, er sei sowieso ein Freund und Mitarbeiter unsres Buschgespenstes. Kurz und gut, die Mühle steht uns als Unterschlupf zur Verfügung. Lassen Sie Ihre Leute die Lasten wieder aufnehmen, es ist keine Zeit zu verlieren! Ich führe Sie zunächst zu meinen Trägern und dann in die Mühle in Sicherheit.«

»Der Müller ist uns allerdings sicher, das weiß ich; aber was wird mit dem Buschgespenst?« zögerte der andre noch.
»Es wartet dann hier vergeblich auf uns.«

»Es wird nicht warten. Ich hole unsern Geschäftsfreund mit seinen Paschern dann auch noch. Müssen nur erst die Waren unter Dach und Fach bringen. Das ist jetzt die Hauptsache. Wie die Dinge dann weiterlaufen, das müssen wir abwarten und mit dem Buschgespenst besprechen.«

Durch dieses bestimmte Vorgehn ließ sich der andre täuschen. Vielleicht trug dazu auch der Umstand bei, daß ihm keine Zeit blieb, lange zu überlegen. Er erteilte seinen Leuten einen kurzen Befehl. Dann folgten sie alle dem Detektiv hinüber nach dem Wald.

Als die Männer mit den schwarzen Masken hier auf die verkleideten Polizisten stießen, die sie für Spießgesellen halten mußten, waren sie merklich beruhigt. Sie glaubten, sich nun durch den Augenschein davon überzeugt zu haben, daß sie es tatsächlich mit ihresgleichen zu tun hatten.

Arndt ging quer durch den Forst grad auf die Mühle zu. Schon nach kurzer Zeit

erreichte er das alte Gebäude und führte die Männer in den Hof. Hier war kein Mensch zu erblicken; Arndt brannte seine Blendlaterne an und führte sämtliche Träger nach dem Raum vor der verschlossenen Kellertür.

Er machte ihnen das Zeichen der Vorsicht.

»Hier hinein!«

Er selber trat zuerst ein; sie folgten ihm auch jetzt, und jeder legte seinen Packen lautlos ab.

»Die Mühle klappert«, flüsterte ihm der Geschäftsfreund des Buschgespenstes zu.
»Der Müller ist also noch wach?«

»Ja. Sie müssen Nachtschicht machen, weil sie eilige Aufträge haben.«

»Ob man unter diesen Umständen hier wohl etwas Warmes in den Magen gießen könnte? Drei Stunden bin ich jetzt schon

unterwegs. Bei dieser grimmigen Kälte ist das keine Kleinigkeit!«

»Ich habe auch schon daran gedacht, denn auch mich friert es. Werde einmal nachsehn, was sich tun läßt, und einen Kaffee für uns alle bestellen.«

Ein Murmeln der Zufriedenheit lief durch die Reihen der Männer. Sie ließen sich geduldig vor der Kellertür auf ihren Ballen nieder. Arndt aber entfernte sich, um angeblich den Kaffee zu besorgen.

Er hatte nun erreicht, was er erreichen wollte, und hatte bereits jetzt zum entscheidenden Schlag gegen diesen ersten Schmugglertrupp ausholen können. Daß er den Vorraum zum Keller erst noch einmal verließ, hatte seinen Grund darin, daß die Überrumpelung ohne Blutvergießen vor sich gehn sollte. Arndt mußte also seinen Polizisten Zeit lassen, das auszuführen, was er vorher mit ihnen verabredet hatte.

Seine angeblichen Träger hatten ihre Gewehre in einem Winkel zusammengestellt. Daraus taten die von der andern Schar dasselbe in einer andern Ecke. Nun war ausgemacht, daß sich die Polizisten in zwei Gruppen teilen sollten. Die eine blieb bei den eignen Gewehren, bereit, die Waffen wieder aufzunehmen und den Zugang zum Kellervorraum zu besetzen. Die zweite Gruppe mußte sich im entscheidenden Augenblick zwischen die Schmuggler und ihre Büchsen schieben, die Revolver ziehn und die Gegner abwehren, wenn sie etwa ihrerseits gleichfalls die Waffen an sich nehmen wollten, um sich zu verteidigen!.

Im Hof wartete, wie vereinbart, der Müller. Er erkannte den verkleideten Detektiv an einem vorher verabredeten Zeichen.

»Hat die Sache geklappt?« fragte er leise und hastig.

»Vorläufig haben wir die erste Schar sicher. Geben Sie mir für alle Fälle den

Kammerschlüssel, der auch die Kellertür öffnet!«

»Hier ist er!«

»Gut. Ich brauche Sie jetzt nicht mehr. Halten Sie sich immerhin im Hintergrund! Sollten ein paar Schüsse fallen, so darf Sie das nicht stören. Schlimm wird es auf keinen Fall. Wir haben die Oberhand.«

Der Müller zog sich eilig zurück. Arndt begab sich wieder in den Raum, wo die Schmuggler warteten.

»Hallo!« rief er. »Herhören, Leute!« Das war das verabredete Stichwort für seine Polizisten. Blendlaternen flammten auf, die den Männern auf der Brust hingen. »Jetzt kommt das Warme, das ich euch versprochen habe!« fuhr Arndt fort. »Wer sich rührt, kriegt unser Blei zwischen die Rippen! – Hände hoch!«

Die Polizisten ergriffen teils ihre Gewehre, teils zogen sie die Revolver.

Ein einziger, vielstimmiger Schrei des Schreckens erscholl. Die Pascher waren starr vor Entsetzen; sie sahen die drohenden Läufe auf sich gerichtet, daß sie wie gelähmt standen.

Arndt erklärte ihnen mit wenigen Worten, sie seien in eine Falle gegangen und nicht von Spießgesellen, sondern von Polizisten umgeben.

»Fesseln her!« rief er sodann seinen Leuten zu. »Binden Sie die Männer! Wer sich wehrt, wird erschossen.«

Die Drohung wirkte. Die Pascher ließen sich fast widerstandslos fesseln.

Nur einer wollte sich zur Wehr setzen; das war der Geschäftsfreund des Buschgespenstes.

»Verrat!« schrie er auf, zog einen Revolver aus der Tasche, feuerte mitten unter die Polizisten hinein, die ihm den Weg

versperrten, und sprang mit zwei gewaltigen Sätzen zum Ausgang hin.

Hier aber wurde er gepackt, niedergerissen, entwaffnet und gebunden. Er bäumte sich in seinen Fesseln, doch vergeblich.

»Nehmen Sie den Gefangnen die Masken ab!« gebot Arndt seinen Leuten.

Der Befehl wurde ausgeführt, und es kam dabei manches Gesicht zum Vorschein, das auch den sächsischen Beamten nicht unbekannt war.

Arndt kümmerte sich nicht weiter darum; er ließ die Gefesselten hinausschaffen in einen leeren Vorratsraum, wo sie gut bewacht wurden, gab noch einige Weisungen und schritt dann wieder dem Haingrund zu.

Als er das Tal erreichte, zeigte seine Uhr zehn Minuten vor zwei. Er stellte sich hinter einen Baum und wartete. Sein Blick schweifte über den Haingrund hinweg zum jenseitigen Saum des schweigenden

Winterwaldes. Die feierliche Stille ringsum wurde nur ab und zu von einem Windstoß unterbrochen, der im dünnen Laub alter Eichenkronen raschelte. Manch anderer in Arndts Lage hätte wohl ein leichtes Gruseln gespürt; der Detektiv aber verharrte ruhig und kaltblütig.

Endlich hörte er das Knacken brechender Zweige und dann das Knirschen des Schnees. Ein Mann kam, die Maske vorm Gesicht: das Buschgespenst!

Arndt rief ihn mit gedämpfter Stimme an.

»Halt! – Das Kennwort?«

»Prag!«

Der Detektiv trat vor und reichte dem Ankömmling die Hand.

»Da bin ich pünktlich zur Stelle! Haben Sie Ihre Leute zur Hand?«

»Sie sind hinter mir. Wo stecken Ihre Träger mit den Waren? Und wo ist – der andre?«

»Seien Sie froh, daß ich schon vor einer Stunde hier war!« erklärte Arndt. »Ohne mich wäre die Sache vielleicht schief gegangen.«

»Inwiefern?«

»Ich habe hier vor dem Haingrund Umschau gehalten. Grenzer streifen durch die Gegend.«

»Teufel!« klang es erschrocken. »Dann ist unser ganzes Unternehmen in Gefahr!«

»Ich habe schon vorgesorgt«, erklärte Arndt. »Meine Leute sind bereits in Sicherheit und mit ihnen die andern samt den beiden Lieferungen. Die Männer von drüben waren vorzeitig zur Stelle. Um nicht von den Grenzern überrascht zu werden, habe ich mich mit Ihrem Geschäftsfreund besprochen, und wir haben gemeinsam unsre Träger in ein Versteck gebracht.«

»Wo sind die Leute?«

»In der Roten Mühle.«

Das Buschgespenst streifte den Sprecher mit einem mißtrauischen Blick.

»Wie kommen Sie auf die Mühle?«

Mit dieser Frage hatte Arndt gerechnet. Sie brachte ihn nicht aus der Fassung. Ursprünglich hatte er ja daraufhin dem Buschgespenst ein Märchen erzählen wollen. Nun aber war das nicht mehr nötig. Die Lage hatte sich anders gestaltet, als der Detektiv voraussehn konnte. Er durfte sich jetzt kürzer fassen.

»Ich?« fragte er. »Der Vorschlag, in der Mühle Unterschlupf zu suchen, stammt von Ihrem Geschäftsfreund.«

»Ach so!« Das Buschgespenst war sichtlich beruhigt. »Das mag stimmen. Er weiß in der Tat Bescheid. Ich hatte ihn davon benachrichtigt, daß ich mit dem Müller Wilhelmi wegen seines Kellers ein Abkommen getroffen habe.«

»Sie meinen das in den Felsen hineingearbeitete Gewölbe?« fiel Arndt eifrig ein. »Dahinein haben unsre Leute einstweilen ihre Packen geschafft.«

Schon wieder horchte das Buschgespenst argwöhnisch auf.

»Dahinein? Wie ist das möglich? Man hat mir doch den Kellerschlüssel ausgehändigt. Ich trage ihn bei mir. Wie kann da ein anderer dort Pakete verstauen?«

»Die Lasten liegen im Vorraum«, erklärte Arndt. »Das eigentliche Gewölbe konnten wir nicht öffnen. Im übrigen ...«

Arndt hielt inne und lauschte.

»Hörten Sie nicht etwas?« fragte er. »Ich fürchte, wenn wir hier noch lange miteinander verhandeln, geraten wir in Teufels Küche. Holen Sie Ihre Leute, und dann fort zur Mühle! Ich mag mich nicht fangen lassen wie ein heuriger Hase.«

»Sie haben recht«, nickte das Buschgespenst. »Meine Mannschaft kommt in grader Richtung von der Eiche her, und wir können keinen verfehlen, wenn wir dorthin durch den Wald gehn.«

Das Buschgespenst schritt voran, Arndt folgte. Bald darauf trat ihnen ein Mann entgegen, der sich durch die Losung als Vertrauter auswies. Dann kamen mehrere zugleich, und so dauerte es nicht lange, bis das Buschgespenst melden konnte, daß alle seine Leute beisammen seien.

»Verständigen Sie die Männer, daß sie mir folgen!« flüsterte Arndt dem Buschgespenst zu.

Der Anführer der Schmuggler sprach kurz zu seiner Bande. Nun wußten sie Bescheid und schritten hinter dem Detektiv drein.

Bald erreichten sie die Mühle. Sie traten in den Hof. Arndt als letzter zog die Tür hinter sich zu. Das Buschgespenst, das neben ihm stand, meinte, er solle von innen

abschließen; so könne, man nicht überrascht werden.

»Warum das?« fragte Arndt, der auf diesen Vorschlag nicht eingehn durfte, um den Haupttrupp der Polizisten und Grenzer unter Führung des Kommissars und des Försters nicht auszusperren. »Der Müller hat mir erklärt, diese Tür sei ständig offen, und so würden wir nur Verdacht erregen, wenn wir sie abschließen.«

Das Buschgespenst sagte nichts darauf, schien aber plötzlich einen leichten Argwohn zu spüren. Jedenfalls steckte der Anführer der Pascher eine Hand in die Tasche und wich Arndt fortan nicht mehr von der Seite.

Arndt hatte für dergleichen Dinge die Witterung des vielerfahrenen Detektivs und beschloß, sich vorzusehn. Er ließ seine Laterne aufleuchten, öffnete die Tür und deutete in den Kellervorraum.

»Gehen wir zunächst da hinein!« sagte er gedämpft. »Hier liegen Ihre und meine Pakete.«

Die Pascher traten ein, das Buschgespenst aber blieb bei Arndt im Freien.

»Wollen Sie sich nicht überzeugen, ob die Lieferung stimmt?« fragte Arndt in der Absicht, den andern vor sich eintreten zu lassen und hinter ihm die Tür zuzuwerfen.

»Danke. Dazu habe ich einen Aufseher unter meinen Leuten. Überhaupt – wo ist – wo ist mein Geschäftsfreund? Wo sind seine und Ihre Träger?«

Er blickte sich mißtrauisch um.

In diesem Augenblick gab es eine unliebsame Überraschung, eine doppelte sogar.

Der Einzug des Buschgespenstes mit seinen Paschern war zwar verhältnismäßig still, aber doch nicht ganz geräuschlos vor sich

gegangen. Die Leute glaubten, sich in der Mühle, deren Besitzer ja ihr Verbündeter war, nicht sonderlich in acht nehmen zu müssen. Deshalb waren vereinzelt Laute wohl bis in den Raum gedrungen, wo die erste Schmugglerschar gefangensaß, gefangen samt ihrem Führer.

Dieser Mann hatte trotz seiner Niederlage den Gedanken an Widerstand noch nicht aufgegeben. Er horchte in die Stille hinein. Jetzt hörte er menschliche Stimmen, vernahm Tritte im Schnee und darauf das Knarren der Tür zum Kellervorraum. Er ahnte, was geschehn war. Der verhaßte Mensch, der ihn und seine Leute in die Falle gelockt hatte, brachte jetzt vermutlich das Buschgespenst mit den sächsischen Paschern, um auch sie unschädlich zu machen.

Da schrie er mit voller Lungenkraft: »Gebt acht! Verrat!«

Gleich darauf krachte ein Schuß. Einer der wachthabenden Polizisten hatte auf den

Warner geschossen.

Das Buschgespenst draußen im Hof fuhr zusammen. Sein Blick suchte das Hoftür, durch das ausgerechnet in dieser Minute die Polizisten und die Grenzbeamten unter Führung des Kommissars und des Försters Wunderlich hereindrängten.

Beim Anblick der Uniformierten schoß ein wütender Haßblick aus den Augen des Buschgespenstes auf Arndt. Der überrumpelte Verbrecher wußte jetzt, woran er war. Er riß seinen Revolver aus der Tasche und drückte auf den Detektiv ab. Doch Arndt war auf der Hut gewesen; er schnellte zur Seite, so daß die Kugel an ihm vorüberflog, dann schlug er dem Buschgespenst mit der linken Faust die Waffe aus der Hand. Zugleich stieß er mit dem Fuß die Tür des Kellervorraums zu, drehte mit der Rechten den Schlüssel um, der von Anbeginn im Schloß gesteckt hatte, und zog ihn ab.

Im gleichen Augenblick aber sprang das Buschgespenst auch schon davon, hinüber in den Garten der Mühle. Der Kommissar stürzte ihm nach, und Arndt eilte hinter beiden her, die brennende Laterne vor der Brust.

Die Gartenmauer war nicht hoch und hatte zudem an einer Stelle eine breite Bresche. Das Buschgespenst schien hier genau Bescheid zu wissen; es lief grad auf die Mauerlücke zu und sprang hindurch. Der Kommissar war kaum vier Schritte hinter ihm, sprang nach, blieb aber draußen augenblicklich stehn.

»Himmeldonnerwetter!« fluchte er.

Arndt war bereits neben ihm.

»Was gibts?«

»Der Kerl ist verschwunden!«

»Wohin?«

»Das weiß der Kuckuck!«

»Er kann sich doch nicht unsichtbar machen«, murnte Arndt.

»Und weit weg kann er auch nicht sein. Ich war ihm unmittelbar auf den Fersen.«

Arndt dachte kurz nach. Er stand nämlich an derselben Stelle, wo das Buschgespenst schon einmal vor seinen Augen verschwunden war. Trotz eifrigen Suchens hatte er bisher nicht entdecken können, wie das zugegangen sein mochte.

»Sollte er –« hier unterbrach sich der Detektiv. »Halt! – Hören Sie das Geräusch? – Wissen Sie, was das ist?«

»Es klingt fast wie ein fernes Erdbeben.«

»Nein. Dieses Rollen stammt von einem Wagen, der auf Schienen geht – ah, sehn Sie an der Mauer das Loch im Erdboden? Ich kenne den Platz. Das Loch muß bis zur Stunde sehr gut verdeckt gewesen sein.«

»Wahrhaftig! Dahinein ist der Flüchtling offenbar verschwunden!«

In diesem Augenblick eilten einige Grenzer und Polizisten durch den Garten herbei, ein Wachtmeister an der Spitze, und nebst ihm der Müller Wilhelmi.

»Was für ein Loch ist das?« fragte ihn Arndt.

»Der halb verschüttete Zugang zu einem alten Stollen.«

»Ist das Loch tief?«

»Weiß es nicht genau; es getraut sich doch niemand hinein wegen der Stickluft, und weil der Gang da unten leicht einstürzen kann. Übrigens war es in letzter Zeit gar nicht mehr zu sehn. Wer warum fragen Sie danach?«

»Das Buschgespenst ist vermutlich in dieses Loch gesprungen und vorläufig entwischt.«

»O weh! Nun kommt es doch noch so, wie meine Pauline gefürchtet hat! O Gott, o Gott!«

Arndt kümmerte sich nicht um das fruchtlose Gejammer des Müllers. Er wandte sich an den Wachtmeister.

»Hier ist der Schlüssel zu dem Kellervorraum, worin der zweite Paschertrupp steckt. Lassen Sie die Bande schleunigst festnehmen, sonst könnte sie auf den Gedanken kommen, den Inhalt der Pakete, der zur Hälfte wertvoll ist, zu vernichten!«

Arndt trat dicht an das Loch heran.

»Wohin wollen Sie denn?« fragte der Beamte.

»In den Stollen.«

»Das ist zuviel gewagt.«

»Nein, nein!« rief auch der Müller. »Sie kommen dabei um!«

»Pflicht ist Pflicht, meine Herren!
Außerdem wird es so schlimm nicht sein.
Was das Buschgespenst fertigbringt, das
glaube ich auch zu können. Der Bursche
muß den alten Stollen kennen. Also ihm
nach, bevor er verschwindet!«

»Heiliges Fuchsloch! Der Mensch hat
wahrhaftig den Drehwurm!«

Es war der alte Förster, der diesen Ruf
ausstieß. Er war soeben erst
herbeigekommen und hatte grad noch
gesehn, wie Arndt wirklich in das Loch
hinabsprang. Beim Laternenschimmer
konnte man wahrnehmen, daß es über zwei
Meter tief war.

»Und was tun wir?« wandte sich der
Wachtmeister an den Kommissar.

»Was der Detektiv anriet. Sie verhaften mit
unsern Leuten die Schmuggler und lassen
keinen entkommen! Ich aber folge dem
Kollegen. Mir scheint fast, ich habe das
Buschgespenst im Übereifer verscheucht;

so will ich auch versuchen, den Schurken
wieder zwischen die Finger zu kriegen.«

Damit sprang der Beamte gleichfalls in das
Loch hinab.

18. Wettlauf mit dem Tod

Es dauerte einige Augenblicke, bis sich der Kommissar unten in der Finsternis zurecht fand. Dann entdeckte er Arndt, der einige Schritte weiter im Stollen stand und da irgendeinen Gegenstand beleuchtete.

»Was ist das?« fragte der Beamte.

»Ein leerer Hund. Ursprünglich haben wohl zwei hier gestanden, und das Buschgespenst hat den vordern benutzt, um so schnell wie möglich zu entfliehen.«

»Ah, daher das unterirdische Rollen!«

»Ja. Die Hunde stehn auf Schienen, und der Stollen geht, wie es scheint, auf dieser Seite leicht bergab. Die Fortsetzung des unterirdischen Ganges dort drüben brauchen wir vorläufig nicht zu untersuchen. Das Buschgespenst ist natürlich abwärts gefahren, weil der Hund da von selber läuft und allmählich sogar

eine erhebliche Geschwindigkeit gewinnen kann!«

»O weh! Dann hat das Buschgespenst einen beträchtlichen Vorsprung.«

»Leider. Wir müssen ihm sofort nach.«

Arndt entfernte hastig die vordere Seite des Schienenwagens, die aus einer Schiebewand bestand, und setzte sich so in das kleine Fahrzeug, daß er mit den Beinen bremsen konnte, wenn der Hund etwa in ein zu gefährliches Rollen geriet. Außerdem fand er in dem Wägelchen auch noch einen eichenen Knüttel, der allem Anschein nach schon wiederholt zum Bremsen benutzt worden war.

Der Kommissar kauerte sich hinter ihn.

»Sitzen Sie fest?« fragte Arndt.

»Ja.«

»Dann los!«

Jetzt stieß Arndt mit den Füßen den Stein fort, der vor den Rädern lag. Der Hund setzte sich in Bewegung, erst langsam, dann schnell und immer schneller; schließlich glitt er mit der Geschwindigkeit eines galoppierenden Pferdes dahin.

Es war eine unheimliche Fahrt.

Die beiden Männer hatten über sich die niedrige, faulende Deckenverschalung, rechts und links die dunklen Wände, von denen beständig Wasser herabtropfte, und vor sich eine Finsternis, die von dem Licht der Laterne nur auf wenige Schritte erhellt wurde.

In dem engen Stollen dröhnten die Räder auf den Schienen so gewaltig, daß eine Verständigung durch Worte fast unmöglich wurde. Arndt überlegte, daß er in dieser Finsternis mit dem Wagen ins Verderben rasen konnte. Wenn das Buschgespenst nun Verbündete versteckt hielt in seinem unterirdischen Bereich? Wenn sie den tollkühnen Verfolgern einen Hinterhalt

legten? Vielleicht lauerte da vorn in der gähnenden Dunkelheit schon der Tod!

Das alles bedachte der Detektiv in den wenigen Minuten des Dahinsausens. Aber er bremste nicht. In unverminderter Geschwindigkeit ließ er die tolle Jagd weitergehn. Er vertraute auf seinen guten Stern und hoffte, daß bald ein Punkt kommen würde, wo der Stollen kein Gefälle mehr hatte, wo also der Hund von selber langsamer zu laufen begann, so daß man wieder nach dem Buschgespenst Ausschau halten konnte. —

Der Verfolgte dagegen kannte den Gang genau. Er hatte ihn schon oft benutzt. Deshalb standen auch stets die zwei Hunde bereit. Der Stollen war ja dazu bestimmt, bei künftigen Pascherzügen eine große Rolle zu spielen. Er endete nämlich nicht bei dem Erdloch an der Gartenmauer des Müllers Wilhelmi, wie Arndt nun bereits festgestellt hatte, sondern er lief unter dem Keller der Roten Mühle hinweg bis fast zur böhmischen Grenze, wo er in einer halb

verschütteten Höhle im Bergwald an die Oberwelt führte.

Das Buschgespenst hatte diese Reste eines längst vergessenen Erzbergwerks entdeckt und den Gang planmäßig von Schutt und Geröll befreit, hatte die Schienen gelegt und die Hunde beschafft und zuletzt das Abkommen mit dem Müller Wilhelmi über dessen Keller getroffen. Dieser Keller war von dem Stollen nur durch eine so dünne Decke getrennt, daß die Pascher Gefahr liefen, sich bei Benutzung des unterirdischen Ganges den Bewohnern der Roten Mühle zu verraten. Deshalb sollte Wilhelmis Keller zugeschüttet werden.

So sah es aus in der Unterwelt, durch die der Verfolgte seinen Weg nahm. Er fühlte sich hier vollkommen sicher, während er auf seinem Gefährt durch den dunklen Gang rollte, und es geschah ohne besondere Absicht, daß er sich einmal umwandte, nachdem er eine Strecke zurückgelegt hatte.

Er erschrak. Schimmerte da hinten nicht ein Licht? Oder spiegelten ihm das nur seine erregten Sinne vor? Zu hören vermochte er nichts, da das Schüttern und Tosen des eignen Gefährts alle andern Geräusche verschlang. Dann spähte er schärfer aus – ja, das war ein Licht! Es bewegte sich, zitterte, schwankte zur Seite, wurde verdeckt und blitzte wieder auf.

Sie verfolgen mich! schoß es ihm durch den Sinn, und gleich darauf zuckte ein andrer Gedanke in ihm auf: Aber sie sollen ins Verderben rennen!

Auch er führte einen Bremsknüttel bei sich; er stemmte ihn vor eines der Vorderräder, und bald kam der Hund zum Stehn.

Nun lauerte er wieder rückwärts.

»Da sind sie«, knurrte er. »Warte, du Schuft – dein letztes Stündlein hat geschlagen!«

Er lief den Ankommenden einige Schritte entgegen, riß einige Latten von der

Verschaltung des Stollens los und warf sie quer über die Schienen. Dann zog er sich wieder ins Dunkel zurück, dorthin, wo sein Förderwagen stand, den der Bremsknüttel einstweilen festhielt, so daß er auf der leicht geneigten Bahn nicht ins Rollen geraten konnte. Die Rechte des Verbrechers holte, da man ihm seinen abgeschossenen Revolver oben aus der Hand geschlagen hatte, einen zweiten hervor.

Die Verfolger rollten heran. Das Dröhnen der Räder wuchs in dem engen Stollen zu einem höllischen Lärm. Die Laterne schwankte an jeder Stelle, wo die Schienen verschraubt waren. Da – ein Stoß, ein Krach, ein Schrei – und gleich darauf drei, vier Schüsse aus dem Revolver des Buschgespenstes, deren Knall sich in dem Gang tausendfach brach, als hätte eine ganze Geschützbatterie gefeuert.

Noch während das Echo der Revolverschüsse durch den Stollen donnerte, entfernte das Buschgespenst den

Bremsknüttel und schwang sich wieder auf seinen Wagen.

»In die Hölle mit euch!« schrie der Anführer der Pascher zurück und stieß ein höhnisches Lachen aus.

Dann ein Stoß, und schon sauste der Hund mit dem flüchtigen Verbrecher davon.

*

Der kleine Förderwagen, worin die Verfolger saßen, war durch den derben Anprall an das unvermutete Hindernis aus den Schienen gedrängt und seine Insassen waren herausgeschleudert worden. Arndt hatte gerade noch Geistesgegenwart genug gehabt, die Linke schützend vor die Blendlaterne zu halten, so daß sie nicht zerschellte. Dafür blutete er nun an der Hand. Außerdem schmerzten ihn die Glieder, mit denen er unsanft aufgeschlagen war.

Er hörte das Dröhnen der Schüsse, wovon glücklicherweise keiner getroffen hatte, hörte den höhnischen Ruf des Buschgespenstes und darauf das Rollen des davongleitenden Hundes. Zähneknirschend erkannte er, daß ihm der Verfolgte abermals entkam.

Im selben Augenblick war er schon wieder auf den Beinen und leuchtete um sich. So gewahrte er den Kommissar, der stöhnend am Boden lag, sich wie ein Erwachender mit der Rechten an den Kopf griff und sich endlich mühsam aufrichtete.

»Sind Sie verletzt?« fragte der Detektiv.

»Ein wenig, an der Stirn. Es ist nicht schlimm.« Der Beamte wischte sich mit dem Taschentuch ein Blutgerinnsel ab. Dann erhob er sich vollends. »Wollen uns nicht weiter um die Schramme kümmern! Sehn Sie, so! Ich binde das Taschentuch darüber. Und nun auf zur weiteren Verfolgung! Dieser Schuft soll uns trotzdem nicht entwischen!«

Arndt war es lieb, einen Gefährten von solcher Tatkraft bei sich zu haben. Andernfalls hätte ihn der Mann nur gehindert. Er entdeckte die Latten auf den Schienen und entfernte sie. Dann hob er mit Hilfe des Kommissars den Hund wieder auf die Gleise.

»Der Wagen ist nicht beschädigt«, stellte er fest. »Ein Glück, daß diese Hunde so dauerhaft gebaut sind. Wir dürfen uns nicht aufhalten lassen! Weiter! Los!«

Auch das Gefährt der Verfolger setzte sich von neuem in Bewegung. Da die Bahn jetzt weniger abschüssig war, glitt es nur noch mit mäßiger Schnelligkeit davon. Wieder tropfte den Männern vom Gestein der Decke das Wasser ins Gesicht, wieder dröhnte der Gang unheimlich vom Rollen der Räder, wieder gähnte vor Blicken, die sich starr ins Dunkel bohrten, der offene Rachen der unbekannten Gefahr. –

Inzwischen hatte das Buschgespenst wiederum einen bedeutenden Vorsprung

gewonnen; es näherte sich bereits seinem Ziel. Der Verbrecher frohlockte, denn er war überzeugt, daß die Verfolger bei dem Sturz schweren Schaden gelitten hätten; seine Kugeln mochten ihnen dann wohl noch den Rest gegeben haben.

Jetzt wurde die Bahn eben, der Hund kam langsam ins Stehen. Da sprang der Mann heraus und verharrte aufatmend neben dem kleinen Wagen.

Doch nicht lange, dann hob er lauschend den Kopf. Ihm war es, als liefe wieder ein Rollen durch den unterirdischen Gang.

Er blickte zurück und sah hinten bei einer Biegung des Stollens ein Lichtpünktchen auftauchen.

»Hölle und Teufel!« fluchte er halblaut.
»Sind die Halunken denn immer noch auf meiner Spur?«

Nun packte ihn Angst. Wenn sie nicht bald zur Umkehr gezwungen wurden, mußten

sie sein Geheimnis, den zweiten Ausgang des Stollens, entdecken.

Er lauschte abermals. Das Rollen wurde stärker, das Licht kam näher und näher.

Jetzt gab es keine andre Rettung, als die Mine springen zu lassen, die hier für den äußersten Notfall gelegt worden war. Wenn daraufhin das Gestein niederprasselte und den Gang verschüttete, dann sollte ihm jemand nachweisen, daß er hier unten spazierengefahren war! Und waren die Schurken hinter ihm auch dem Sturz aus dem Förderwagen und den Revolverkugeln entgangen, dem fallenden Gestein würden sie nicht entrinnen – es würde sie zerschmettern oder bei lebendigem Leib begraben.

Er tastete sich schnell weiter, bis er den Ort erreichte, wo in der Seitenwand eine lange Zündschnur verborgen war. Sie stand mit einer Sprengladung in Verbindung, die nach seiner Ansicht gerade ausreichte, den letzten Teil des Stollens zum Einsturz zu

bringen und so eine unüberwindliche Trennungswand zwischen dem unterirdischen Gang und einem nach oben führenden Treppenschacht aufzurichten. –

Arndt und der Kommissar hatten keine Ahnung von dem drohenden Verhängnis, dem sie entgegenrollten. Sie merkten nur auf, weil sie spürten, daß sich ihr Wagen allmählich auslief.

»Der Gang wird eben«, schrie Arndt dem Beamten ins Ohr. »Wir müssen – halt, was steht da? – Achtung, festhalten!«

Wieder gab es einen Krach. Sie waren mit dem Hund zusammengestoßen, den der Verfolgte stehngelassen hatte. Aber der Anprall war infolge der verlangsamten Fahrt kaum zu spüren.

»Absteigen! Hinter dem Wagen Deckung nehmen!« gebot Arndt. »Der Bursche könnte wieder schießen!«

Dabei tat er schon zwei Sprünge zurück und verdeckte das Licht der Laterne, um dem Feind kein Ziel zu bieten. Der Kommissar tastete sich zu ihm hin.

»Der Flüchtling hat hier den Wagen verlassen«, flüsterte Arndt. »Vorsicht!«

»Meinen Sie, daß das Buschgespenst hier in der Nähe steckt und uns auflauert?«
flüsterte der Beamte.

»Möglich ist es. Darum riet ich, vorerst in Deckung zu gehn. Aber ich glaube nun schon eher, daß der Verbrecher die Flucht zu Fuß fortgesetzt hat. Sonst hätte er bereits wieder auf uns geschossen. Außerdem ist er wohl hier aus seinem Hund geklettert, weil der Stollen eben wurde. Da kam er nicht mehr vorwärts.«

»Dann sollten wir uns hier nicht länger verweilen, sondern die Verfolgung zu Fuß aufnehmen.«

»Dasselbe wollte ich eben vorschlagen.
Versuchen wir es! Aber nochmals: Vorsicht,
Vorsicht!«

Die beiden richteten sich behutsam auf.
Arndt ließ ein wenig die Laterne leuchten.
Sie horchten und spähten in den dunklen
Stollen hinein, der vor ihnen lag. Nichts
regte sich, kein Schuß fiel.

Nun schritten sie langsam voran. Da
plötzlich packte Arndt den Kommissar am
Arm und hielt ihn zurück.

»Da! Sehn Sie das Licht, den Funken?«

»Er klettert an der Wand hoch! Was ist
das?«

Die Frage des Beamten war noch nicht
ganz verklungen, da zerrte der Detektiv
seinen Begleiter auch schon in wilder Hast
rückwärts.

»Fort!« rief er. »Das ist eine brennende
Zündschnur! Hier soll eine Sprengung

stattfinden! Fort, sonst sind wir verloren!«

Jetzt liefen die beiden um ihr Leben, liefen wieder an den zwei Hunden vorbei und immer weiter in der Richtung, aus der sie gekommen waren. Sie stolperten über die Schienen. Sie stießen gegen die verschalten, tropfnassen Wände. Stumm bissen sie die Zähne aufeinander und schnellten sich in gewaltigen Sätzen fort. Sie wußten, hinter ihnen war der Tod, der Tod in grausig-tückischer Gestalt, um sie in seine Knochenarme zu schließen und langsam zu erwürgen.

Dann zerriß ein Donnerschlag die Luft; es war, als wollte die Erde bersten. Der Boden schwankte, und die Unterwelt schien in einem einzigen wilden Aufruhr zu sein. Über und neben den Flüchtenden krachten die Verschaltungen; Felsbrocken polterten nieder. Erdreich brach nach.

Der Luftdruck hatte die beiden Männer, so wie sie nebeneinander liefen, zu Boden geschleudert.

»Verschüttet!« keuchte der Kommissar, als es ringsum wieder still geworden war.

»Ruhe!« mahnte Arndt. »Nur nicht den Kopf verlieren! Wir können ja noch atmen und sprechen. Ich spüre sogar einen leisen Luftzug. Auf mir liegt es freilich zentnerschwer. Können Sie sich bewegen?«

»Ein wenig.«

»Das genügt fürs erste. Lassen Sie meinen Arm los – so! Ich will versuchen, mich freizumachen.«

Arndt stemmte die Arme und Knie gegen den Boden und ruckte die Schultern mit aller Gewalt gegen die Verschalungsbretter, die über ihn weggestürzt waren und die Massen des Erdeinbruchs trugen.

Aber die Last bewegte sich nicht. Dem Detektiv wollte ein Grauen aufsteigen. Sollte sein Leben, sein Streben im Dienst der Gerechtigkeit so enden? Sollte er die

Sonne nie wiedersehn und hier unten
lebendig begraben sein?

Sein Wille stand auf gegen diese
Vorstellung. Er erneuerte unablässig den
Versuch, sich zu befreien. Seine Muskeln
waren zum Zerreißen gespannt, und die
Adern drohten zu platzen; seine Brust
keuchte. Da bog sich eines der
Verschalungsbretter nach oben ein wenig
durch; mit der Kraft der Verzweiflung stieß
Arndt nach – ein Rieseln erst wie von
abrollendem Erdreich, dann ein Poltern wie
von Steinen – er packte die faulenden
Hölzer, und sie ließen sich ohne besondere
Mühe beiseiteräumen.

Nach einer Weile knieten die beiden
Verschütteten nebeneinander und schoben
den letzten Rest des Gerölls aus dem Weg.
»Gott sei Dank!« sagte Arndt tief
aufatmend. »Wir scheinen grad an der
Grenze des Stolleneinbruchs gewesen zu
sein. Wären wir nicht so rasch geflohen,
wären wir lebendig begraben. Weiter
zurück jetzt!«

»Ja, zurück!« wiederholte der Kommissar, ebenfalls erleichtert. »Wir müssen vor allem trachten, wieder ans Tageslicht zu kommen.«

»Ich hoffe, daß es uns gelingt. Der Schlag ist vermutlich bei den Hunden geschehn. Daraus ist zu schließen, daß dort die Zerstörung viel größer ist als nach dem Einstieg zu. Rettung finden wir also nur, wenn wir umkehren.«

»Und was halten Sie nun von der ganzen Sache?«

»Das ist nicht schwer zu erraten«, meinte Arndt. »Das Buschgespenst hat eine Zündschnur angebrannt und absichtlich eine Entladung herbeigeführt. Der Verbrecher war auf eine Verfolgung hier in der Unterwelt vorbereitet. Er glaubt uns jetzt verschüttet tief unter der Erde. Hoffentlich ist er uns nicht für immer entwischt.«

Sie krochen auf dem Geröll zurück, womit die Sohle des Ganges noch weithin bedeckt war. Es ging langsam; aber es war möglich.

»Brrrr!« meinte der Kommissar, der hinter Arndt herlief, nach einer Weile. »Riechen Sie etwas?«

»Das scheint Grubengas zu sein. Wer weiß, was für ein Unglück die Entladung angerichtet hat. Ich muß die Laterne auslöschen.«

»Dann sind wir im Finstern, und das Gas holt uns ein.«

»Andernfalls entzündet es sich an meinem Licht, und es gibt ein neues Unheil. Kommen Sie vorwärts! Und wenn wir uns das Fleisch von den Knien und Händen schinden! Es geht ums Leben!«

Der Geruch wurde stärker und durchdringender. Die beiden Männer arbeiteten sich mit Aufbietung aller Kräfte

voran. Plötzlich brach der Kommissar ächzend zusammen.

»Ich kann nicht mehr!«

»Auf!« mahnte Arndt. »Auf, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist!«

Nur ein Stöhnen antwortete.

»Reißen Sie sich zusammen!« brüllte Arndt ihn an. »Das Geröll nimmt schon ab! Hier, Gott sei Dank – ich fühle bereits die Schienen!«

Er griff nach hinten und zog den Gefährten hoch und mit sich fort.

»So! Hier können Sie wieder grad auf den Füßen stehn!«

Taumelnd ließ der Halbbetäubte alles mit sich geschehn. Mechanisch bewegte er die Beine, und der Wettlauf mit dem Tod nahm seinen Fortgang.

Arndt hatte den Kommissar beim Hosenbund gepackt und stieß ihn mit halbgebeugtem Arm vor sich her. Der Ermattete wäre ohne diese Anwendung derber Gewalt einfach zurückgeblieben und dem Gas zum Opfer gefallen. Seine Kräfte waren durch die Anstrengungen bei der Verfolgung, bei dem doppelten Sturz, dem Zubruchgehn der Strecke und der damit verknüpften seelischen Erregung vollkommen aufgezehrt worden. Auch dem Detektiv zitterten die Knie, aber er biß die Zähne zusammen und hielt durch.

Endlich wurde die Luft besser.

Sie verschnauften eine Weile, doch als Arndt merkte, daß die verderblichen Gase sie wieder einzuholen drohten, begann die entsetzliche Flucht von neuem.

Sie mochten etwa an der Stelle sein, wo sie von den Schienen geschleudert worden waren und das Buschgespenst auf sie geschossen hatte, da tauchte vor ihnen ein heller Schimmer auf.

»Licht, Licht!« keuchte der Kommissar.
Man kommt, uns zu suchen!«

»Pst! Horchen Sie!«

Sie blieben lauschend stehn. Dumpf zwar,
aber doch deutlich, hörten sie einen tiefen
Baß, und gleichzeitig wurde eine hin und
her pendelnde Laterne erkennbar.

»Arndt – Vetter Arndt!«

»Der Förster!« frohlockte der Angerufene.
»Mein guter, alter Wunderlich! – Jetzt sind
wir gerettet! Kommen Sie! Rasch!«

Die Freude und die neuerwachte Hoffnung
gaben dem Kommissar die Kräfte wieder,
und nun stürzten die beiden vereint
vorwärts.

»Vetter Arndt!« rief es laut und immer
lauter. »Vetter Arndt! Heiliger Nimrod,
wenn sie dem ein Haar gekrümmt haben,
dann dreh ich der ganzen Welt den Hals
um!«

Eine Minute später lagen sich die Männer, die einander Vettern nannten, in den Armen. Arndt hatte dem Förster zwar gleich beide Hände entgegengestreckt, aber der Alte gab sich damit nicht zufrieden. Er riß den Detektiv, um den er so viel Angst ausgestanden hatte, mit einem kräftigen Ruck an sich und drückte ihn an seine Brust. Dabei schimmerte es verdächtig feucht in den Augen Wunderlichs.

Einige Polizeibeamte und Grenzer, die sich hinter dem Förster herandrängten, nahmen sich inzwischen des Kommissars an, den die Freude über die Rettung aus höchster Gefahr wunderbar neu belebte.

»Ists weit bis ins Freie?« war dann Arndts erste Frage.

»Gar nicht weit«, lachte Wunderlich.
»Dahinten liegt der Ausgang aus diesem Mauseloch! Nur ein paar Minuten ists noch zu gehn.«

»Dann wollen wir uns beeilen. Aber fort mit dem Licht! Das Grubengas ist hinter uns!«

Der Förster erschrak heftig.

»Grubengas? Heiliger Himmel, da heißt's ausreißen!«

Sie stürmten fort, und schon nach kurzer Zeit erreichten sie das Steigeloch, worin jetzt eine Leiter stand. Auf ihr kletterten die Männer zutage, ohne sich vorläufig um die Fortführung des Stollens nach der andern Seite zu kümmern.

»Aber zum Teufel«, sprudelte jetzt der Förster los, »wo haben Sie denn nun das Buschgespenst?«

»Nachher!« wehrte Arndt ab. »Erst etwas andres: Wo sind die Schmuggler?«

»In der Mühle.«

»Alle?«

»Alle! Gebunden und gefesselt. Sie können nicht ausreißen; fünfzehn Mann halten bei ihnen Wache.«

»Und die andern?«

»Die sind zum Schacht gelaufen.«

»Was ist denn dort geschehn?«

»Das weiß man noch nicht genau. Es gab plötzlich einen Schlag, daß die Erde zitterte, und dann stieg vom Bergwerksgebäude eine feurige Lohe in die Luft. Der ganze Gottes-Segen-Schacht muß zerstört sein.«

Arndt stand erschüttert.

»Mein Gott, so weit hat die Entladung gewirkt?«

»Die armen Bergleute, die unter Tag waren!« sagte der Kommissar.

Der Detektiv aber schwieg. Er hatte geglaubt an der Oberwelt vor allem dem

flüchtigen Buschgespenst nachsetzen zu müssen. Nun jedoch, da er von dem gewaltigen Ausmaß der Sprengung erfuhr, meinte er zu wissen, daß das nicht mehr nötig war, daß sich vielmehr der Verbrecher mit eigener Hand den Untergang bereitet hatte.

19. Die Fäden verknüpfen sich

Arndt, Wunderlich und der Kommissar gingen zunächst zur Mühle hinüber, um gemeinsam nach den gefangnen Paschern zu sehn, denn die Pläne des Detektivs hatten sich infolge der letzten Ereignisse geändert.

Während sie durch den Mühlgarten schritten, brachte der Förster eine Bemerkung vor, die ihm schon seit dem glücklichen Wiederfinden auf der Zunge lag.

»Herr Vetter«, begann er, »Sie werden jetzt eine große Überraschung erleben.«

»So?« stellte sich der Detektiv ahnungslos, obwohl er vermutete, was nun kommen würde. »Inwiefern?«

»Wir haben den gefangnen Schmugglern
die Masken abgenommen und die Burschen
genauer betrachtet. Sie werden staunen,
wen wir da unter der Bande gefunden
haben.«

»Nun?«

»Zwei alte Bekannte.«

»Zwei?« fragte Arndt, und diesmal war er
ernstlich im unklaren. »Ich dachte, nur
einen.«

Der Förster machte ein enttäushtes
Gesicht.

»Sie wissen wohl gar schon Bescheid? Herr
Vetter, verderben Sie mir den Spaß nicht!
Wer ist denn der eine, von dem Sie reden?«

»Der Geschäftsfreund des Buschgespenstes,
der durch seine zehn Träger die
Schmuggelwaren aus Böhmen herbringen
ließ. Es ist der ehrenwerte Kaufmann
Michalowski.«

»Sie haben ihn trotz der Maske erkannt, obwohl Sie ihn nie vorher selber gesehen haben? Das ist doch nicht möglich! Ich bin ja auch erst durch den Ring aufmerksam geworden, den er auch heute trug; er erinnerte mich sogleich an die Beschreibung, die uns der Ochsenwirt gab. Und dann war es auch ganz die Gestalt des Mannes, dem ich bis zum ›Blauen Stern‹ nachgegangen bin. Ich sagte dem Gefangnen also auf den Kopf zu, er sei Michalowski, und er – nun ja, er gab es zu. Das hatte freilich seine besondern Gründe.«

Arndt, der nicht ahnte, was inzwischen in der Mühle vorgegangen war, überhörte die letzte Bemerkung Wunderlichs.

»Und ich«, sagte er, »habe im voraus gewußt, welche Rolle der Mann spielt. Ich bin nämlich schon seit einiger Zeit dahintergekommen, wer das Buschgespenst ist ... oder besser die Buschgespenster!«

Hier brach Arndt ab. Sie waren jetzt bei der Mühle angelangt; der Müller Wilhelmi trat

ihnen entgegen. Er war blaß und sichtlich erregt.

»Haben Sie das Buschgespenst gefangen?« lautete seine erste Erkundigung. Die Angst vor der Rache des Anführers der Pascher gab ihm diese Worte ein.

»Ich glaube, Ihnen versichern zu können, daß das Buschgespenst ein für allemal unschädlich gemacht ist«, erklärte Arndt. Er dachte an die furchtbare Entladung, deren Fernwirkung der Flüchtling im Stollen sicher nicht entgangen war. —

Rasch überflog er im Geist die Lage und winkte von der nächsten Doppelwache im Hof einen der Schutzleute herbei.

»Hallo! Mann!«

Er gab dem Beamten verstohlen die Weisung, unverzüglich zur Villa Seidelmann zu eilen und dort jeden Menschen, ob Mann, ob Frau, zu verhaften, der das Haus verlassen wolle.

Dann schritt er an dem Müller vorüber in den Flur und ließ sich den Vorratsraum öffnen, worin man jetzt alle Gefangnen untergebracht hatte, den ersten und den zweiten Trupp. Wilhelmi hielt sich im Hintergrund. Er hatte eine Laterne, die er in der Hand trug, einstweilen an den Kommissar abgegeben. Dazu brannte Arndts Blendlampe wieder. Auch sonst war der Raum, den die Polizisten bewachten, noch erleuchtet.

Den Eintretenden bot sich ein seltsames Bild. In Reihen nebeneinander lagen hier die zehn Träger Michalowskis und die zehn Pascher des Buschgespenstes, alle streng gefesselt. Michalowski selber war in einer Ecke auf Stroh gebettet worden. Er sah totenbleich aus und atmete nur matt. Rock, Hose und Hemd hatte man ihm geöffnet. Um die linke Schulter trug er einen Verband, der bis zur Brust herabreichte. Aus dem Verband sickerte Blut.

»Der Mann stieß einen Warnungsschrei aus, als die zweite Schmugglerbande

festgenommen werden sollte«, meldete einer der wachhabenden Beamten. »Da habe ich auf ihn geschossen. Die Verwundung ist leider schwer. Ich hatte nur ein ungewisses Ziel.«

Der Kommissar winkte ab. Arndt aber folgte einem Zeichen des Försters, der nach einer andern Ecke links vom Eingang deutete. Dort lag als letzter in der ersten Reihe der Gefangnen ein Mann in Joppe und Schaftstiefeln, dessen Augen in glühendem Haß auf den Detektiv gerichtet waren.

»Der Unteranführer des Paschertrupps!« sagte Wunderlich, jedes Wort bedeutungsvoll betonend. »Ist das nicht eine Überraschung?«

»So, so«, nickte Arndt ruhig und gelassen. »Deshalb also sprachen Sie von zwei alten Bekannten, und deshalb erklärte das Buschgespenst, es habe einen Aufseher bei seinen Leuten! Der Kaufmann Martin Seidelmann in eigener Person!«

Er trat an den Gefangnen heran.

»Die Rolle, die Sie hier in Hohenthal gespielt haben, ist aus, Herr Seidelmann. Sie werden nie mehr arme Weber ausnützen und knechten. Das Buschgespenst hat aufgehört, der Herr und Bedrucker der ganzen Gegend zu sein.«

»Lassen Sie mich in Ruhe, Sie Spitzel, Sie Spion, Sie Schleicher!« zischte Martin Seidelmann.

»Den Gefallen werde ich Ihnen bald tun. Nur fürchte ich, daß sich dann andre mit Ihnen beschäftigen, die von Amts wegen ein sehr ernstes Wort mit Ihnen zu reden haben. Meine Aufgabe war es nur, Sie und Ihre Mitschuldigen zu entlarven. Das ist mir nicht schwer geworden. Sie selber, Ihr Sohn und Ihr Bruder haben so viele Dummheiten begangen, daß es verhältnismäßig leicht war, Sie zu durchschauen. Denken Sie an Angelika Hofmann, an die Hausers, an den Vortragsabend und alles, was damit

zusammenhängt, an den Zeichner Wilhelmi,
an Ihren Freund Michalowski und seinen
schäbigen Streich mit den angeblich
hochwichtigen Papieren und den schwarzen
Spitzen, an unsre Unterredung im
Strohschuppen oben beim Bergwerk und
...«

Seidelmann bäumte sich auf in seinen
Fesseln.

»Sie – Sie waren also der Mann ...?«

»Ganz recht. Ich war es, der Ihnen ein so
glänzendes Geschäft versprach, um Sie zu
fassen.«

Diese Erklärung war ebenso nötig, wie die
Frage Seidelmanns berechtigt war, denn
Arndt hatte bereits, als die Verfolgung im
Stollen begann, die entstellende Brille und
den falschen Bart abgenommen.

»Sie Schuft!« fuhr Seidelmann auf. »Sie
Heuchler!«

»Schimpfen Sie immerhin! Es nützt Ihnen nichts. Jetzt kommt die Abrechnung. Sie werden Ihre Schuld mit dem Leben bezahlen, denn Sie sind nicht nur ein Betrüger, ein Schmuggler, ein Verführer ehrlicher Menschen, und was weiß ich noch, sondern auch ein Mörder. Wenn ein braver Grenzbeamter den schleichenden Paschern zum Opfer fiel, so war das Ihr Werk.«

»Beweise! Beweise!« brüllte Martin Seidelmann.

»Die Beweise habe ich. Das wird sich vor Gericht zeigen. Wir wissen alles.«

»Nichts wissen Sie! Fragen Sie meinen Sohn! Er wird Ihnen die rechte Antwort auf Ihre Unverschämtheiten geben.«

Arndt zog die Stirn in Falten.

»Den wollte ich bereits fragen. Aber er flüchtete vor uns in der Maske des Buschgespenstes, in die er sich je nach

Bedarf mit Ihnen zu teilen pflegte, in den alten Stollen, der nach Ihrem Haus führt, das weiß ich jetzt.«

»Er flüchtete!« Seidelmanns Stimme zitterte bei diesen Worten. »Ich habe den Donner der Sprengung gehört. Gott sei Dank, mein Sohn ist Ihnen entkommen!«

»Haben Sie es gehört, meine Herren?« wendete sich Arndt an seine Begleiter. »Sie sind Zeugen, daß Herr Seidelmann soeben ungewollt ein Geständnis abgelegt hat.«

»Geständnis oder nicht!« frohlockte der Gefangne. »Mein Sohn ist Ihnen entwischt! Nun ist alles gut.«

»Allerdings konnten wir ihn nicht fangen«, nickte Arndt mit ernster Miene. »Dafür aber ist er menschlichem Ermessen nach einem Gottesgericht verfallen – durch eigne Schuld. Er hat den Stollen gesprengt. Doch die Sprengung hat eine gewaltigere Wirkung und einen weit größeren Umfang gehabt, als er wohl beabsichtigt hatte. Der

ganze Gottes-Segen-Schacht ist in Mitleidenschaft gezogen. Der Stollen muß mit stillgelegten Seitengängen des Bergwerks in Verbindung stehn. Da unten ist alles zu Bruch gegangen. Also ist mit Sicherheit anzunehmen, daß auch Ihr Sohn unter den Trümmern der niederbrechenden Erd- und Gesteinsmassen begraben liegt. Er wird schwerlich noch falsches Zeugnis ablegen können für seinen verbrecherischen Vater.«

Aus Martin Seidelmanns Gesicht wich auch der letzte Rest von Farbe. Seine Lippen bewegten sich. Er wollte sprechen, aber er brachte zunächst kein Wort heraus.

Arndt störte ihn nicht. Er hielt ihn nur fest mit den Augen in Bann. Dieser Mensch war ein Scheusal, ein Blutsauger, ein Peiniger grad der Ärmsten gewesen, die in seine Macht gegeben wurden. Doch er war immerhin ein Mensch und Vater eines Sohnes, den er wohl ebenso liebte wie das Raubtier seine Jungen. Deshalb hatte ihn der erfahrene Detektiv an dieser Stelle

getroffen. Hier war er voraussichtlich verwundbar.

Und es zeigte sich, daß Arndts Berechnung stimmte. Während der Detektiv mit dem Kommissar und mit Wunderlich ernste, sprechende Blick austauschte, begann Seidelmann zu reden.

»Gottesgericht«, murmelte er. »Ja, ja, die Sprengung! – Ich habe immer gewarnt. Es war kein Fachmann dabei, als wir die Mine legten.«

»Wer hat sie gelegt?« fragte plötzlich der Kommissar dazwischen.

Seidelmann sah ihn mit einem fremden, ausdruckslosen Blick an. Doch er antwortete.

»Fritz und mein Bruder August und ich.«

»Sonst war niemand dabei?«

»Laube noch.«

»Aha, der Wächter vom Bergwerk!«

»Ja, der. Und dann Spengler.«

»Wer ist Spengler?«

»Sie kennen ihn doch. Der da drüben!«

Mit einer Kopfbewegung deutete Seidelmann, der jetzt ganz den Eindruck eines völlig gebrochenen Mannes machte, hinüber nach der Strohschütte, auf der Michalowski lag.

»Ich verstehe«, sagte in diesem Augenblick Arndt mehr zu seinen Gefährten als zu Seidelmann. »Michalowski ist ein angenommener Name. Der Mann heißt eigentlich Spengler.«

Dann wandte er sich wieder an Seidelmann.

»Ich rate Ihnen, gehn Sie weiter in sich und bereiten Sie sich auf ein umfassendes Geständnis vor! Vielleicht kann das Ihre Lage erleichtern.«

Seidelmann warf einen seltsamen Blick auf seinen Ankläger. Es spiegelte sich darin der letzte Rest gebrochenen Widerstandes.

»Meinetwegen«, seufzte er, »da schon so viel verloren ist, kann ich auch gestehn.«

»So sagen Sie uns vor allem erst, weshalb Sie den Keller der Roten Mühle zuschütten wollten!«

»Weil der Stollen dicht darunter hinläuft und zur Grenze führt. Wir planten, die Warenzüge in Zukunft durch den Gang zu leiten. Dabei hätte uns leicht jemand von dem Keller aus hören können.«

»So, so. Ich merke, daß Sie die Wahrheit sagen, und werde jetzt vor allem nachsehn, was aus Ihrem Sohn geworden ist.«

Seidelmanns Züge belebten sich wieder.

»Ja«, drängte er, »sehn Sie nach! Und ... geben Sie mir Bescheid! Ich – kann diese Ungewißheit nicht ertragen!«

Arndt nickte nur. Dann winkte er den andern mit den Augen. Sie verließen den Raum und traten wieder hinaus auf den Flur.

»Ich gehe jetzt erst zum Bergwerk«, erklärte Arndt. »Es liegt an unserm Weg. Wir wollen zu erfahren trachten, wie es dort steht. Unser nächstes Ziel ist dann Seidelmanns Wohnung. Von da muß ein Gang hinabführen an das andre Ende des Stollens, wo uns der junge Seidelmann entkommen ist. Wahrscheinlich zweigt dort auch die Verbindung zum Bergwerk ab, durch die vorhin die unglückselige Entladung weitergetragen wurde. Wir nehmen vom Hüttenwerk Arbeiter mit, soweit sie dort entbehrlich sind. Ich erwarte bestimmt, daß wir Fritz Seidelmann etwa am Ausgang des Stollens verschüttet finden. Oder auch nicht finden. Es ist ebensogut denkbar, daß er unter dem Geröll für immer begraben liegt. Unversehrt entkommen ist er keinesfalls. Hätte ich das annehmen müssen, so wäre es ja von mir ein unverzeihlicher Leichtsinn gewesen,

mich hier auch nur eine Minute zu verweilen. Ich habe aber für alle Fälle vorhin im Hof einem Polizeibeamten die Weisung gegeben, das Haus Seidelmann zu bewachen und jeden festzunehmen, der etwa das Grundstück verlassen will.«

Er reichte dem Müller zum vorläufigen Abschied die Hand. Der Mann war von der Tatsache, daß man den Kaufmann Martin Seidelmann und dessen Sohn Fritz als das Buschgespenst entlarvt hatte, so erschüttert, daß er kein Wort sprach. Der Kommissar winkte drei von seinen Leuten herbei, die ihn begleiten sollten. Auch Wunderlich schloß sich dem Trupp an.

Der Förster war nicht weniger betroffen von der ungeheuerlichen Entdeckung über die Familie Seidelmann als der Müller. Aber er war aus anderm Holz geschnitzt. Er mußte sich vom Herzen reden, was ihn bewegte, und so sprach er denn auf dem Gang zum Bergwerk eifrig auf Arndt ein.

»Wer hätte das gedacht!« begann er.
»Hinter der Maske des Buschgespenstes hat
der Seidelmann gesteckt! Jetzt verstehe ich
auch Ihre Bemerkung von den zwei
Buschgespenstern. Vater und Sohn haben
einander bei diesem Spiel abgelöst. Und der
Rentner?«

»War der Mitverschworene, der dritte im
Bunde.«

»Alle Wetter! Jetzt wird es Tag! – Aber
nicht nur in meinem Kopf! Herr
Kommissar!« Schmunzelnd machte sich der
Alte an den Beamten heran. »Nichts für
ungut! Ich möchte mir nur die Frage
erlauben, wie es nun mit unserm Eduard
Hauser steht.«

Der Kommissar nahm die kleine Bosheit
mit einem Lächeln hin.

»Beruhigen Sie sich! Ihr junger Freund ist
unschuldig.«

»Und frei?«

»Kommt noch! Geduld!«

»Das Engelchen doch auch?«

»Fräulein Angelika Hofmann? Ihr Fall liegt zwar ein wenig anders, aber man wird es auch ihr nicht als strafbare Handlung anrechnen können, daß sie in der Erregung auf einen Verbrecher losging und ihn dabei verletzte.«

»Gott sei Dank!« atmete der Förster auf.

»Nun wird es wieder eine Lust sein, in Hohenthal zu leben.«

Sie näherten sich jetzt dem Bergwerk, und ihre Reden verstummten vor den schlimmen Eindrücken, die ihnen hier entgegentraten.

Das Gelände des Kohlenbergwerks bot einen grauenerregenden Anblick. Alle Bewohner des Dorfs waren herbeigeeilt, höchstens die ganz kleinen Kinder ausgenommen und die Alten, die nicht mehr recht laufen konnten. Die Esse war

eingestürzt und bildete einen wüsten Trümmerhaufen. Auch das Schachthaus und die Wohn- und Knappschaftsgebäude hatten arg gelitten. Statt des Schnees sah man ringsum nur Schutt und Ruß. Die Knappen der Freischicht waren angefahren, um zu sehen, wer von den Kameraden im Schacht noch zu retten sei. Die Steiger befanden sich in der Tiefe, und der Obersteiger leitete vom Förderhaus aus die Arbeiten.

»Sie wissen also genau«, fragte ihn soeben einer der Schutzleute, die von der Mühle herbeigekommen waren, »daß für heut keine Sprengung angeordnet war?«

»Ganz genau. Für heut und auch für die nächsten Tage nicht.«

»Es könnte aber doch vielleicht ...«

»Unmöglich! Ich habe ja die Sprengstoffe in Verwahrung.«

»Also waren Grubengase die Ursache der Entladung?«

»Nein. Es ist gesprengt worden.«

»Aber Sie sagen ja selber, daß nichts
Derartiges befohlen worden sei.«

»Allerdings! Und dennoch hat eine
Sprengung stattgefunden, und zwar nicht
mit Pulver, sondern mit Dynamit!
Unsereiner weiß das zu unterscheiden.«

»Aber dann ist mir unbegreiflich ...«

Arndt hatte diese Unterredung mit
angehört.

»Bitte«, mischte sich der Detektiv in das
Gespräch, »in dieser Angelegenheit glaube
ich Bescheid zu wissen. Ich werde ...«

Er brach ab, denn man brachte soeben die
ersten Opfer der frevelhaften Sprengung
aus der Tiefe – verbrannt, zerrissen, manche
fast unkenntlich. Frauen stießen gellende
Schreie aus, und die Menge antwortete mit
Jammern und Weinen. Der Obersteiger ließ
den nächsten Umkreis der Schachtmündung

absperren und die Menge zurückdrängen,
um die nötige Ordnung aufrechterhalten zu
können.

Arndt sah ein, daß er in dieser Stunde vor
verschlossenen Ohren reden würde; er
dachte deshalb an seine eigne
Angelegenheit.

»Wir müssen uns noch des Wächters Laube
versichern«, sagte er zu dem Kommissar.
»Er ist Mitschuldiger und Vertrauter. Dann
aber wollen wir uns endlich nach
Seidelmanns Wohnung begeben!«

Man fand den Wächter nicht zu Haus. Also
gab der Kommissar einigen seiner Leute
den Befehl, nach ihm zu forschen und ihn
gegebenenfalls festzunehmen.

Inzwischen wandte sich Arndt an Laubes
Frau.

»Ihr Mann steht im Verdacht, ein
Helfershelfer des Buschgespenstes zu sein.
Wahrscheinlich sind Sie seine

Mitschuldige. Ich sehe mich daher gezwungen, Sie verhaften zu lassen.«

Die Frau erschrak; sie zitterte am ganzen Leib.

»Verhaften? Mich? Ich bin mein Leben lang ein anständiger Mensch gewesen und habe meinen Mann oft genug gewarnt!«

»Gewarnt? Wovor?«

Sie erkannte, daß sie zuviel gesagt hatte, und wollte nicht weiter antworten. Arndt aber ließ sie nicht wieder los und erzwang auf diese Weise vorläufig ein Teilgeständnis.

»Vor – vor dem Klingelzug«, bekannte die Frau stockend.

»Zeigen Sie uns diesen Klingelzug!«

Sie führte die Männer – der Kommissar war inzwischen wieder hinzugetreten – vor einen Wandschrank, an dessen Hinterwand eine Klingel angebracht war und daneben

ein Klingelzug; beide standen aber nicht miteinander in Verbindung.

»Wohin führt der Klingelzug?« fragte Arndt. »Und woher kommt der Draht, der diese Klingel bewegt?«

»Das weiß ich nicht.«

»Bedauerlich für Sie, gute Frau«, mischte sich der Beamte ein. »Wir müssen Sie so lange einsperren, bis Sie es wieder wissen.«

Die Frau erbleichte. Man sah ihr an, daß ihre Angst wuchs.

»Ich bin ja nicht schuld daran«, stotterte sie.

»Das wird sich finden.«

»Ich habe gehört, daß eine Frau ihren Mann nicht anzuzeigen braucht«, versuchte sie sich jetzt herauszubeißen. »Sie braucht auch nicht gegen ihn vor Gericht auszusagen.«

»Ein bißchen anders liegt dieser Fall denn doch«, belehrte sie Arndt. »Hier geht es nicht nur um Pascherei, sondern auch um Mord und Totschlag. Und zwischen einer Frau, die ihren Mann nicht anzeigt, und einer, die die Mitschuldige ihres Mannes ist, verstehn Sie wohl, die sich zu seiner Hehlerin macht, ist ein großer Unterschied. Ich rate Ihnen, aufrichtig zu sein. Haben Sie Kinder?«

»Vier.«

»Nun, so denken Sie an diese Kinder, die mit dem Vater, der ins Gefängnis wandert, nicht auch noch die Mutter verlieren sollen! Reden Sie die Wahrheit! Ich will nicht hart sein; ich will auch annehmen, daß Sie keine unmittelbare Schuld tragen. Aber wohin dieser Klingelzug geht, das wissen Sie?«

»Ja«, gestand sie jetzt. »Er führt in das Arbeitszimmer des Herrn Seidelmann.«

»Ihr Mann und Seidelmann gaben sich gegenseitig Zeichen?«

»Ja.«

»Zu welchem Zweck?«

»Wenn Seidelmann einen Mann hierherbringen wollte, klingelte er vorher, und mein Mann klingelte, wenn fremde Männer zu ihm kamen, die mit – mit Seidelmann sprechen wollten.«

»Sagen wir: mit dem Buschgespenst! – Schon gut. Weiter! Wer waren diese Männer?«

»Ich kannte sie nicht. Sie kamen auch nur selten in die Stube.«

»Was wollten sie?«

»Das weiß ich nicht. Ich dachte mir nur, daß sie vielleicht Pascher seien. Aber ich durfte zu meinem Mann kein Wort darüber sagen, sonst wurde er fuchsteufelswild.«

»Schön. Ich glaube Ihnen; darum lasse ich Sie nicht festnehmen. Aber bleiben Sie zu Haus! Vielleicht haben wir noch mit Ihnen

zu sprechen. Ein Fluchtversuch würde Ihnen schlecht bekommen.«

Die Männer verließen das Haus, um sich nun endlich nach Hohenthal in die Wohnung der Seidelmanns zu begeben. Der Kommissar erbat sich vom Obersteiger einige Arbeiter, die, mit Hacke und Schaufel bewaffnet, den Trupp begleiteten.

20. Das Schicksal straft und versöhnt

Das ganze Dorf befand sich in Aufruhr, und so war es kein Wunder, daß auch bei Seidelmanns noch Licht brannte. Arndt traf vor dem Haus auf den Polizisten, den er hierher geschickt hatte.

»Nun?«

»Es ist niemand ein- und ausgegangen.«

»Gut.«

Frau Seidelmann war daheim. Sie war begreiflicherweise sehr aufgeregt, seit die Sprengung das Haus bis in die Grundfesten erschüttert hatte, und erschrak sichtlich, als die drei Herren in Begleitung von drei Polizisten und einigen Arbeitern bei ihr eintraten.

»Kennen Sie diesen Ausweis?« fragte der Kommissar indem er seine Dienstmarke vorzeigte. »Ich bin Kriminalbeamter und komme in amtlicher Eigenschaft. Wo ist Ihr Mann?«

Die Frau, die einen gedrückten, verschüchterten Eindruck machte, schaute unsicher von einem der Männer zum andern.

»Ausgegangen«, sagte sie, beinah im Ton eines Kindes, das ein eingelerntes Sprüchlein herplappert.

»Und Ihr Sohn?«

»Auch er ist nicht zu Haus.«

»Wo steckt er denn?«

»Das weiß ich nicht.«

»Eine Frau pflegt doch sonst zu wissen, wo Mann und Sohn sind. Ist etwa Herr August Seidelmann auch nicht zu sprechen?«

»Leider nicht. Er hat die Wohnung erst vorhin verlassen. Wir hörten einen furchtbaren Donnerschlag, und das Haus zitterte. Da meinte mein Schwager, im Bergwerk müsse es schlagende Wetter gegeben haben. Darauf ging er fort, um nachzusehn, wie die Dinge beim Schacht ständen.«

»Hm. Führen Sie uns bitte in die Geschäftsräume Ihres Mannes!«

Die Frau nahm die Schlüssel von der Wand und schritt voran. Die Männer folgten ihr, nachdem der Kommissar einem seiner Polizisten leise den Befehl gegeben hatte, einen Teil der Mannschaften oben beim Bergwerk nach dem Rentner Seidelmann auf die Suche zu schicken und ihn so bald wie möglich zu verhaften. In dem vorderen Zimmer, wo die Weber abgefertigt wurden, hielt man sich nicht lange auf. Hier gab es nichts zu entdecken. Arndt hatte es auf das Privatkontor abgesehn, in das er damals vom Schuppendach aus hineingeschaut hatte.

Hier hing das bewußte Bild, wodurch jenes Mauerloch, das Geheimversteck Seidelmanns, verborgen wurde. Im übrigen standen in dem Raum ein Schreibtisch, ein Warentisch, zwei Pulte und ein Schrank. Ein kleineres Schränkchen war an der Wand angebracht.

»Was befindet sich darin?« wies Arndt aus dieses Wandschränkchen.

»Einige Flaschen und Gläser«, gab sie kurz Bescheid.

»Weiter nichts?«

»Nein, was soll man auch in solch einem kleinen Behältnis noch unterbringen?«

»Nun, ich will es Ihnen sagen: eine Klingel.
– Wozu dient sie?«

Frau Seidelmann zuckte zusammen.

»Das weiß ich nicht«, sagte sie unsicher.
»Sie muß schon dagewesen sein, bevor wir hier einzogen.«

»Sie haben das Haus doch selber gebaut, wie man mir im Dorf erzählt hat. Wie kann da diese Klingel bereits vorher dagewesen sein? – Öffnen Sie!«

»Ich besitze keinen Schlüssel zu diesem Schrank.«

»Merkwürdig. Und wir haben keine Zeit, einen Schlosser zu holen.«

Arndt ließ sich von Wunderlich den starken Hirschfänger reichen und sprengte damit die Tür des Schränkchens auf. An dessen hinterer Wand gewahrten sie eine Klingel und einen Klingelzug, ganz so wie in der Stube des Wächters Laube.

»Es stimmt«, nickte der Kommissar.

»Dieser Klingelzug bewegt die Glocke des Wächters, und dessen Klingelzug setzt diese Glocke hier in Tätigkeit. Man braucht gar keine Probe anzustellen. Aber es muß sehr schwierig gewesen sein, die beiden Drähte unter der Erde zum Schachtwächter zu leiten. Wie hat man sie legen können,

ohne daß es von Unberufenen bemerkt wurde?«

»Man hat sie nicht gelegt, sondern gezogen«, erklärte Arndt, an den die Frage des Kommissars gerichtet war.

»Wie meinen Sie das? Beides ist doch wohl dasselbe.«

»O nein! Die Leitung in die Erde zu legen, das wäre allerdings aufgefallen. Man hat sie gezogen, nämlich durch einen Raum, der schon vorhanden war.«

»Durch einen bereits vorhandenen Raum? – So nehmen Sie wohl an, daß auch von hier aus ein stillgelegter Seitenstollen zum Kohlenwerk und damit zum Wächter Laube läuft.«

»Ganz recht!« nickte Arndt. »Und ich glaube nicht, daß ich mich täusche.«

Er sah dabei den Kommissar bedeutungsvoll an und wandte sich hierauf

wieder an die Frau.

»Gibt es hier einen unterirdischen Gang?«

»Nein.«

»Sie leugnen?«

Frau Seidelmann errötete, schwieg aber. Deshalb hielt es Arndt für notwendig, sie ernstlich zu warnen.

»Sie scheinen nicht zu wissen, in welcher Lage Sie sich befinden. Die Familie Seidelmann wird mit gutem Grund schwerer Verbrechen beschuldigt. Haben Sie teil an dem, was Ihr Mann, Ihr Schwager und Ihr Sohn verübten, so wird die Strafe auch Sie treffen. Bemessen Sie Ihre Antworten danach! Ich will jetzt erfahren, welcher Raum sich hinter diesem Zimmer befindet – ich meine hinter der Mauer, wo das Wandschränkchen hängt!«

»Die Kellertreppe«, sagte die Frau mit merkbar zitternder Stimme.

»Schön. Ich glaube, meine Berechnung stimmt. Zunächst aber, Herr Kommissar, wäre es von Vorteil, wenn wir die Spitzen hier hätten, die Sie bei Eduard Hauser gefunden haben.«

Der Beamte lächelte.

»Glauben Sie, ich hätte nicht daran gedacht? Ich habe die Spitzen hier, auch eine Probe von dem Zwirn.«

Der Kommissar öffnete Mantel und Rock und reichte Arndt die Beweisstücke.

»Sehr gut!« sagte Arndt. »Und nun, Frau Seidelmann, habe ich eine besonders wichtige Frage an Sie zu stellen. Gibt es hier vielleicht ein heimliches Versteck?«

»Weshalb?« klang es zaghaft zurück. »Ich kenne keins.«

»So werden wir uns abermals selber helfen müssen.«

Arndt stieg auf einen Stuhl, nahm das bewußte Bild herab und holte die Schachtel mit dem bedeutsamen Inhalt aus dem Mauerloch.

Die Frau, die bisher seltsam starr und teilnahmslos beiseite gestanden hatte, erschrak sichtlich.

»Sehn Sie«, sagte Arndt, »hier liegt ein Knäuel schwarzer Zwirn! Wie klug und doch auch wieder wie dumm!«

Arndt kletterte wieder vom Stuhl herab, und der Kommissar prüfte den Zwirn – es war der gleiche, den die eilige Naht an Hausers Rock auswies.

»Und nun zu den Spitzen!« drängte der Beamte in begreiflicher Ungeduld.

Schon hob er die Hand, um den Deckel der Schachtel wegzunehmen, da wurde diese Hand sacht beiseitegeschoben.

»Verzeihung, Herr Kommissar! Zuvor habe ich eine Frage an Sie!« meldete sich Arndt.

Einigermaßen verwundert sah der Beamte den Sprecher an.

»Bitte!«

»Ich möchte jetzt gern einige Minuten Ihrer Zeit für mich in eigener Sache in Anspruch nehmen. Doch das ist nicht für jedermanns Ohren. Darf ich Sie bitten, sich mit mir ins Nebenzimmer zu bemühen?«

Der Kommissar nickte und folgte Arndt ohne Zögern, nachdem er die Schutzleute angewiesen hatte, Frau Seidelmann keinen Augenblick aus den Augen zu lassen. Auch der Förster verfügte sich auf einen Wink des Detektivs mit hinaus.

»Ich bin wirklich gespannt, Herr Arndt«, lud der Beamte den Detektiv zum Reden ein.

Und Arndt begann. Seine Stimme zitterte dabei leicht vor innerer Erregung.

»Ich habe neulich, als ich bei Ihnen war, eine Einzelheit verschwiegen, eine Einzelheit, die freilich nicht für die Behörde, wohl aber für mich von der größten Wichtigkeit ist. Als ich vor einigen Tagen die Seidelmanns belauschte, bemerkte ich, daß sie dem Versteck nicht nur einen Pack Spitzen, sondern noch einen andern Gegenstand entnahmen: ein goldnes Armband.«

»So, so! Und was weiter? Ich sehe darin nichts Besondres.«

»Aber ich! Denn dieses Armband und die Geschichte, die damit zusammenhängt, sind die Veranlassung dazu, daß ich jetzt hier an dieser Stelle stehe.«

Ehrliches Erstaunen malte sich in den Zügen des Kommissars. Indessen fuhr der Detektiv in seinem Bericht fort.

»Das Armband ist verknüpft mit dem unglücklichsten Ereignis meiner Kindheit. Dieses Schmuckes wegen ist – ist meine Mutter schuldlos ins Gefängnis gekommen und dort in Jammer und Verzweiflung gestorben.«

Arndt schwieg, und der Kommissar war feinführend genug, dieses Schweigen nicht zu brechen.

»Als ich mich entschloß, Detektiv zu werden«, fuhr Arndt nach einer Weile fort, »bestimmte mich dazu vor allem das Streben, das Andenken meiner Mutter von schwerem Makel zu reinigen. Und Sie können jetzt vielleicht die Gefühle nachempfinden, die mich beherrschten, als ich dieses Armband, diesen Beweis für die Unschuld meiner Mutter, auf einmal in den Händen Seidelmanns erblickte.«

Der Kommissar schien scharf nachzudenken.

»Sie kannten den Schmuck von Ansehn?«

»Nein. Aber aus genauer Beschreibung.
Das Armband ist einzig in seiner Art und
nicht zu verkennen.«

»Wie lange ist die Geschichte her?«

»Einundzwanzig Jahre.«

»Das war zu Anfang meiner hiesigen
Tätigkeit, und ich kann mich dunkel an
einen solchen Fall erinnern. Nur der Name
Arndt kommt mir fremd vor.«

»Mag sein. Ich habe den Namen Arndt auch
erst später von meinen Adoptiveltern
erhalten. Der Abstammung nach bin ich ein
Hauser.«

Der Beamte machte eine Bewegung der
Überraschung. Auch der Förster staunte.

»Hauser?« fragte der Kommissar. »Ja, jetzt
weiß ich wieder Bescheid. Bitte, erzählen
Sie mir die Angelegenheit noch einmal
ausführlich!«

Arndt kam dem Verlangen des Kommissars bereitwillig nach, und als die Männer nach einer Viertelstunde das Zimmer wieder betraten, wo die Schachtel noch auf dem Tisch stand, glänzten die Augen des Kommissars in tiefer Bewegung.

Er trat schweigend an den Tisch, öffnete die Schachtel und entnahm ihr das Armband, doch so, daß es Frau Seidelmann nicht sehen konnte. Nachdem er es eine Weile betrachtet hatte, wobei er mehrmals wie bestätigend mit dem Kopf nickte, wandte er sich plötzlich der Frau zu.

»Wem gehört dieser Reif?«

Die Augen der Frau Seidelmann öffneten sich weit. Vor Erstaunen brachte sie keine Silbe heraus; und dieses Erstaunen schien echt, schien nicht geheuchelt zu sein.

»Nun, wem gehört dieser Reif?«
wiederholte der Beamte seine Frage.

»Mir«, sagte die Frau jetzt langsam und gedehnt. »Mein Mann hat ihn mir vor vielen Jahren geschenkt. Aber nein, er kann es doch wieder nicht sein; denn er wurde mir schon am nächsten Tag gestohlen! – Und wie käme er auf einmal ...«

»Überzeugen Sie sich genau!«

Der Beamte gab ihr das Armband in die Hand, und sie prüfte es sorgfältig.

»Nun?«

»Es ist mein Eigentum«, erklärte sie bestimmt. »Es muß seit Jahr und Tag hier versteckt gewesen sein.«

»Ohne daß es entdeckt wurde? Auch von Ihnen nicht, etwa beim Großreinemachen?«

»Nein, auch dann nicht. Es war mir streng verboten, das Bild da an der Wand zu berühren, und ein Dienstbote durfte das Privatkontor überhaupt nicht betreten. Mein Mann ist sehr streng in solchen Dingen. Ich

habe wirklich nicht gewußt, daß das Armband noch da ist.«

»Wissen Sie, wer es Ihnen damals gestohlen hat?« fuhr der Kommissar fort.

»Eine Angestellte unsres Hauses. Sie kam deswegen ins Gefängnis.«

»Und Sie ahnen den wahren Sachverhalt wirklich nicht?«

»Welchen Sachverhalt?« fragte sie verwundert.

Es war der Frau anzusehn, daß sie die volle Wahrheit sprach.

»Nun, so will ich Ihnen den Fall erklären. Dieses Schmuckstück ist überhaupt nie entwendet worden. Ihr Mann hat es heimlich auf die Seite gebracht, um Ihre Angestellte zu verdächtigen und unglücklich zu machen. Es war ein gemeiner Racheakt von ihm, weil die

Betreffende seinen Nachstellungen
auswich.«

Die Frau knickte unter diesen harten
Worten zusammen und schlug die Augen
nieder.

»Das – das kann nicht wahr sein!«

»Es ist wahr. Kennen Sie diesen Mann hier
an meiner Seite? Er ist der Sohn jener
armen Frau, die Ihr gewissenloser Mann in
Schande und Tod getrieben hat. Ihm haben
wir es zu verdanken, daß die Wahrheit in
diesem und in andern Punkten endlich an
den Tag gekommen ist. – Überhaupt
scheinen derartige Verleumdungen in Ihrer
Familie üblich zu sein. Erst kürzlich hat Ihr
Sohn Fritz gegen einen unbescholtenen
hiesigen Einwohner eine falsche Anklage
erhoben, um ihn hinter Schloß und Riegel
zu bringen. Dafür, daß dieser junge Mann
unschuldig war, habe ich hier den Beweis. –
Bitte, Herr Kollege, vergleichen, wir jetzt
die Spitzen!«

Es zeigte sich, daß das Muster übereinstimmte und die beiden Stücke an den Schnittflächen genau zusammenpaßten.

»Sie feiern heut einen Triumph nach dem andern«, erklärte der Kommissar und drückte Arndt die Hand. »Es ist genau so, wie Sie sagten: Fritz Seidelmann hat dem armen Hauser die Spitzen in den Rock genäht und den ahnungslosen Burschen dann über die Grenze schicken lassen, um auf diese Weise seinen Nebenbuhler bei Fräulein Hofmann zu verderben.«

»Fritz? – Mein Fritz soll das getan haben?« jammerte die Frau. »Nein, nein, das kann nicht wahr sein! Er wird seine Unschuld beweisen!«

»Das dürfte ihm schwer werden«, knurrte der Förster, der bisher den Vorgängen im Haus Seidelmann mit verbissenem Schweigen gefolgt war. »Erstens ist er jetzt überführt, und zweitens hat ihn der Teufel wohl schon ...«

Eine abwehrende Handbewegung des Kommissars ließ den Alten verstummen. Er begriff, wie das gemeint war. Frau Seidelmann sollte nicht vorzeitig über das vermutliche Schicksal ihres Sohnes unterrichtet werden.

Es entstand ein drückendes Schweigen, bis der Kommissar wieder zu sprechen begann.

»Ich halte es für das richtigste, wir ver hören hier an Ort und Stelle, auch angesichts der Frau, den Kaufmann Martin Seidelmann über die Spitzen, über das Armband und über ... nun über die Dinge, die sich noch weiter finden werden. Was meinen Sie, Herr Kollege? Am liebsten ließe ich Seidelmann hierherbringen.«

»Wenn es ohne Gefahr geschehn kann, bin ich auch dafür«, erwiderte Arndt.

»Ich schicke einen von den zwei Leuten, die mir noch zur Verfügung stehn, nach der Mühle und bestimme vier Mann zur

Bedeckung. Auf diese Weise kann der Gefangne nicht ausbrechen.«

»Auch nicht unterwegs befreit werden?«

»Wer sollte das wagen? Die Pascher sind ja festgenommen.«

»Hm. Ob es alle sind, ist fraglich. Aber immerhin! Ich habe Ihnen keine Vorschriften zu machen, Herr Kommissar.«

»Gut. Ich lasse Seidelmann holen.«

Der Beamte gab einem Polizisten die entsprechenden Weisungen und steckte die Spitzen, den Zwirn und auch das Armband ein.

Inzwischen sah sich Arndt auf dem Schreibtisch um, blätterte in allerlei Papieren, die da umherlagen, und stutzte plötzlich. Ihm waren ein paar Musterzeichnungen nebst einem Zettel in die Hand geraten. Die Zeichnungen trugen den Vermerk ›Wilhelmi‹, und auf dem

Zettel standen Anweisungen für Hausweber, die diese Muster verarbeiten sollten.

»Hier sehen Sie den Beweis dafür«, sagte Arndt, »daß Wilhelmi durchaus nach eigener Eingebung gearbeitet und brauchbare Entwürfe geliefert hat. Es ist Seidelmann nicht eingefallen, diese Muster als unverwendbar wegzuwerfen. Seine Beanstandungen beruhten auf Lug und Trug. Wilhelmi ist gerechtfertigt. Er wird sich freuen, das zu hören. – Und nun wollen wir uns weiter umsehn!«

Es ging jetzt hinunter in den Keller. Als Beleuchtung diente Arndts Blendlampe sowie die Laterne des Müllers, die der Kommissar von einem seiner Leute hatte mitnehmen lassen.

Arndt schritt als erster die Treppe hinab und leuchtete dabei aufmerksam die Mauer ab. Nach einigen Schritten blieb er stehn.

»Sehn Sie, hier kommen die zwei Drähte aus der Wand und gehn in den Keller hinunter! Wir brauchen ihnen nur zu folgen, so finden wir sicher den Stollen.«

Sie erreichten den Keller und wurden durch die Drähte zu der Tür geführt, durch die Seidelmann vermutlich seinen Weg zu nehmen pflegte, sooft ein Klingelzeichen Laubes das Buschgespenst zur Besprechung rief.

Arndt wandte sich an die Frau.

»Wohin führt diese Tür?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wirklich nicht?«

»Ich habe niemals den Schlüssel dazu gehabt, und mein Mann hat mir verboten, nach diesen Dingen zu fragen oder gar heimlich nachzuforschen.«

»Dann wird das Beil helfen müssen.«

Einer der Arbeiter sprengte die Tür auf. Ein finstrer Stollen gähnte den Männern entgegen.

»Nun, da haben wir ja, was wir suchen!« sagte Arndt. »Sind Sie wirklich niemals in diesem Gang gewesen, Frau Seidelmann?«

»Niemals.«

»So wissen Sie wohl auch nicht, was sich hier in dieser Kiste befindet?«

»Nein.«

»Gut. Sehn wir nach!«

Arndt öffnete den Deckel und zog den Inhalt hervor.

»Eine nette Bescherung!« meinte der Förster, der sich hinzugedrängt hatte. »Das ist ja eine ganze Diebes- und Schmugglerausrüstung! Wer hätte das bei den vornehmen Seidelmanns gesucht!«

Die Frau wendete sich ab. Sie wollte von alledem nichts sehn.

»Perücken und falsche Bärte«, fuhr Wunderlich fort. »Schwarze Masken, Betttücher – ah, Vetter Arndt, schauen wir doch einmal nach!«

Die Tücher waren alle mit M. T. gezeichnet, und als Arndt das letzte aus der Kiste zog und entfaltete, stieß Wunderlich einen lauten Triumphruf aus.

»Da, es stimmt! Hier ist die Ecke ausgerissen, die wir im Wald gefunden haben! Der eine Buchstabe auf unserm Zipfel, der andre hier – es ist gar kein Zweifel! M. T.! Das heißt Margarete Thonig. So lautet der Mädchenname der Frau Seidelmann. Der Beweis ist geführt: Einer der beiden Seidelmanns hat den Grenzoffizier erschossen!«

Da brach die Frau lautlos zusammen. Es entstand eine minutenlange Stille.

»Sie ist ohnmächtig«, sagte Arndt, der sich zu ihr niederbeugt hatte. »Herr Kommissar, ich rate, wir lassen Ihren letzten Polizisten hier zurück, um den Eingang und die Ohnmächtige zu bewachen. Wir andern werden jetzt in den Stollen eindringen, das heißt, soweit es uns die Grubengase gestatten. Kommen Sie, meine Herren!«

Sie fanden den Weg noch recht gangbar. Die Luft war seltsamerweise nicht schlecht, und die beiden Laternen brannten ruhig und stetig und reichten zur Beleuchtung aus.

»Mir scheint, die Gase sind nach der andern Richtung, jenseits der Einbruchsstelle, abgezogen«, meinte der Kommissar nach einer Weile.

»Ohne Frage«, antwortete Arndt.

»Aber wir sind noch nicht sicher.«

»O doch wohl! Ich denke, daß wir in kurzer Zeit – halt! Hören Sie nicht etwas?«

Sie blieben stehn. Es drang ihnen ein seltsamer Laut entgegen.

»Das klingt fast, als klagte da ein angeschossenes Wild«, meinte Wunderlich.

»Nein«, widersprach Arndt, »das ist das Stöhnen eines Menschen in ärgster Todesnot!«

»Herrgott! So liegen verunglückte Bergleute dort!«

»Kaum. So nahe am Kohlenwerk sind wir noch nicht. Mein Gott! Ich hatte ihn tot geglaubt! Aber das da – kann nur Fritz Seidelmann sein – das Buschgespenst! – Schnell weiter jetzt!«

Die Männer eilten vorwärts. Das Stöhnen wurde allmählich zum Geheul. Die Stimme war schon heiser und erfüllte den unterirdischen Raum mit einem unnennbaren Grausen.

»Hilfe, Hilfe!« erklang es. Der Mensch, der in dieser Weise schrie, mußte sich in höchster Not befinden oder die fürchterlichsten Qualen leiden. Dann ging das Schmerzgeheul in ein herzzerreißendes Wehklagen über.

Arndt, der den andern eine kurze Streck voraus war, mußte jetzt haltmachen. Er konnte nicht weiter, denn der Stollen war verschüttet. So kamen die andern Männer heran.

Arndt leuchtete den Boden ab und stieß einen Ruf des Entsetzens aus.

»Herr im Himmel! – Verschüttet!«

»Bis an die Brust!« fügte der Förster hinzu.
»Und das Gesicht ist blau angeschwollen, fast unkenntlich!«

»Heran mit Hacke und Schaufel!« gebot der Detektiv.

Wortlos begann man zu arbeiten. Erde, Schutt und Steine flogen zur Seite. Der Verunglückte war verstummt; er hatte die Besinnung verloren.

Es dauerte fast eine halbe Stunde, bis es gelang, den Körper freizulegen, und sogleich entstand den Rettern eine schwere Gefahr.

»Achtung!« warnte einer der Arbeiter. »Das Gestein bröckelt nach!– Zurück! Zurück!«

Man hob den Betäubten auf, und dann flohen die Männer so weit von der Unglücksstelle nach rückwärts, bis die Beschaffenheit des Stollens wieder Sicherheit zu gewähren schien.

Dort legten sie den Verschütteten nieder und leuchteten ihm ins Gesicht.

»Verschwollen und schwarzblau«, wiederholte der Förster.

»Ja, er sieht gräßlich aus«, stimmte Arndt zu. »Aber ich erkenne das Buschgespenst trotzdem, schon an der Kleidung; es ist Fritz Seidelmann. Er hat sich die Maske, die er als Buschgespenst trug, wohl bereits während der Flucht vom Gesicht gerissen. Die Brust bewegt sich; doch es geht zu Ende mit ihm. Beine und Unterleib sind ihm zerquetscht.«

»Und das hatte er Ihnen zuggedacht!« murmelte der Förster. »Ja, ja, so geht es in der Welt. Der alte Gott lebt noch, und er ist ein gerechter Richter!«

Er wandte sich ab. Da legte ihm Arndt eine Hand auf die Schulter.

»Gehn Sie bitte voran, Vetter Wunderlich, und sagen Sie dem Polizisten, er soll sich mit der Frau in die Schreibstube zurückziehn! Wir müssen trachten, den Verletzten ins Haus zu schaffen, und ich möchte ihr die Qual ersparen, ihren Sohn in dieser Weise sterben zu sehn!«

»Hm! Da haben Sie vielleicht recht.«

»Nicht nur vielleicht. Übrigens gehören die letzten lichten Augenblicke dieses Verbrechers uns. Von seinem Vater wissen wir nicht, ob er weiterhin geständig sein wird. So müssen wir vorsichtshalber versuchen, vom Sohn etwas zu erfahren.«

Wunderlich ging. Die andern wollten warten, bis anzunehmen war, daß die Frau den Stollen verlassen hatte, und dann den Schwerverletzten ins Haus tragen. Aber es kam anders.

Fritz Seidelmann stieß plötzlich einen so entsetzlichen Schrei aus, daß alle erschrocken zusammenfuhren. Sie sahen zu ihm hin; er lag ruhig und bewegungslos, aber mit offenen Augen da. In seinem Blick spiegelte sich eine furchtbare Qual. Seine Zähne knirschten auseinander. Er hatte wohl nur diesen einen Schrei ausstoßen können; weiter reichten seine Kräfte nicht mehr.

»Er ist bei Besinnung«, sagte der Kommissar leise. »Wird er uns erkennen?«

Arndt kniete neben dem Verletzten nieder.

»Wissen Sie, wo Sie sich befinden?«

Fritz bewegte die schwarzblauen Lippen, brachte aber kein Wort hervor.

»Antworten Sie, indem Sie nicken oder den Kopf schütteln? Hören Sie, was ich spreche?«

Ein schwaches Nicken.

»Können Sie sich auf alles besinnen, was geschehn ist?«

Wieder ein Nicken.

»Sie haben nur noch wenige Augenblicke zu leben. Gehn Sie nicht als verstockter Sünder aus dieser Welt! Wir wissen alles, auch daß Sie und Ihr Vater das Buschgespenst gewesen sind. Beantworten Sie mir nur noch einige Fragen: Haben Sie

Eduard Hauser die Spitzen in den Rock genäht, um ihn in Verdacht zu bringen?«

Der Sterbende nickte abermals.

Arndt wechselte einige rasche Worte mit dem Kommissar, dann wurde ein Arbeiter abgeschickt, der Frau Seidelmann kurz und schonend von dem Schicksal ihres Sohnes unterrichten sollte.

Hierauf wandte sich der Detektiv wieder an das entlarvte Buschgespenst.

»Wie steht es mit Ihrer Mutter? Wie weit war sie eingeweiht in Ihr und Ihres Vaters Treiben?«

Erneut versuchten die Lippen des Schwerverletzten, einige Worte zu formen. Der Kopf ging unruhig hin und her. Jeder fühlte, daß Fritz Seidelmann die größten Anstrengungen, machte, Antwort auf diese Frage geben zu können.

»Sie – nicht – schuldig!« brachte er plötzlich mühsam hervor.

Alle horchten überrascht auf. Keiner hatte erwartet, den Verschütteten noch ein Wort reden zu hören. Die Liebe zu seiner Mutter mußte, vielleicht als einzige edle Regung, tief in ihm verwurzelt sein.

»Verstehn Sie, was ich sage?« nahm der Kommissar angesichts dieser Wandlung der Sachlage sofort die regelrechte Vernehmung auf.

Fritz Seidelmann nickte.

»Sie sind das Buschgespenst gewesen?« lautete die nächste Erkundigung.

»Ja.«

»Sie und Ihr Vater?«

»Ja.«

»Und Ihr Onkel, der Rentner August Seidelmann, war in alles eingeweiht?«

Ein Kopfnicken.

»Ihr Vater hat in der Nähe des Forsthauses einen Grenzbeamten erschossen?«

»Ich – das – getan«, erklang es leise, aber bestimmt.

»Sie klagen sich selber an? Vermutlich wollen Sie nur Ihren Vater entlasten. Bedenken Sie, daß Sie am Rand des Grabes stehn, und bekennen Sie die Wahrheit! Ihr Vater war der Täter?«

Fritz Seidelmann schloß die Lider und antwortete nicht.

»Gut«, fuhr der Kommissar fort, »ich weiß, woran ich bin. – Unter den Sachen Ihres Vaters ist ein Armband gefunden worden, ein goldnes Armband in Form zweier ineinandergeringelter Schlangen. Erinnern Sie sich daran?«

Der Gefragte nickte wieder.

»Man hat vor Jahren eine Angestellte Ihres Hauses beschuldigt, diesen Schmuck gestohlen zu haben. Ist es richtig, daß das eine falsche Beschuldigung war, um die Frau, an der sich Ihr Vater rächen wollte, in Schaden zu bringen?«

»Ja.«

Arndt hörte dieses Geständnis mit unbeschreiblichen Gefühlen an. Er hätte weinen und im gleichen Augenblick vor Freude laut hinausschreien mögen: Mutter – —!

Der Beamte aber hielt in seinem Verhör inne. Er sah, daß der Kopf Fritz Seidelmanns jäh nach hinten sank. Die Lider hatten sich wieder geschlossen. Jetzt quollen dem Sterbenden einige rote Tropfen über die Lippen, denen bald ein dicker Blutschwall folgte.

Stumm blickten die Männer auf den verstümmelten Körper, durch den ein Zucken lief. Dann streckte sich der Leib;

ein letztes sägendes Röcheln, und alles war aus. —

»Fritz Seidelmann ist tot«, sagte der Kommissar nach kurzem Stillschweigen.
»Er war ein Verbrecher, aber sein Geständnis hat vieles wieder gutgemacht, was er im Leben verschuldete. Möge ihm Gott ein gnädiger Richter sein!«

»Amen«, fügte der Förster hinzu, der in Ehrfurcht vor dem Tod seinen Hut abgenommen hatte.

Auch die andern verharrten eine Weile in schweigender Andacht, bis nahende Schritte im Stollen sie aufhorchen ließen.

Arndt richtete seine Blendlaterne dem Kommenden entgegen. Es war einer der Polizisten, die in der Mühle zurückgeblieben waren.

»Was gibt es?« fragte der Kommissar.

In dienstlicher Haltung erstattete der Mann Bericht.

»Der Herr Kommissar hatte befohlen, den Kaufmann Martin Seidelmann gefesselt hierherzubringen. Wir haben nach dieser Weisung gehandelt, obwohl wir Bedenken hegten. Vor der Mühle hatte sich nämlich eine empörte Menge angesammelt, die Drohrufe gegen die Seidelmanns ausstieß. Es waren Leute aus dem Dorf, die vom Donner der Sprengung herbeigerufen waren, offenbar durchweg arme Weber. Als wir mit dem Gefangnen ins Freie traten, wich die Menge zurück, aber sie folgte uns und schloß uns schließlich ein. Vereinzelte Stimmen riefen, man müsse den Schurken auf der Stelle aufhängen. Wir mahnten zur Ruhe. Es nützte nichts. Da zogen wir blank. Das schien zu helfen. Im nächsten Augenblick aber fiel ein Schuß. Der Gefangne stöhnte auf und brach zusammen. Eine Revolverkugel war ihm in den Rücken gedrungen und vermutlich genau ins Herz gegangen. Er war sofort tot. Wir haben nichts versäumt und unverzüglich mehrere

Verhaftungen vorgenommen, doch konnte bisher keiner aus der Menge im Besitz einer Schußwaffe ermittelt werden.«

Die Männer sahen einander an.

»Ihm ist recht geschehn«, erklärte Arndt hart.

»Einen so raschen Tod hat der Halunke nicht verdient«, knurrte der Förster.

Der Kommissar aber gab dem Polizisten einen Wink abzutreten.

»Es ist gut. Ich werde den Fall weiter untersuchen.«

Dann wendete er sich an seine Begleiter,
»Kommen Sie, wir wollen den Toten in seine Wohnung tragen! Nun mag ihn die Mutter sehn, die er in seiner Sterbestunde noch gerechtfertigt und vor dem Zuchthaus bewahrt hat.« –

21. Bessere Menschen, bessere Zeiten

Als am andern Morgen die Türen der Gefängniszellen geöffnet wurden und die Insassen ihre Morgensuppe erhielten, wunderte sich Eduard Hauser nicht wenig darüber, daß ihm der Aufseher vertraulich die Hand auf die Schulter legte.

»Ihre Suppe essen Sie heut bei mir.«

»Warum?«

»Das werden Sie schon hören. Kommen Sie!«

Als Eduard die Wohnung des Beamten betrat, entfuhr ihm ein Ruf freudiger Überraschung.

»Engelchen, du hier?«

»Eduard – du?«

Angelika hatte sich allein im Zimmer befunden, und da der Aufseher nicht mit hereingekommen war, blieben die beiden jungen Leute ungestört. Engelchen schlang die Arme um Eduards Hals und barg den Kopf an seiner Brust.

»Ach, was habe ich für Angst um dich ausgestanden!« klagte sie.

»Und ich um dich!«

»Nicht um dich selber?«

»Nein. Um mich brauchte ich keine Sorge zu haben, denn ich bin unschuldig. Du aber hast auf Seidelmann geschossen. Herrgott, was soll daraus werden?«

»Gar nichts wird daraus, wenigstens nichts Schlimmes«, erklang da plötzlich eine Stimme von der Tür her.

Die beiden fuhren auseinander. Da sahen sie den im Zimmer stehn, der sich so unvermutet in ihr Gespräch gemischt hatte.

Es war der alte Förster Wunderlich. Er strahlte übers ganze Gesicht und streckte Eduard und Angelika die Hände entgegen.

»Meinen herzlichsten Glückwunsch!« rief er.

Sie staunten ihn an und verstanden ihn nicht.

»Glückwunsch?« fragte Eduard schließlich.

»Wozu denn?« erkundigte sich Engelchen.

Der Förster deutete mit breitem Schmunzeln hinter sich.

»Das wird Ihnen dieser Herr mitteilen! Er ist berufen dazu.«

Damit meinte er den Kommissar, der soeben ins Zimmer trat.

»Ich freue mich, daß ich Ihnen eine gute Nachricht bringen kann«, begann der Beamte. »Ihre Unschuld ist erwiesen. Es hat sich herausgestellt, daß Fritz

Seidelmann, der Sie, Eduard Hauser, der Pascherei beschuldigte, sich damals heimlich in Ihre Stube geschlichen und die Spitzen in Ihren Rock genäht hat.«

»O dieser ...«

Angelika stand mit zornblitzenden Augen da.

»Rechten Sie nicht mehr mit ihm!« sagte der Kommissar ernst. »Er hat seine Strafe schon empfangen.«

»Seine Strafe?«

»Ja. Er, ist tot.«

»Tot? – Mein Gott!« brachten die beiden jungen Leute nur heraus.

»Ja, ja«, brummte der tiefe Baß des alten Wunderlich dazwischen, »unser Herrgott läßt nicht mit sich scherzen!«

»Ich denke«, sagte der Beamte, »der Herr Förster kann Ihnen das alles viel besser

erklären und erzählen als ich. Darum will ich mich nicht aufhalten und Ihnen nur noch dienstlich mitteilen: Sie sind beide entlassen. Hier sind die amtlichen Papiere darüber!«

»Entlassen?« stammelte Engelchen. »Ja, aber wieso denn?«

»Weil der junge Herr Hauser unschuldig ist, wie gesagt, und weil der Gerichtsherr in bezug auf das kleine Fräulein und ihre Voreiligkeit Gnade walten ließ.«

Der Kommissar reichte den beiden die Hände und machte eine Kopfbewegung nach dem alten Wunderlich hin.

»Im übrigen, meine Herrschaften, hat sich der Herr Förster ausgebeten, Ihnen das alles auseinanderzusetzen. Und ich glaube, da liegt diese Aufgabe in den besten Händen. Sie sehn, er ist schon ungeduldig – und unten wartet der Schlitten.«

*

Im Friedhof, der sich außerhalb der Kreisstadt an einem Hügel hinzog, kniete unterdes ein hochgewachsener Mann vor einem verwehten Grabhügel im tiefen Schnee. In der Hand hielt er einen bescheidenen Strauß freundlicher Schneeglöckchen, die ersten Blumen dieses Jahres, die in der kleinen Bergstadt aufzutreiben gewesen waren.

Lange verharrte der Mann in seiner stummen Andacht. Dann erhob er sich, entfernte mit der Rechten den Schnee am Kopfende des Grabes und legte behutsam den Strauß auf die Erde, als fürchte er, die Schlummernde zu wecken.

»Mutter, bist du mit deinem Sohn zufrieden?« –

*

Gewaltige Veränderungen vollzogen sich nunmehr in Hohenthal, und sie waren zum größten Teil das Werk eines einzigen Mannes. Franz Arndt entsagte seinem Beruf

als Detektiv, nachdem er seine Lebensaufgabe, die Ehre der toten Mutter zu retten und sein Heimatdorf von der Plage des Buschgespenstes zu befreien, gelöst sah. Doch sein Streben, Helfer und Freund bedrängter Menschen zu sein, das er Jahre hindurch auf der Verbrecherjagd betätigte, war noch immer rege in ihm und wirkte sich jetzt auf andre Art aus.

»Ihr wißt nun, daß wir Verwandte sind«, begann er eines Tages im Kreis der Familie Hauser, die in ihm ihren Schutzherrn verehrte. »Ich bin in Wahrheit euer Vetter, nicht der des alten Wunderlich. Kommt, wir wollen uns zusammensetzen und über die Zukunft beraten!«

Das ließen sich die Hausers nicht zweimal sagen. Sie reihten sich rings um den Tisch in der kleinen Weberhütte, und der Herr Vetter hatte das Wort.

»Wie steht es, Eduard, hast du dich mit dem Nachbar Hofmann ausgesprochen?«

»Gründlich ausgesprochen«, erwiderte Eduard, und seine strahlenden Augen verrieten schon, wie diese Aussprache verlaufen war. »Vater Hofmann ist wie umgewandelt. Er hat mir in die Hand gelobt, daß Engelchen meine Frau werden soll. Nur müssen wir noch warten, bis ich es so weit gebracht habe, daß ich eine Frau einigermaßen ernähren kann.«

»Gut«, nickte Arndt. »Ganz meine Meinung. Mit dem Heiraten habt ihr noch Zeit. Aber Verlobung könnt ihr immerhin feiern. Ich melde für diesen Anlaß bereits mein Geschenk an. Die Behörde hat den gesamten Besitz der Seidelmanns beschlagnahmt. Das Grundstück und das Geschäft sollten unter den Hammer kommen. Dem habe ich vorgebeugt und die Firma samt dem Grundstück für billiges Geld gekauft. Aber ich kann damit nichts anfangen; ich verstehe nichts von der Weberei. Wie wäre es, Eduard, möchtest du nicht die Firma in meinem Namen weiterführen? Wenn du dich einrichtest, übergebe ich dir am Hochzeitstag Haus und

Geschäft als Eigentum. Dann bist du ein gemachter Mann.«

Diesem hochherzigen Vorschlag folgte zunächst ein betroffenes Schweigen. Zu groß war der Aufstieg, den das Leben der armen Handweber so plötzlich nahm, als daß sie nicht hätten erschrecken sollen. Dann jedoch brach ein Jubelsturm los, und das Ende war eine Verlobung voll Glück und Freude, gekrönt durch ein festes Abkommen zwischen Arndt und den Hausers.

Vater Hauser sollte den Sohn in Dingen der Weberei beraten; Eduard sollte sich in die Führung des Geschäfts einarbeiten, um am Hochzeitstag die Firma ganz übernehmen zu können. Er war außer sich vor Wonne und Seligkeit, und das Engelchen war es mit ihm.

Eine Bedingung noch stellte Arndt, die seiner Menschlichkeit alle Ehre machte. Er setzte eine lebenslängliche kleine Rente für die Witwe Seidelmanns fest. Die Frau,

mochte sie nun mehr oder weniger Schuld tragen an den Untaten der Ihrigen, sollte nicht in Kummer und Elend untergehn.

»Das Gericht hat sie freisprechen müssen«, erklärte Arndt. »So wollen wir nicht richten. Und in Wahrheit ist sie gestraft genug.«

Sie hatte in der Tat alles verloren, den Mann, den Sohn, den ehrlichen Namen, das Vermögen, alles. Auch ihr Schwager, der Rentner August Seidelmann, war nicht mehr. Am Tag nach dem großen Zusammenbruch hatten ihn Grenzbeamte im Wald erhängt gefunden. Er war ein Opfer seiner eignen Umtriebe geworden, wie Seidelmann Vater und Sohn und wie Spengler-Michalowski, der im Krankenhaus seinen Verletzungen erlag. Der strafenden Gerechtigkeit entkommen war nur der Wächter Laube. Vermutlich war es ihm geglückt, über die Grenze zu entweichen. Niemand hat je wieder etwas von ihm gehört. Seine Frau verschwand mit

den Kindern auch aus der Gegend; wohin, wußte keiner zu sagen.

Gleichwohl beschäftigte der Fall des Buschgespenstes und seiner Genossen lange Zeit die Gerichte.

Gegen die beiden Brüder Wilhelmi, den Zeichner und den Müller, wurde, da sie »tätige Reue« im Sinn des Gesetzes gezeigt hatten, überhaupt kein Verfahren eröffnet. Dem Müller fiel sogar die ausgelobte Belohnung zu. Da waren aber die ortsansässigen Pascher, darunter auch Schulze, der Hundejunge, die sich wegen Teilnahme an den dunklen Machenschaften des Buschgespenstes verantworten mußten. Sie kamen überraschenderweise sämtlich frei, weil sie nachweisen konnten, daß sie unter hartem Zwang gefehlt hatten. Wieder war es Arndt, der für sie sprach und für sie alle schließlich eine Begnadigung erwirkte.

Für all das dankte dem wackern Arndt ganz Hohenthal. Wenn er durch den Ort ging,

zog jeder die Mütze oder den Hut vor dem Retter und Wohltäter der Gegend.

Als Wohltäter der armen Gebirgler erwies er sich dann auch weiterhin. Er war es, der Eduard Hauser, den neuen Inhaber der erloschenen Firma Seidelmann & Sohn, vornahm und über seine besondern Pflichten als Verleger der Hausweber belehrte.

»Vergiß nie«, sagte er zu ihm, »daß auch du einst einer von denen warst, die um kargen Lohn in Abhängigkeit schaffen mußten! Wenn du Aufträge erteilst, wenn du entlohnst, werte die Leistung! Sichere denen, die ihre Arbeitskraft hingeben für dein Unternehmen, ein menschenwürdiges Dasein, soweit es in deinen Kräften steht! Du sollst leben, aber du sollst auch die andern leben lassen. Dann wirst du eine herrliche Daseinsaufgabe erfüllen, nämlich dazu helfen, daß fortan ein zufriedenes Geschlecht auf dem Boden deiner alten Gebirgsheimat haust.«

Und Arndt predigte solche Weisheit nicht nur einem andern, sondern betätigte sie auch selber an seinem Platz. Nach dem Zusammenbruch erklärte der Baron von Wildstein, es sei ihm nichts daran gelegen, das halbverschüttete Bergwerk mit viel Unkosten wieder betriebsfähig zu machen. Er wollte den Gottes-Segen-Schacht eingehn lassen. Daraufhin machte ihm Arndt einen Besuch und bot ihm eine runde Kaufsumme für das Werk, wie es lag und stand.

Der Baron stutzte und wollte handeln. Doch Arndt ließ sich darauf nicht ein mit der Begründung, daß er eine Grube, die man dem Verfall preisgeben wolle, nur billig oder gar nicht erwerben könne. Da gab der Baron nach, und das Bergwerk ging in den Besitz Arndts über.

Der vielgewandte Mann, der selber schon über reichliche Mittel verfügte, wußte sich auch noch anderweit das nötige Betriebskapital zu verschaffen, und so gab es für die armen Leute in Hohenthal

plötzlich Arbeit in Hülle und Fülle. Der Schacht wurde wieder freigelegt und entwässert, und nach Verlauf eines Jahres führen die Bergleute bereits von neuem unter Tag. Die Essen rauchten, der Abraum ließ wieder die Halden wachsen, und das schwarze Gold stieg in den Förderkörben ans Tageslicht.

Alles wie einst. Geändert war nur das eine: Die Arbeiter empfangen am Wochenende einen anständigen Lohn, so daß sie bei ihren bescheiden Ansprüchen sorgenfrei leben konnten.

Ein einziges Jahr hatte genügt, diesen gewaltigen Umschwung zu bewirken. Jetzt bewahrheitete sich das Wort des alten Wunderlich: Es war eine Lust, in dem kleinen Gebirgsort zu leben. Überall schaffende Menschen mit frohen, zufriedenen Gesichtern, und überall Menschen, die mit Liebe und Achtung von Franz Arndt und Eduard Hauser sprachen.

Nur einer hatte an den bestehenden Zuständen noch etwas auszusetzen, und das war der Förster Wunderlich, der samt seinem Bärbchen nicht wenig stolz darauf war, dem glückbringenden Fremden seinerzeit zuerst Tür und Tor geöffnet zu haben.

»Herr Vetter«, sagte er eines Tages zu Arndt, denn er blieb bei dieser Anrede, »Sie sind ein Tausendsasa, das muß Ihnen der Neid lassen. Und Sie sind ein guter, ein prächtiger Kerl. Nur eines gefällt mir nicht an Ihnen.«

»Und das wäre?«

»Sie sollten sich ein Beispiel nehmen an Eduard Hauser. Der Bursche ist gewachsen mit seinen Pflichten und Aufgaben, erstaunlich gewachsen. Er denkt schon allen Ernstes daran, das Engelchen, das ihn verehrt und verhätschelt, als seine Frau ins alte Seidelmann-Haus zu führen. Sie aber tappen noch immer als trüber Junggeselle

durch die Landschaft. Das will mir nicht behagen.«

Arndt lachte.

»Mir auch nicht, Wunderlich, und darum habe ich mich unter den Töchtern der Kreisstadt umgesehn. Über kurz oder lang werde ich Ihnen die Erwählte meines Herzens vorstellen. Findet sie dann Ihre Billigung, so soll in dem neuen Haus, das ich mir jetzt auf dem Bergwerksgelände bauen lasse, bald eine Frau einziehn.«

So sagte Arndt, und so geschah es. Auch er wurde ein glücklicher Mann unter vielen, die sein Streben und Wirken glücklich gemacht hatte.

In dunkler Vergangenheit begraben lagen die Zeiten, da die Bewohner von Hohenthal unter der Bedrückung unheimlicher Verbrecher lebten, und nur selten noch sprach einer hier und da von jenen Tagen, von ihrer Furcht und ihren Ängsten und von

dem rätselhaften, endlich doch entlarvten
Buschgespenst.